

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

1986

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

<i>Das Wort ist Fleisch geworden (25.12.1985)</i>	4
<i>Die Tugend der Liebe (09.02.1986)</i>	7
<i>Auferstanden von den Toten (30.03.1986)</i>	9
<i>Verehrung der fünf Wunden (31.03.1986)</i>	12

Die Kirchengebote

(1) Über die Pflicht, den Sonntag zu heiligen (13.04.1986)	14
(2) Über die Pflicht, Fast- und Abszinentage zu halten (20.04.1986)	17
(3) Über die Pflicht, das Bußsakrament zu empfangen (27.04.1986)	19
<i>Die guten Werke (04.05.1986)</i>	22
<i>Aufgefahren in den Himmel (Christi Himmelfahrt, 08.05.1986)</i>	24
<i>Lohn der guten Werke (11.05.1986)</i>	27
<i>Ich glaube an den Heiligen Geist (Pfingsten, 18.05.1986)</i>	29
<i>Die Beistandsgnaden (19.05.1986)</i>	32
<i>Die heiligmachende Gnade (25.05.1986)</i>	34
<i>Geheimnis des Glaubens (Fronleichnam, 29.05.1986)</i>	37
<i>Die sieben Gaben des Heiligen Geistes (01.06.1986)</i>	40

Die Gebote Gottes

(1) Über die Pflicht, Gott anzubeten (22.06.1986)	43
(2) Über die Verehrung der Heiligen (06.07.1986)	46
(3) Über die Verehrung der Gottesmutter (13.07.1986)	49
(4) Über die Verehrung der Bilder (20.07.1986)	52
(5) Über die Verehrung der Reliquien (27.07.1986)	55
(6) Über die Bedeutung des Eides (03.08.1986)	57
(7) Über die Bedeutung des Gelübdes (10.08.1986)	60
(8) Über die Ehrfurcht vor dem Namen Gottes (17.08.1986)	63
(9) Über die Verfehlungen gegen den Namen Gottes (24.08.1986)	66
(10) Über die Pflicht zur Sonntagsheiligung (07.09.1986)	69
(11) Über den Wert und die Bedeutung der Arbeit (14.09.1986)	72
(12) Über die Pflicht, die Eltern zu ehren (21.09.1986)	75
(13) Pflichten der Untergebenen gegen die Obrigkeit (28.09.1986)	79
(14) Pflichten der Obrigkeit gegen die Untergebenen (05.10.1986)	83
(15) Pflichten gegen das eigene Leben (12.10.1986)	86
(16) Pflichten gegen fremdes Leben (26.10.1986)	89
(17) Verfehlungen gegen das sechste Gebot (01.11.1986)	92
<i>Über die Armen Seelen (Allerseelen, 02.11.1986)</i>	95
(18) Über das Recht auf Eigentum (09.11.1986)	98
(19) Verfehlungen gegen das siebente Gebot (16.11.1986)	101
(20) Verfehlungen gegen die Ehre des Nächsten (23.11.1986)	104
(21) Verfehlungen gegen das achte Gebot (30.11.1986)	107

Werke der Barmherzigkeit

(1) Über die Werke der leiblichen Barmherzigkeit (07.12.1986)	110
(2) Über die Werke der geistlichen Barmherzigkeit (14.12.1986)	113
(3) Über Zweck und Ziel der guten Werke (21.12.1986)	117
<i>Venite adoremus (Weihnachten, 25.12.1986)</i>	<i>120</i>
<i>Erster Blutzuge Stephanus (26.12.1986)</i>	<i>123</i>
<i>Fest der Unschuldigen Kinder (28.12.1986)</i>	<i>125</i>

Prof. Dr. Georg May

Das Wort ist Fleisch geworden

25.12.1985

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Daß Götter zu Menschen kommen, ist eine uralte Ahnung der Menschheit. In der griechischen Sage wird häufig von solchen Besuchen der Götter auf Erden berichtet. Etwa, als die Götter zu Tantalus kamen. Was die Sage raunt und was der Mythos ahnt, das hat die Geschichte in helles Licht gesetzt, nämlich die Menschwerdung Gottes, daß einmal zu geschichtlicher Stunde und an geschichtlichem Orte Gott diese Erde betreten hat, daß er sich eine menschliche Natur angeeignet hat und auf dieser Erde erschienen ist.

Soeben haben wir im Evangelium des Johannes vernommen: „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ „Das Wort“ ist eine schlechte, aber wohl unumgängliche Übersetzung des griechischen Begriffes *logos*. Logos ist viel mehr als das menschliche, aus unserem Munde entströmende Wort. Logos ist die ungeschaffene Weisheit Gottes, die personhafte Weisheit Gottes, die in Präexistenz, also in einer vorirdischen Daseinsweise existierende Weisheit Gottes. Und von diesem Logos sagt Johannes: „Er ist Fleisch geworden.“

Warum denn Fleisch? Fleisch ist der Inbegriff des Geschöpflichen in der biblischen Sprache. Fleischwerdung bedeutet etwa nicht nur, daß er einen Körper angenommen hat, es bedeutet ebenso gut, daß er eine menschliche Seele sich angeeignet hat. Aber Fleisch ist die Geschöpflichkeit, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der Hinfälligkeit und der Schwäche.

„Und hat unter uns gewohnt.“ 33 Jahre ist er in der menschlichen Natur auf dieser Erde gewandert, hat er unter uns gelebt und ist für uns gestorben. Das heißt: Er hat unter uns gewohnt. Er hat eine Zeltwohnung aufgeschlagen unter uns, so müßte man genaugenommen übersetzen. Er hatte hier keine dauernde Bleibe.

Der Logos ist Fleisch geworden. Das bedeutet, daß Gott der ewige Vater dieses Logos ist. Im Glaubensbekenntnis wird genau unterschieden zwischen der ewigen Geburt Jesu Christi aus dem Vater und der zeitlichen Geburt aus der Jungfrau Maria. Das ist ganz deutlich auseinanderzuhalten. Von Ewigkeit ist er Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt - das ist ein Unterschied -, nicht geschaffen. Zeugung ist nämlich die Hervorbringung eines Gleichen ohne werkzeugliche Methodik. Davon abgesetzt die Menschwerdung des Logos in der Zeit, aus der Jungfrau Maria, nicht, wie es in der neuen Übersetzung heißt: „von“. Da ist ein großer Unterschied in den Präpositionen: „aus!“ Das heißt: Alles, was Christus als Mensch hat, das hat er aus seiner Mutter, der Jungfrau Maria, das hat er nicht mitgebracht aus dem Himmel und auch nicht anderswoher, sondern aus dem Körper seiner Mutter Maria. „Durch den Heiligen Geist!“ Alle Werke Gottes nach außen sind den drei Personen gemeinsam. So lautet ein unumstößlicher Satz der katholischen Dogmatik. Aber das hindert nicht, daß besondere Werke den einzelnen Personen zugeschrieben werden. Und weil die Menschwerdung ein Akt der höchsten Liebe Gottes ist, deswegen wird dieser Akt der personhaften Liebe von Vater und Sohn, dem Heiligen Geist, zugeschrieben. **Durch** den Heiligen Geist, **aus** Maria. So ist die genuine katholische Formel. Denn der Heilige Geist ist es, dem diese wunderbare Menschwerdung zugeschrieben wird.

Maria hat also den ganzen Menschen Jesus geboren, und der war von Anfang an, vom ersten Augenblick seiner irdischen Existenz mit dem Logos verbunden. Heute feiern wir nicht eigentlich die Menschwerdung Jesu, denn sie ist schon neun Monate vorher geschehen. Heute feiern wir sein Heraustreten aus dem Mutterleib, und insofern ist es die Menschwerdung, als jetzt aller Menschheit

auf der ganzen Welt bekannt wird: Jetzt ist er da, der Weltschöpfer, der, der alles Unheil aufarbeitet, der Schlangentreter, jetzt ist er da.

Gott ist also in zweifacher Hinsicht der Vater Jesu. Einmal durch ewige Zeugung, zum anderen durch die Bildung der Menschheit Jesu in der Jungfrau Maria. Der Nährvater Josef hat mit dem Hervorgang Jesu nichts zu tun. Er ist der Schützer Mariens und des Jesusknaben. Er ist bestellt worden, damit er für Maria und das Jesuskind Sorge, damit sie auf der Flucht einen Beschützer hätten, auch damit die Ehre Mariens unangetastet blieb. Aber mit dem Hervorgang Jesu aus der Jungfrau Maria hat Josef nichts zu tun. Er ist in keiner Hinsicht der biologische Vater Jesu, wie es ungläubige Theologen unserer Zeit verbreiten. Er ist der Nährvater Jesu und der Beschützer der heiligen Familie, und darin erschöpft sich seine Aufgabe.

Gott ist ein Mensch geworden. Das ist ein unergründliches Geheimnis. Wir ehren es jeden Tag dreimal, wenn wir den Engel des Herrn beten. Da wird das Zwiegespräch zwischen dem Engel und Maria wiederholt. Durch ihr Ja hat Maria den Gottessohn auf die Erde gleichsam herabgezogen. Dies ist ein unergründliches Geheimnis, und wir können nur mit unseren schwachen Kräften versuchen, in dieses Geheimnis einzudringen. Gott hat selbstverständlich nicht den Himmel verlassen, als er ein Mensch wurde. Er hat eine Grenze überschritten, aber nicht die Grenze zwischen zwei territorialen Bereichen, sondern die Grenze, die zwischen Geschöpf und Schöpfer besteht.

Nur die zweite göttliche Person hat die Menschwerdung vollzogen, nicht die erste und nicht die dritte. Die Theologen haben darüber nachgedacht, ob auch der Vater und ob auch der Heilige Geist hätte Mensch werden können. Sie sagen: An sich wäre es möglich gewesen, aber die Menschwerdung ist allein vom Logos, von der zweiten göttlichen Person vollzogen worden. Als Antwort geben die Theologen an: Derjenige, der der Sohn Gottes war, sollte, weil er Sohn ist, auch der Sohn des Menschen sein. Im Philipperbrief heißt es, Christus habe seine Gottgleichheit nicht wie einen Raub festgehalten, sondern er habe sich entäußert, er habe die Gestalt eines Menschen angenommen und sei im Äußeren erfunden worden wie ein Mensch. Das ist tatsächlich das Geheimnis der Weihnacht. Er, der reich war, wurde arm, damit wir reich würden. Er, der der Herr war, wurde ein Knecht, damit wir Herren würden. Aber das bedeutet nicht, daß der Herr aufgehört habe, Gott zu sein. Der Nazarener Jesus ist von Anfang an ohne Unterbrechung und ohne Aufhören der Logos geblieben. Daß er sich entäußert hat, bedeutet nur, daß er eben in diese Knechtschaft des Fleisches eingegangen ist, daß er, dem Ehre und Herrlichkeit geziemt hätten, die Plackerei, die Mühsal und die Last des irdischen Lebens auf sich genommen hat. Über dieses Geheimnis kann und muß man endlos staunen.

In der Weihnachtsnacht hatte der Organist von St. Florian in Österreich, Anton Bruckner, gar wundersam die Orgel gespielt, und er war nachher nicht nach Hause gekommen. Man suchte ihn. Da fand man ihn, wie er an der Krippe kniete. „Meister,“ so sagten seine Hausgenossen, „was habt Ihr hier die ganze Nacht gemacht?“ Da gab Bruckner zur Antwort: „Ich habe immer nur vor mich hingesagt: Er ist ein Mensch geworden! Er ist ein Mensch geworden! Und da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden.“ Dieser große Künstler hatte etwas vom Geheimnis der Weihnacht verstanden. Wer die Wirklichkeit der Menschwerdung betrachtet, der wird wahrlich vor Staunen nicht mehr fertig. Aber er muß das Geheimnis stehen lassen und darf es nicht zerplücken, wie der Herr Dexheimer, der Chefredakteur der Mainzer Allgemeinen Zeitung, der von Legende spricht, oder wie ein katholischer Bischof, der in der Zeitung DIE WELT von legendenhaften Zügen der Weihnachtsgeschichte spricht. Wer so redet, der läßt das Geheimnis nicht stehen, der kann auch nicht mehr staunen.

Nein, meine Christen, vom ersten bis zum letzten Buchstaben der Heiligen Schrift müssen wir annehmen, was Gottes Geist uns zu offenbaren sich gewürdigt hat. „Er ist ein Mensch geworden, und da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden!“

Er ist ein Mensch geworden für uns. Denn so heißt es im Glaubensbekenntnis: *Propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis* - Wegen uns Menschen und wegen unseres Heiles willen ist er vom Himmel herabgestiegen. Er hat sich aufgemacht, die Verlorenheit der Menschen zu überwinden. Er hat es unternommen, den Menschen aus seiner Knechtschaft zu befreien.

Der Herr und Heiland hat den Auftrag des Vaters erfüllt, eine vollkommene Genugtuung für die Schuld der Menschen durch seinen Erlösungstod am Kreuze zu leisten. Das hat uns Anselm von Canterbury, der große mittelalterliche Theologe, wunderbar erklärt. Gott wollte eine vollkommene

Genugtuung. Er hätte sich auch mit weniger begnügen können, aber nein, er wollte eine vollkommene Genugtuung für die Schuld der Menschen. Die Liebe Gottes, aber auch die Gerechtigkeit Gottes sollte unübersehbar geoffenbart werden, und das war nur möglich durch ein Todesleiden, durch einen Erlösungstod. Ein Mensch konnte wohl sterben, konnte auch für andere sterben, aber seine Genugtuung war zu arm, sie reichte nicht aus, um eine ganze Menschheit zu erlösen. So mußte also Gott die Erlösung auf sich nehmen. Aber wäre er nur Gott gewesen, dann hätte er nicht sterben können. So mußte er einen menschlichen Leib annehmen, um in diesem Leib die Sündenschuld an das Kreuz zu tragen, die Schuldsschrift, die wider uns lautet, an das Kreuzesholz zu heften und damit auszulöschen.

Aus diesen Zusammenhängen sieht man, daß nur ein Gottmensch imstande war, die vollkommene Genugtuung zu leisten. Als Gott konnte er eine Genugtuung in überreichem Maße bewirken, als Mensch konnte er das Leid auf sich nehmen, ohne das die Genugtuung nicht erbracht werden sollte.

O wunderbares Geheimnis der Menschwerdung unseres Herrn und Heilandes! „Er ist ein Mensch geworden, er ist ein Mensch geworden, und da bin ich vor Staunen nicht mehr fertig geworden.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Tugend der Liebe

09.02.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Für jetzt bleiben diese drei: Glaube, Hoffnung, Liebe. Das größte aber unter ihnen ist die Liebe!“ So haben wir eben in der Epistel des heutigen Sonntags vernommen. Wir haben an den vergangenen Sonntagen die Tugenden betrachtet, die göttlichen Tugenden und die sittlichen Tugenden. Glaube, Hoffnung, Liebe sind die göttlichen Tugenden, weil sie sich unmittelbar auf Gott richten, weil Gott ihr Ziel, ihr Gegenstand und ihr Beweggrund ist. Der Glaube ist die Wurzel. Ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen. Die Hoffnung ist die Krone, sie richtet den Menschen auf. Aber die Liebe ist gleichsam der ganze Inhalt unserer Gottesbeziehung. Die Liebe ist die größte der drei göttlichen Tugenden, weil sie uns unmittelbar mit Gott vereinigt.

Das ist von Christus selbst bezeugt worden. „Wenn einer mich liebt, so wird mein Vater ihn lieben, und auch ich werde ihn lieben, und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Da sieht man die vereinigende Kraft der Liebe. Die Liebe vereinigt Menschen in einer vorläufigen, provisorischen und manchmal recht irdischen Weise, aber sie vereinigt erst recht mit Gott. Die Liebe besitzt eine vereinigende Kraft. Wer Gott liebt, der trägt die Verheißung, daß er wiedergeliebt wird, und wo zwei Liebende aufeinander zugehen, da geschieht die Vereinigung in der Liebe. Die Liebe ist daher die größte der drei göttlichen Tugenden; sie ist es auch deswegen, weil sie niemals ausgeht. Der Glaube hört einmal auf, weil er nämlich zur Anschauung kommt. Wenn wir im Himmel sind, dann brauchen wir nicht mehr zu glauben, dann sehen wir, dann besitzen wir die Anschauung Gottes. Die Hoffnung hört einmal auf, denn wenn wir im Himmel sind, brauchen wir nicht mehr auf die Heilsgüter zu hoffen, wir besitzen sie. Aber die Liebe hört auch im Himmel nicht auf. Die Liebe wird vielmehr endlich zum Genuß ihres Gegenstandes, zum vollen, nie mehr aufgehörenden Genuß ihres Gegenstandes, nämlich Gottes kommen. Weissagungen, Sprachengabe, Wissenschaft, das alles hört auf, aber die Liebe hört niemals auf.

Die Liebe allein verleiht den anderen Tugenden, den sittlichen Tugenden ihren Heilswert. Natürliche Tugenden haben auch die Heiden, haben auch die Menschen, die von Gott nichts wissen wollen. Aufgrund von Anlagen und Neigungen haben sie gewisse natürliche Tugenden in sich ausgebildet. Es gibt Menschen, die sind von Natur aus sanftmütig oder freigebig, brauchen kaum etwas dazuzutun; das haben sie gleichsam von Geburt an. Aber das ist keine übernatürliche Tugend, das ist keine heilswirksame Tugend, das ist keine Tugend, die ihren Lohn erwarten darf. Eine Tugend, die heilswirksam sein soll, muß aus der Liebe hervorgehen, aus der Gottesliebe, sie muß mit der Gottesliebe verbunden sein. Und wenn jemand aus der Gottesliebe herausfällt, dann verliert er die heilswirksame, die - wie die Theologie sagt - übernatürliche Tugend. Dann mag die natürliche Tugend bleiben. Es gibt eben auch natürlich Gutes auf dieser Erde, aber es ist für die Ewigkeit verloren. Es ist etwas Gutes, was keine Frucht bringt. Es ist etwas Gutes, was nicht zum Heile führt.

Wir müssen also die Gottesliebe bewahren, wenn wir übernatürliche Tugenden erwerben, besitzen und erhalten wollen. Die Gottesliebe ist gleichsam die Wurzel dieses Baumes, auf dem die übernatürlichen Tugenden Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit, Klugheit, Freigebigkeit und wie sie alle heißen wachsen. Nach Thomas von Aquin besitzt derjenige, der die vollkommene Liebe hat, alle Tugenden, aber nicht alle in gleichem Maß. Auch die Heiligen waren sehr unterschiedlich mit Tugenden ausgestattet. Sie besaßen gewiß den heroischen Grad der Tugend, d.h. die weit überdurchschnittliche Dimension, aber nicht jede Tugend war in gleichem Maße bei ihnen ausgebildet. Der Dulder Job besaß

die Geduld in besonderer Weise, Abraham die Versöhnlichkeit, Ignatius von Loyola den Eifer im Guten, Franz von Sales die Sanftmut.

Und wir sollen vor allem jene Tugenden in uns ausbilden, die wir besonders nötig haben, die mit unseren Lebensumständen, mit unserem Beruf, mit unseren Verhältnissen notwendig gegeben sein sollten. Diese Tugenden sollten wir ausbilden. Die Tugenden lassen sich nämlich vermehren. Die übernatürlichen Tugenden werden vermehrt durch die heiligmachende Gnade. Wenn Gott uns heiligmachende Gnade schenkt und sie vermehrt, werden auch die Tugenden vermehrt. Wir können die sittlichen Tugenden auch durch eigene Anstrengung vermehren, indem wir uns bemühen, die entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden und aus dem Wege zu räumen, indem wir die Tugenden bewußt und gezielt pflegen, indem wir uns immer wieder daran erinnern: Ich möchte im Dienste Gottes mich auszeichnen, und das geschieht, indem ich ein tugendhafter Mensch werde, nämlich treu, gerecht, wahrhaftig, verläßlich, rein, selbstlos, selbstvergessen werde. Ich möchte ein Mensch werden, der mit dem Tugendkleide angetan ist, wie wir es von der Muttergottes singen: „Sie strahlt im Tugendkleide.“

Die Tugenden können auch verlorengehen und vermindert werden. Verloren gehen sie immer dann als übernatürliche Tugenden, wenn wir die Gottesliebe verlieren. Der schwere Sünder verliert alle übernatürlichen Tugenden. Was übrig bleibt, sind natürliche Tugenden. Vermindert wird die Tugend durch Nicht-Übung. Das wissen wir ja schon aus unserem natürlichen Bereich. Wenn man ein Musikinstrument nicht übt, wenn man eine Sprache nicht spricht, dann verliert sich die Kunst, die wir erlernt haben, dann verliert sich die Kenntnis, die wir erworben haben. Und so kann es auch mit der Tugend gehen. Wenn wir uns gehenlassen, dann verlieren wir die Tugend. Ein Stein rollt immer leichter den Berg herab, als daß er hinaufgewälzt wird. Wir brauchen uns nur dem natürlichen Schwergewicht, der Schwäche unserer Natur zu überlassen, um von den Tugenden entblößt zu werden.

So ist also das ganze Leben des Christen, meine lieben Freunde, ein ständiger Kampf. Ich kann in gewisser Hinsicht den Aufschrei von Menschen verstehen, die sagen: Ach, wäre ich niemals mit der Wahrheit des Christentums bekanntgemacht worden! Ich würde angenehmer und bequemer leben. **Ohne Frage! Ohne Frage!** Aber weder das angenehme noch das bequeme Leben kann unser Ziel auf Erden sein. Das ist der fleischliche Mensch, der sich hier gegen den geistlichen Menschen erhebt. Das ist das schlechtere Ich, das gegen das bessere Ich mobil macht.

Nein, meine lieben Freunde, „du kennst deine Berufung, denn du spürst ihre Last. Aber wenn du sie preisgibst, dann verunstaltest du dich selbst.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Auferstanden von den Toten

30.03.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Abgestiegen zu der Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten.“ So haben wir in unserer Kindheit im Apostolischen Glaubensbekenntnis gelernt, so haben wir unzählige Male gebetet. „Abgestiegen zu der Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten.“

Die Osterverkündigung hat also zwei Bestandteile: Abgestiegen zu der Hölle - am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten.

Der erste Bestandteil kommt meistens etwas zu kurz in der Osterverkündigung. Aber wir dürfen nichts unterschlagen von dem, was im Glaubensbekenntnis steht. Jeder Satz, jedes Wort ist bedeutsam. Deswegen wollen wir an erster Stelle überlegen, was es heißt: Abgestiegen zu der Hölle. Und „Am dritten Tage auferstanden von den Toten“ ist dann der zweite Teil unserer Überlegung.

Die Hölle, von der hier die Rede ist, ist die Wiedergabe des lateinischen Wortes *infernum* oder *inferno*, und das bedeutet „Unterwelt“, „Totenreich.“ Wenn es in der neuen Übersetzung heißt: Abgestiegen in das Totenreich, so ist das nicht falsch. Der Ausdruck „Hölle“ kommt natürlich aus dem Mittelalter, und da verstand man unter „Hölle“ mehrfaches. Zunächst einmal natürlich die Feuerhölle, also den Zustand der Verdammten. Der ist damit nicht gemeint. In die Feuerhölle ist der Herr bestimmt nicht hinabgestiegen. Die Verdammten haben an der Erlösung keinen Anteil. In der Feuerhölle ist die ewige Verdammnis, und Ewigkeit bedeutet, daß der Zustand nicht aufhört. Es ist aber mit Hölle auch nicht das Fegfeuer gemeint; denn das Fegfeuer ist ein Zustand, in dem die Seelen, die gerettet sind, durch Leiden gereinigt und für den Eingang in die Seligkeit des Himmels bereitet werden. Das Fegfeuer scheidet also auch für die Bedeutung „Hölle“ aus. Was bleibt dann übrig? Es bleibt das übrig, was unser guter alter Mainzer Katechismus aus dem Jahre 1926 mit dem Wort ausdrückt: Vorhölle. „Die Seele Jesu stieg nach seinem Tode in die Vorhölle hinab, zu den Seelen der verstorbenen Gerechten.“ So heißt es ganz richtig in diesem Katechismus.

Die Vorhölle ist ein Zustand ganz eigener Art. In ihm befanden sich die Seelen der Gerechten, die vor dem Tode Christi abgeschieden waren, also Abraham, Isaak, Jakob, Joseph, David, Daniel, der Nährvater Jesu, Joseph. Dieser Zustand der Vorhölle war nicht ohne Freude; denn die darin Befindlichen waren gerettet. Sie hatten bei ihrem persönlichen Gericht die Gewißheit erlangt: Wir haben vor Gott bestanden. Wir sind nicht verdammt, sondern wir sind gerettet. Deswegen nennt der Heiland im Gleichnis vom armen Lazarus und vom reichen Prasser diesen Zustand „Schoß Abrahams“. Man ist geborgen im Schoß Abrahams. Es heißt aber dieser Zustand gleichzeitig (im ersten Petrusbrief) „Gefängnis“, weil die Seelen nicht herauskonnten. Sie mußten warten, bis der Himmel geöffnet war. Und das eben ist in der Auferstehung Jesu als der Vollendung der Erlösung geschehen. Jetzt ist Jesu Seele - der Leib hing ja am Kreuze und wurde dann begraben -, vereint mit der Gottheit, in den Zustand der Vorhölle hinabgestiegen und hat die Väter, Patriarchen und Propheten, die Gerechten des Alten Bundes befreit.

Schön ist das bildlich dargestellt in Urschalling in Bayern. Da sieht man einen aufgesperrten Rachen, das ist die Unterwelt, und dieser Rachen wird aufgesperrt durch das Kreuz Christi. Er öffnet die Unterwelt, die Vorhölle, und läßt die Gerechten, die wir hier sehen, heraus, er führt sie siegreich als Beute in seinen Himmel hinauf.

„Abgestiegen zu der Hölle.“ Jetzt wissen wir, was das bedeutet. Es ist die Befreiung der Gerechten des Alten Bundes aus dem Zustand der Vorläufigkeit des Gerettetseins hinein in die ewige Seligkeit, wo sie sich mit Gott eine Ewigkeit freuen dürfen.

„Auferstanden von den Toten.“ Der Herr hat seine Auferstehung vorausverkündet wie seinen Tod. Er hat den Jüngern mehrfach gesagt: „Der Menschensohn wird geißelt, mit Dornen gekrönt, gekreuzigt werden: Aber am dritten Tage wird er auferstehen!“ Und er hat das kühne Wort gesprochen: „Reißt diesen Tempel - seinen Leib - nieder, und in drei Tagen will ich ihn wieder aufrichten!“ Diese Verheißung hat sich erfüllt am Auferstehungstag. Der entseelte Leib des Herrn ist - in verwandelter und verklärter Gestalt - wieder lebendig geworden. „Der Herr ist *wahrhaft* auferstanden!“ betont die Kirche. Es steht immer das Wort „*vere*“ dabei, um nämlich eine Scheinauferstehung, eine abgeschwächte Auferstehung, eine bloß symbolische Auferstehung, wie sie progressistische Theologen oder ungläubige, abgefallene Männer vertreten, auszuschließen.

Wenn der evangelische Theologe Rudolf Bultmann sagt: „Ein toter Leib kann nicht wieder lebendig werden,“ dann spricht er eine banale Phrase aus, wie sie die Fleischer auch sagen. Deswegen ist ja das Evangelium geschrieben worden, deswegen gibt es ja das Christentum, weil das einmal passiert ist. Das ist ein Satz von einer abgründigen Dummheit!

Der Unglaube hat, meine lieben Christen, drei Hypothesen vorgebracht, um die Wahrheit der Auferstehung Jesu nicht annehmen zu müssen. An erster Stelle - und das steht ja schon in der heiligen Schrift - gab er vor, der Leichnam Jesu sei gestohlen worden. Darauf ist zu antworten: Zu einer solchen Tat waren die Jünger aufgrund ihrer sittlichen Lauterkeit nicht fähig. Außerdem waren sie viel zu furchtsam, als daß sie es gewagt hätten, aus dem bewachten Grabe den Leichnam zu holen. Schließlich hätten ja auch die Wächter aufwachen müssen, wenn hier eine Operation an dem Grabe vorgenommen würde, wenn der Stein weggewälzt würde. Die Diebstahlhypothese ist die dümmste von allen.

An zweiter Stelle wird die Scheintodhypothese vertreten. Und Sie haben sie ja vor wenigen Tagen in der Mainzer Allgemeinen Zeitung wieder aufgewärmt bekommen. Man sagt, Jesus sei gar nicht gestorben, er sei nur scheinbar tot gewesen, der große Blutverlust habe bewirkt, daß Lebensäußerungen nicht mehr erkennbar gewesen seien, aber er habe sich dann wieder erholt und sei auferstanden und - nach diesem Zeitungsbericht - irgendwo in Indien untergetaucht. Wie das möglich sein soll, das ist bisher noch niemals klargemacht worden. Jesus war schon so schwach, daß er sein Kreuz zeitweise nicht allein tragen konnte. Die Verhöre, die Geißelung und der Blutverlust hatten ihn geschwächt. Die Kreuzigung mit ihren Qualen, mit ihren entsetzlichen Qualen hatte ihn als ersten in den Tod geführt. Die beiden Schächer starben ja später als er. Er starb als erster. Und wenn er noch nicht tot gewesen wäre, dann hätte ihm der Stich mit einer starken Lanze, die mit einer mehrschneidigen metallenen Stoßklinge versehen war, von einem Soldaten geführt, mit Sicherheit den Tod gebracht.

Die frommen Männer und Frauen, die ihn beerdigten, hätten ihn sicher nicht beigesetzt, wenn er nicht tot gewesen wäre. Außerdem hat ja der Hauptmann den Eintritt des Todes überprüfen lassen, denn Pilatus wunderte sich, daß Jesus so früh gestorben war. Mit der Scheintodhypothese ist es nichts. Wie soll ein so schwer verwundeter Mann 36 Stunden nach seinem Tode mit durchbohrten Händen sich aus den Packungen befreien, den Stein wegwälzen und mit durchbohrten Füßen herumlaufen? Das ist absolut unsinnig!

Die gefährlichste Hypothese ist die Halluzinationshypothese. Die Jünger, so sagt man, haben sich eingebildet, daß Jesus auferstanden ist. Sie haben es gehofft und geglaubt, und dann haben sich die entsprechenden Bilder in ihrer Seele eingestellt. Diese Hypothese scheitert an zwei Fakten: Einmal haben die Jünger eben gar nicht gehofft und geglaubt, sondern ihre Hoffnung und ihr Glaube lagen darnieder. Sie haben alles andere erwartet, nur nicht die Auferstehung. Sie wurden von der Auferstehung überrascht, sie wurden von ihr überfallen. Sie haben nicht eine Phantasie hervorgerufen aus ihrem sehnsüchtigen Inneren, sondern sie haben ein Faktum, das von außen auf sie eindrang, zur Kenntnis nehmen müssen. Erscheinungen sind keine Phantasien, Erscheinungen sind Wirklichkeiten, die Gott dem Menschen zu sehen gibt, die von außen auf den Menschen eindringen und denen er sich nicht entziehen kann. Sie sind also keine Vorgänge im Inneren des Menschen, sondern sie sind *äußere* Phänomene. Die Evangelien mit ihrer untrüglichen Wahrheit bezeugen, daß die Erscheinungen nicht in dunkler Nacht, sondern am Tage geschahen, daß sie nicht bloß einmal auftraten, sondern oft sich

wiederholten, daß sie vor Einzelpersonen, aber auch vor ganzen Gruppen von Personen sich ereigneten. Die Erscheinungen spielten sich nicht nur an einem Ort ab, in Jerusalem, sondern auch an anderen Orten, auch in Galiläa, am See Genesareth, auf einem Berge.

Das alles schließt die Halluzinationshypothese aus. Der Herr hat sich den Seinen zu erkennen gegeben nicht als ein Gespenst, nicht als ein Phantasieprodukt, sondern als der leighafte Herr, als der verklärte Gekreuzigte! Die Identität wurde bewiesen, indem Thomas die Finger in die Wunden der Nägel und die Hand in die viel größere Wunde der Seite legen durfte. „Mein Herr und mein Gott!“ So brach es aus den Zweifler Thomas heraus.

Wir haben, meine lieben Freunde, keinen Anlaß, an der Wahrheit des Glaubens, den wir als Kinder gelernt haben, zu zweifeln. Ungläubige hat es immer gegeben, neu ist vielleicht, daß diese Ungläubigen sich heute im Schoß der katholischen Kirche befinden, das ist neu. Man hat offenbar nicht mehr die Kraft, diese Menschen zu entfernen, sie dorthin gehen zu lassen, wohin sie gehören, nämlich zu den Häresien.

Aber das darf uns nicht irre machen in unserem unerschütterlichen Glauben: „Der Herr ist auferstanden, er ist wahrhaft auferstanden, er ist dem Petrus und den Emmausjüngern und den sieben Jüngern am See Genesareth, ja fünfhundert Brüdern auf einmal erschienen.“

Du Sieger, du König, du erstandst wahrhaft vom Tod! Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Verehrung der fünf Wunden

31.03.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Hände Mal, hast die Wunden ja empfunden auch für meiner Sünden Zahl! Voller Treue und mit Reue über meine Missetat küß' ich heute jene Seite, die man dir geöffnet hat. Und in Demut und mit Wehmut sei dein heil'ges Haupt geküßt, das verhöhnet, dorngekrönt voller Blut und Wunden ist.“

So schöne Verse findet das alte Breslauer Diözesangesangbuch für die Wunden unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Die Verehrung der Wunden des Herrn ist wohl so alt wie das Christentum. Denn mit den Wunden des Herrn hat es eine besondere Bewandtnis. Sie sind die *pignora salutis nostrae*. Sie sind die Unterpfänder unseres Heiles. Das will besagen: Weil es die Wunden Jesu gibt und weil wir die Wunden Jesu kennen, deswegen dürfen wir zuversichtlich auf unser Heil, auf unsere Rettung, auf unsere himmlische Freude rechnen. Der Herr hat uns erlöst, so weiß es jedes Kind, durch seinen Gehorsam gegen den Vater. „Er ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze.“ Deswegen, wegen des Gehorsams, hat ihm Gott einen Namen gegeben, der über alle Namen ist und ihn erhöht. Durch den Gehorsam gegen den Vater im Himmel hat uns Christus erlöst. Durch den Gehorsam - so müssen wir ergänzend sagen, der aus der Liebe kam. Es war ein liebender Gehorsam. Und es war eine gehorsame Liebe, die er dem Vater bewiesen hat.

Aber dieser Gehorsam war eben nicht nur ein innerer, seelischer Akt, sondern dieser Gehorsam vollzog sich in handgreiflichen Tatsachen. Dieser Gehorsam vollzog sich im bitteren, schmerzlichen Leiden. Die Früchte dieses Leidens, die Zeugnisse des Leidens sind die Wunden Jesu. Wir Christen hängen ja das Kreuz über unsere Altäre, bringen es in unseren Wohnungen an und stellen es an die Wegraine. Wir richten aber das Kreuz nicht leer auf, wie es die Protestanten gern tun, sondern wir befestigen am Kreuz den Gekreuzigten, den Crucifixus. Und an dem Gekreuzigten sehen wir seine Wunden, die Wunde der rechten Hand, die Wunde der linken Hand, die Wunde des rechten Fußes, die Wunde des linken Fußes und die Wunde der Seite.

Geschichtskenner belehren uns, wie Jesus die Wunden geschlagen wurden; also in der Hand nicht etwa durch den Handteller, denn wenn die Wunde da dem Herrn beigebracht worden wäre, wäre die Hand durchgerissen und der Gekreuzigte wäre herabgefallen vom Kreuz. Nein, die Wunde lag in der Handwurzel, wo das Gewicht des Körpers ohne weiteres getragen werden konnte. Auch bezüglich der Wunde der Seite hat sich eine wahrscheinlich unrichtige Betrachtungsweise eingeschlichen, nämlich die Seite wird gewöhnlich auf der Rechten als durchbohrt angegeben. Mit größter Wahrscheinlichkeit ist aber nicht die rechte Seite von der Lanze durchbohrt worden, sondern die linke; denn der Soldat wollte ja das Herz treffen. Und wenn er das Herz treffen wollte, mußte er unbedingt links hineinstecken, weil das Herz zu einem Drittel rechts, zu zwei Dritteln links von der Mittellinie liegt. Die linke Seite des Herrn wurde also mit größter Wahrscheinlichkeit von der Lanze des Soldaten durchstoßen.

Die Wunden des Herrn sind die Geburtsstunde der Kirche und der Sakramente. Denn ohne Erlösung durch sein Blut gäbe es kein Weitergehen der Sache Jesu, wie man heute sagt. Nur weil Jesus uns durch seinen schmerzhaften Tod erlöst hat, gibt es die Jüngergemeinde der Erlösten.

„Es floß Blut und Wasser heraus.“ Und das haben die Kirchenväter immer gedeutet auf zwei Sakramente - Blut auf die Eucharistie, Wasser auf die Taufe, die beiden Hauptsakramente. Wir unterscheiden ja bei den Sakramenten Haupt- und Nebensakramente. Die Hauptsakramente sind Taufe und Eucharistie. Sie sind geboren aus der Seitenwunde des Heilandes. Das heißt: Ihre geistliche Kraft

kommt aus dem erlösenden Leiden des Herrn. Die Bedeutung der Wunden, die die Henker und Soldaten dem Herrn geschlagen haben, ist so groß, daß der Herr sie auch als Verklärter behalten wollte. Wenn er die Wunden nicht auch an seinem verklärten, behenden, durchdringenden, wunderbaren, schönen Leib getragen hätte, hätte er nicht zu dem Thomas sagen können: „Lege deinen Finger in die Wunden der Nägel und lege deine Hand - die ja größer ist als die Finger - in die Seitenwunde!“ Der Herr hat die Wunden, hat die Wundmale behalten. Warum denn? Aus drei Gründen:

Einmal sind die Wunden, sind die Narben der Wunden für einen siegreichen Helden Zeichen des Kampfes, der Tapferkeit und des Triumphes. So auch für Jesus. Mit Stolz kann er darauf verweisen, was er erlitten hat, um dem Willen des Vaters gehorsam zu sein. Die Wunden sind jetzt Siegeszeichen geworden. Der zweite Grund, warum der Herr die Wunden behielt, ist darin gelegen, daß er sich unser gleichsam erinnern wollte; denn er hat uns in die Hände geschrieben durch seine kostbaren Wunden. Das ist das Erinnerungszeichen seiner unendlichen Liebe zu uns. Und schließlich noch ein dritter Grund, warum der Herr die Wunden behielt: Er wollte sie stets dem Vater im Himmel vorweisen als das Unterpfand unserer Erlösung. So hält er gewissermaßen das Kreuzesopfer im Himmel stets gegenwärtig, indem er dem Vater sagt: „Sieh, das habe ich, dein Sohn, für die Menschen getan.“ Und so hat der Vater gewissermaßen - wir sprechen menschlich, wie sollten wir anders sprechen? - stets den Lösepreis, die Unterpfänder der Erlösung, die Zeichen des Verdienstes der Erlösung vor Augen. Der Herr weist ihm seine Wundmale vor, und der Vater verzeiht daraufhin den reuigen Sündern.

Das also sind die Gründe, meine lieben Freunde, warum der Herr die Wundmale nach seiner Auferstehung behalten wollte.

Das christliche Volk hat immer die Wunden des Herrn verehrt. „Herr, ich küsse deine Füße, deiner heiligen Wunden Mal.“ Auch wir wollen diese wunderbare Übung uns zu eigen machen, die Wunden des Herrn zu verehren. In früheren Zeiten konnte man bei Beerdigungen - auch in Mainz - erleben, wie auf dem Weg von der Leichenhalle zum Grabe die „Fünf Wunden“ gebetet wurden. Ein wunderbarer Brauch, gerade dann, wenn das Gericht für einen Menschen ansteht, die Zuflucht zu den Wunden des Heilandes zu nehmen.

Machen wir, meine lieben Freunde, diese Übung uns zu eigen! Merken wir uns in dem schönen Gebet: Seele Christi, heilige mich, das wir ja nach jeder heiligen Messe beten sollen, die ergreifende Bitte: „In deinen Wunden berge mich!“ Ja wahrhaftig, meine lieben Freunde, wer da geborgen ist, der ist für alle Ewigkeit geborgen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Kirchengebote (1)

(Über die Pflicht, den Sonntag zu heiligen)

13.04.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst an jedem Sonn- und Feiertag eine heilige Messe mit Andacht hören!“ So lautet das zweite Kirchengebot, das wir als Kinder gelernt haben. Dieses Gebot ist nach wie vor gültig. Du sollst jeden Sonn- und Feiertag - gemeint sind die gebotenen Feiertage - eine heilige Messe mit Andacht hören!

Daß der Sonntag zu heiligen ist, sagt uns Gottes Gebot. Wie der Sonntag zu heiligen ist, sagt das Kirchengebot. Die Sonn- und Feiertagsheiligung hat zu geschehen, indem der Christ, indem der katholische Christ sich an dem beteiligt, was der größte Schatz seiner Kirche ist, nämlich dem heiligen Meßopfer. Es ist nichts denkbar, was über den Wert der heiligen Messe gehen könnte auf Erden. Das ist das größte, das schönste und das beglückendste Geschenk, das unser Herr und Heiland seiner Gemeinde, seiner Kirche, uns vermacht hat.

Du sollst alle Sonn- und Feiertage eine heilige Messe mit Andacht hören! Man wundert sich, daß ein solches Gebot notwendig ist. Man sollte meinen, die Christen würden strömen an den Ort, wo das Meßopfer gefeiert wird, wo die Menschwerdung sich in gewisser Hinsicht erneuert, wo das Kreuzesopfer in die Gegenwart eintritt. Man sollte meinen, wir würden nicht mehr lassen von der Teilnahme an diesem heiligen Geschehen. Aber nein, die Kirche muß sagen: „Du sollst alle Sonn- und Feiertage eine heilige Messe mit Andacht hören!“ Ja, wie kommt das denn ?

Der Grund ist darin gelegen, daß einmal der Glaube bei vielen Christen schwach und daß zum anderen das Fleisch bei vielen schwach ist.

Der Glaube ist schwach. Man kann das eucharistische Opfer nur schätzen, wenn man Glauben hat, denn etwas Irdisch-Theatralisch-Sichtbares geschieht hier nicht. Das ist nicht prickelnd und reizend wie eine Theaterrückführung oder auch nur ein Fernsehfilm, sondern das ist etwas Tief-Innerliches, Verborgenes, Geheimnisvolles, das sich nur dem erschließt, der sich Jesus zugewandt hat und den Glauben angenommen hat und aus dem Glauben lebt. Weil aber viele den Glauben nicht, nicht mehr oder nicht ungebrochen haben, deswegen ziehen sie eben das warme Bett oder den Ausflug oder den Besuch dem Meßopfer vor. Es fehlt am Glauben!

Dazu kommt die Schwäche des Fleisches. „Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Der Mensch entschuldigt sich leicht. Es gibt Entschuldigungsgründe, die uns berechtigen, von der Feier des heiligen Meßopfers fernzubleiben: Krankheit oder ein Notfall. Wenn ein Feuer ausbricht, dann muß ich das Feuer löschen und kann jetzt nicht zur heiligen Messe eilen, das ist ja selbstverständlich. Es gibt Entschuldigungsgründe, aber bei vielen Menschen werden sie zu leicht genommen. Sie entschuldigen sich zu billig. Vor Menschen mag das hingehen, aber vor Gott wird es nichts helfen. Gott wird sie einmal fragen: „Wie hast du dieses Gebot geachtet: Du sollst jeden Sonn- und Feiertag eine heilige Messe mit Andacht hören, jenes Gebot, das die Vorsteher der Kirche in meiner Stellvertretung erlassen haben?“

Aber nun kommt das wichtigste: Warum müssen wir denn eine heilige Messe mit Andacht hören? Ist denn die Messe so unersetzlich? Gibt es dafür keinen Ersatz? Kann man nicht auch in den Wald gehen oder auf die Höhe oder ans Meer und dort beten? O gewiß! O gewiß! Das kann man! Nur findet man dort nicht die Gegenwart des Kreuzesopfers Christi! Man kann am Strand beten und unter

hohen Fichtenbäumen, aber da ist nicht der Opferaltar, da ist nicht die Vergegenwärtigung des Geschehens von Golgotha, da ist nicht der Opferpriester Jesus Christus, und da ist nicht die Opfergabe, nämlich eben derselbe Jesus Christus. Das alles findet sich nur im Meßopfer der einen heiligen katholischen Kirche.

Du sollst eine heilige Messe mit Andacht hören! Das heißt eine ganze heilige Messe. Und wir haben als Kinder auch die Kasuistik gelernt, also die einzelnen Fälle zu unterscheiden, wann man noch sagen kann, das ist eine ganze heilige Messe. Das ist nicht überflüssig. Man war eben früher genau im Religionsunterricht und in der Unterweisung. Und die Lehrer haben uns - und das war richtig - gesagt: Man muß wenigstens bei Opferung (Opfervorbereitung), Wandlung und Kommunion zugegen sein. Das sind die drei Hauptteile der heiligen Messe: Opferung (Opfervorbereitung), Wandlung und Kommunion.

In der Gegenwart hat eine Kampagne dagegen eingesetzt, den ersten Hauptteil als „Opferung“ zu bezeichnen. Der Name für diese Phase der heiligen Messe kommt daher, daß einmal die Gläubigen früher - und auch heute noch - bei dieser Gelegenheit opfern. Sobald die sogenannte Opferung beginnt, geht der Klingelbeutel herum, und das ist übriggeblieben von den früheren Opfergaben, wo die Gläubigen nicht nur Geld brachten, sondern andere Gaben wie Getreide, Öl, Wein, Flachs. Der Opfergang der Gläubigen hat dieser Phase der heiligen Messe den Namen gegeben, aber nicht nur er, sondern hier wird tatsächlich auch etwas aufgeopfert, nämlich die Gaben von Brot und Wein, die bestimmt sind, in das kostbare Blut und in den kostbaren Leib des Herrn verwandelt zu werden.

Es wird auch vom Priester etwas aufgeopfert. Er sonderte früher aus den dargebrachten Gaben einige aus, nämlich Brot und Wein, und opferte sie dem himmlischen Vater auf. Heute erfolgt keine Aussonderung mehr, weil die Gläubigen eben keine Naturalgaben mehr bringen; aber die Aufopferung ist heute genauso vorzunehmen wie vor 1500 oder 1800 Jahren. Brot und Wein werden dem himmlischen Vater vom Priester aufgeopfert und geweiht - in einer vorläufigen Weise. Und deswegen ist es nicht falsch zu sagen, daß das eine Opferung ist. Freilich muß man dabei immer sich vor Augen halten, daß das eigentliche Opfer der heiligen Messe selbstverständlich das Opfer Christi ist, das er am Kreuze vollbracht hat, das in der heiligen Messe gegenwärtig wird und das wir dann dem himmlischen Vater darbringen, gegenwärtig wird bei der zweiten, ja bei der eigentlichen Hauptphase der heiligen Messe, nämlich bei der Wandlung. Nur steht eben hier für unser beschränktes Fassungsvermögen im Vordergrund die Gegenwart des Leibes und des Blutes Christi. In der Wandlung geschieht, daß die Substanz des Brotes und die Substanz des Weines in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt werden. Wer tut denn das? Das tut Christus. Wodurch tut er es? Er tut es durch den Priester.

Wandeln geht über die Kräfte des Priesters hinaus, das kann kein Mensch, das kann nur Gott, unser Gott und Heiland Jesus Christus. Aber er will bei diesem Vorgang ein Werkzeug haben, er, der Allmächtige bedient sich eines schwachen Werkzeugs, nämlich des geweihten Priesters. Und wenn der Priester die Wandlungsworte spricht, dann wandelt Gott durch seinen Heiligen Geist diese Gaben. Der Priester ist Stellvertreter, unerläßlicher Stellvertreter, aber die Kraft der Wandlung kommt von Gott.

Wenn die Gaben dann auf dem Altare liegen, Christi Leib und Christi Blut, dann erfolgt die Aufopferung, dann betet der Priester, daß der Vater im Himmel die himmlischen Gaben, die er uns selbst geschenkt hat, annehme. Und das ist unsere Gabendarbringung. Jetzt haben wir ja das Kostbarste, was es auf Erden, ja was es im Himmel geben kann, nämlich den Sohn Gottes. Den haben wir jetzt auf dem Altare. Und jetzt bieten wir Gott nicht mehr Brot und Wein dar, jetzt bringen wir die kostbarste Gabe, die Gott je ersinnen konnte, seinen heiligen, eingeborenen Sohn dar.

Die dritte Hauptphase ist der Genuß dieser Speise. Wenn Gott uns seinen Sohn schenkt, dann nicht nur, daß er bei uns ist, sondern daß er sich mit uns vereinigt. Wir sollen ihn essen und trinken, natürlich nicht nur mit dem Munde, sondern die Aufnahme mit dem Munde soll begleitet sein von der Aufnahme ins Herz. Was wir mit dem Munde empfangen, das sollen wir mit reinem Herzen aufnehmen. Er will bei uns sein, um in uns Wohnung zu nehmen, die heiligmachende Gnade zu vermehren, um uns Kraft zu geben gegen die bösen Begierden. Er will bei uns sein, um uns Unsterblichkeitskeime einzusetzen, damit wir beim Tode anfangen können zu leben, zu leben in seiner Ewigkeit. Das ist der Sinn der heiligen Kommunion.

Da kann man sich nur wundern, meine lieben Freunde, wenn es in Erstkommunionstexten, in Texten, die zur Erstkommunion den Kindern vorgelegt und in die Hand gegeben werden, heißt: „Darum hat uns Gott Gemeinschaft gegeben. Beim Mahl schenkt er Wein uns und Brot.“ Nein! Nein! Er schenkt nicht Wein und Brot, das haben wir ja zu Hause, dazu brauchen wir nicht in die Kirche zu kommen. Nein!! Er schenkt uns seinen Leib und sein Blut!

Nein, meine Freunde, so ist es nicht, wie es in dem genannten Text heißt. In diesem kostbaren Geschenk der heiligen Kommunion, da wird uns der gegeben, den die Himmel der Himmel nicht fassen können, Jesus Christus, der Sohn Gottes mit Gottheit und Menschheit, mit Fleisch und Blut, mit Leib und Seele.

Du sollst an jedem Sonn- und Feiertag eine heilige Messe mit Andacht hören, d.h. du sollst nicht nur körperlich dabei sein und mit deinen Gedanken in der Familie oder am Arbeitsplatz oder beim Vergnügen. Nein, du sollst mit Andacht, d.h. mit innerer Herzenshingabe, dieses Geschehen mitfeiern. Du sollst dich anschließen an den Priester, wenn er das Meßopfer feiert, du sollst die Gesinnungen haben, die diesem Geschehen angemessen sind. Und welches sind diese Gesinnungen?

Sie lassen sich mit wenigen Sätzen ausdrücken: Im Meßopfer geht der Sohn Gottes in sakramentaler Weise durch Tod und Auferstehung zum Vater, weil das Kreuzesopfer und die Auferstehung in dem geopfertem und verklärtem Leib und Blut Jesu Christi gegenwärtig werden. Christus zieht die Opfergewänder an und geht zum Vater. Da haben wir nichts anderes zu tun, als zu rufen: Mein Heiland, nimm mich mit! Du gehst zum Vater durch Tod und Auferstehung. Mein Heiland, nimm mich mit! Laß mich nicht zurück, nimm mich mit zu deinem Vater!

Wer so während der Eucharistiefeier gebetet hätte, der hätte die heilige Messe mit Andacht mitgefeiert. Wenn er nur die ganze Messe rufen würde: Mein Heiland, nimm mich mit!, dann hätte er das Meßopfer vorzüglich mitgefeiert. Selbstverständlich sollen wir uns an die einzelnen Teile anschließen, also bei der Opferung sollen wir das Unsere aufopfern, unsere Gedanken, Worte und Werke, alles was wir tun und was wir haben. Nach der Wandlung sollen wir dem himmlischen Vater Christus aufopfern. Er ist ja jetzt da, und da sollen wir ihm sagen: „Siehe auf deinen Sohn! Nimm ihn an als unser Opfer! Als dein Opfer nimmst du ihn ja sicher an, aber nimm ihn auch an als unser Opfer und heilige meine Seele! Tröste die Bedrängten, richte auf die Niedergeschlagenen und Verzweifelten!“ Und bei der heiligen Kommunion, da müßten wir rufen: „Jesus, Jesus, komm zu mir! O wie sehn' ich mich nach dir. Meiner Seele bester Freund, wann werd' ich mit dir vereint?“ So müssen wir rufen.

Und wenn wir so die heilige Messe mitfeiern, dann wird dieses Geschehen zur Segenskraft und zur Segensfülle und zur Segensquelle unseres Lebens werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Kirchengebote (2)

(Über die Pflicht, Fast- und Abstinenztage zu halten)

20.04.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten!“ So lautet das 3. Kirchengebot. Das Fasten ist wahrscheinlich so alt wie die Menschheit. Eigentlich gab es ein Fastengebot ja schon im Paradiese. „Von allen Bäumen darfst du essen, nur von einem nicht!“ Im Alten Bunde wird uns berichtet, wie Moses und Elias gefastet haben - 40 Tage lang. Und von unserem Herrn und Heiland wissen wir, daß er in der Wüste 40 Tage fastete. Schon die Apostel haben Fasten, Fastenzeiten eingeführt. Die Fastenzeiten sind dann im Laufe der Zeit ausgebaut worden, die Älteren unter uns wissen noch, daß es außer der 40-tägigen Fastenzeit in früheren Jahrzehnten das Quatemberfasten gab und das Vigilfasten. Quatemberfasten - viermal im Jahr, jeweils drei Tage; Vigilfasten - Fasten vor hohen Feiertagen wie Weihnachten, Pfingsten, Ostern, Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt.

Wir unterscheiden drei Arten des Fastens. Einmal das Abbruchsfasten, das darin besteht, daß man sich an der Speise Abbruch tut, daß man also weniger isst, daß man sich nur einmal sättigt am Tag. An zweiter Stelle das Enthaltungsfasten oder Abstinenz genannt. Dieses Fasten besteht darin, daß man auf bestimmte Speisen verzichtet, in unseren Breiten auf Fleisch und Fleischspeisen. Und schließlich die dritte Art, die beides zusammenfaßt - Fasten und Abstinenz.

Die Kirche ist im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerer Nachsicht in bezug auf das Fasten gekommen. In den Zeiten, da der Geist noch in den Menschen lebendig war, wurde streng gefastet, 40 Tage lang hat man sich nur einmal gesättigt, und außerdem wurden die Quatember- und die Vigilfasten beachtet. Aber die Christenheit hat solche Strenge nicht ertragen wollen, vor allem als im 16. Jahrhundert ein Mann namens Luther aufstand und das Fastengebot in Grund und Boden verdammt. Es war im 16. Jahrhundert immer ein Zeichen, daß jemand vom katholischen Glauben abgefallen war, wenn er das Fastengebot nicht mehr hielt. Luther hat seiner Bewegung damit viele Anhänger verschafft, daß er das Fasten abschaffte; denn die meisten Menschen sagen eben: „Ich will essen, wann es mir schmeckt. Ich will mir von der Kirche nicht in den Kochtopf schauen lassen.“ Und mit dieser Parole wie mit vielen anderen hat dieser Herr aus Wittenberg große Triumphe gefeiert.

Das ist wahrscheinlich einer der Gründe, warum die Kirche glaubte, auch nicht mehr an dem vollen, strengen Fasten festhalten zu können. Die Konkurrenz des Protestantismus, der eben das Fastengebot verwarf und bis heute verwirft, war zu stark.

Es sind dann die wenigen Fast- und Abstinenztage übrig geblieben, die wir heute noch haben, nämlich zwei Fasttage und die Freitage als Abstinenztage. Die beiden einzigen Fasttage, die heute noch vorgeschrieben sind, sind der Aschermittwoch und der Karfreitag. Abstinenztage sind dagegen alle Freitage des Jahres. Die Abstinenz ist ein schönes Zeichen der Erinnerung an den Tod Christi; denn natürlich enthalten wir uns am Freitag von Fleisch, weil an diesem Tage der Herr und Heiland für uns gestorben ist. Wir wollen ihm zeigen, daß wir uns daran erinnern, daß wir dankbar dafür sind und daß wir ihm unsere Dankbarkeit durch die Tat bezeugen, daß wir etwas mit ihm leiden wollen, und wenn es auch nur in der bescheidenen Form ist, daß wir auf die beliebten Fleischspeisen verzichten. Aber daran sollten wir um jeden Preis und in jedem Falle festhalten. Ja, das sollte auch ein Kennzeichen von uns Katholiken sein, daß wir aus Liebe, Dankbarkeit und Mitleid mit unserem Heiland an diesem Tage Abstinenz halten.

Das Fasten hat viele wohltätige Wirkungen. Wer fastet, dessen Geist wird klar. Schon in der Schule haben wir den Satz gelernt: „Ein voller Bauch studiert nicht gern.“ Und tatsächlich ist das (viele) Essen und die Eßlust der Beförderung der geistigen Tätigkeit nicht günstig. Dagegen ist die Bescheidung im Essen geeignet, die Verstandestätigkeit zu erleichtern.

Fasten stärkt auch den Willen; denn wer sich überwindet im Essen, in der Eßlust, in der Gaumenlust, der ist auch imstande, andere Versuchungen und Verlockungen zu überwinden. Fasten stärkt den Willen. Fasten erwirbt auch Tugenden; denn wer sich in der Nahrungsaufnahme überwindet, der beherrscht auch seine sonstigen Ungebärdigkeiten, der gewinnt also Sanftmut, Geduld, Keuschheit, er ist durch das Fasten geübt, die Gereiztheit, die Ungeduld, die Unkeuschheit zu besiegen.

Fasten sichert auch die Erhörung des Gebetes. Wir lesen immer wieder im Buch der Bibel, wie Menschen durch das Gebet und durch das Fasten Gott gewissermaßen gezwungen haben, daß er ihnen gnädig war. Als Jonas in die große Stadt Ninive ging und verkündete, daß sie untergehen werde, da zog der König seine herrlichen Gewänder aus und setzte sich in die Asche. Da verkündete er ein allgemeines Fasten für Menschen und Tiere, und durch diese Bußübung bewogen, verschonte Gott Ninive. Die Erhörung des Gebetes sehen wir auch bei der Errettung der Stadt Bethunia. Diese Stadt wurde von dem Feldherrn Holofernes belagert. Die Bewohner nahmen ihre Zuflucht zum Fasten. Da erweckte Gott eine Frau, um sie von dem feindlichen Heer zu befreien, Judith, die den Holofernes tötete.

Die Fastenden sind die Freunde Gottes. Durch Fasten war Moses geeignet, mit Gott Umgang zu pflegen und die 10 Gebote entgegenzunehmen.

Auch die Gesundheit wird durch Fasten gefördert. Der Arzt Hippokrates, der Stammvater gewissermaßen der Ärzte, hat einmal das Diktum geprägt: „Ich habe mich niemals sattgegessen.“ Er hat angeblich ein Alter von 140 Jahren erreicht. Das Fasten ist geeignet, den Körper länger zu erhalten als das Nachgeben gegenüber der Eßlust.

Nun gibt es Menschen, die sagen: „Hat nicht der Heiland selbst gesagt: 'Nichts, was in den Mund hineingeht, verunreinigt den Menschen'? Sind denn die Speisen schlecht?“ O gewiß nicht. Aber der Heiland hat auch gesagt: „Was aus dem Herzen kommt, verunreinigt den Menschen!“ Und das ist, auf das Fasten oder auf das Essen angewandt, eben die Gaumenlust, das ist der Ungehorsam gegen die Gebote der Kirche, die nun einmal sagt: „Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten!“ Das verunreinigt den Menschen!

Gewiß ist das Fasten nicht die Vollkommenheit, aber verbunden mit Gebet und Almosen kann das Fasten leicht zur Vollkommenheit führen. Gebet, Fasten und Almosen - das sind für uns, die wir nicht im Kloster leben, die geeigneten Wege, um die Vollkommenheit zu erlangen. Wenn man fastet, soll man gleichzeitig beten und dem Nächsten durch Mildtätigkeit helfen. Auf diese Weise wird das Fasten fruchtbar für unsere Beziehung zu Gott und zum Menschen.

„Du sollst die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten!“ Wir wollen dieses Gebot, meine lieben Christen, so ernst nehmen, wie es von der Kirche gemeint ist. Und wenn es in den letzten Jahren, Jahrzehnten, ja schon eigentlich Jahrhunderten abgeschwächt worden ist, dann soll es uns doch eine Mahnung sein, einmal die verbliebenen Fast- und Abstinenztage gewissenhaft zu halten und zum anderen an den anderen Tagen ein bescheidenes, ein genügsames Leben zu führen, das ersetzt, was an Fasttagen heute nicht mehr geboten ist. Der Segen dieses Gehorsams wird sich in unserem Leben zeigen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Kirchengebote (3)

(Über die Pflicht, das Bußsakrament zu empfangen)

27.04.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten!“ „Du sollst wenigstens einmal im Jahre die heilige Kommunion empfangen, und zwar zur österlichen Zeit!“ So lauten das 4. und das 5. Kirchengebot. Wie alle Kirchengebote sind sie nicht rein menschliches Gesetz, sondern in den Kirchengeboten wird das göttliche Gesetz präzisiert, konkretisiert, auf eine griffige Formel gebracht, wie wir Menschen es brauchen. Denn wenn die Auslegung der allgemeinen Weisungen, die Gott gegeben hat, jedem einzelnen überlassen bleibt, dann sucht er sich die billigste und bequemste heraus. Deswegen ist eine große Autorität hinter diesen beiden Geboten: „Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten!“ „Du sollst wenigstens einmal im Jahre die heilige Kommunion empfangen, und zwar zur österlichen Zeit.“

Der Ton bei diesen Geboten liegt auf dem „wenigstens“. Nicht auf dem „einmal“, sondern auf dem „wenigstens“! Du sollst es möglichst oft tun, möglichst häufig. Du kannst jeden Tag die heilige Kommunion empfangen, ja der Heiland wünscht sehnlich, sich mit dir zu vereinigen. Aber die Kirche sagt: Wenigstens einmal im Jahre, da mußt du es tun, wenn du lebendig bleiben willst, wenn du nicht das furchtbare Verdikt des Herrn auf dich ziehen willst: „Wenn ihr das Fleisch des Menschensohnes nicht essen und das Blut nicht trinken werdet, dann werdet ihr das Leben nicht in euch haben.“

Die heilige Kommunion und die heilige Beicht hängen eng zusammen. Normalerweise ist eben die heilige Beicht die Vorbereitung auf die heilige Kommunion. Man muß kommunionwürdig sein, und das wird man, wenn man reuig seine Sünden bekennt und die Lossprechung des Priesters empfängt. Wer die Sünde, wer Gott, wer sein eigenes Heil ernst nimmt, wird nicht warten, bis die einmalige Beichtgelegenheit wieder kommt. Er wird so bald wie möglich streben, von der Sünde frei zu werden. Wenn er das Unglück hat, in eine Sünde zu fallen, wird er sich danach sehnen, die tröstlichen Worte des Priesters zu hören: „Deine Sünden sind dir vergeben. Gehe hin in Frieden!“

Aber damit die Sünde nicht zu lange ansteht, damit sie nicht zu tief einwurzelt, damit der Mensch sich nicht an die Sünde gewöhnt, damit er nicht in einem Zustand lebt, in dem er nicht sterben möchte, deswegen sagt die Kirche: „Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten!“

Da gibt es eine Auslegung, und Gott sei's geklagt, diese Auslegung steht heute im neuen kirchlichen Gesetzbuch von 1983. Die sagt, man braucht nur die schweren Sünden zu beichten. Leider lautet das Kirchengebot seit 1983: Die schweren Sünden. Und wir wissen ja, wie leicht die Menschen geneigt sind, anzunehmen, sie hätten keine schweren Sünden. Sie nehmen alles leicht. Sie haben keinen Respekt vor Gott, und sie entschuldigen fast alles. Und deswegen ist das eine ganz gefährliche Wendung und eine bedauerliche Abschwächung des Gebotes. Denn wenn vorgeschrieben ist, nur die schweren Sünden zu beichten, und wenn die meisten Menschen mit ihrem falsch gebildeten Gewissen meinen, keine schweren Sünden begangen zu haben, dann werden sie daraus die Folgerung ziehen, daß sie überhaupt nicht mehr zu beichten brauchen.

Als das Kirchengebot aufgestellt wurde - im Jahre 1215 auf dem IV. Laterankonzil unter Papst Innozenz III. -, da lautete es anders. Da hieß es: „Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten, sobald du zu den Jahren der Unterscheidung gekommen bist.“ Die Jahre der Unterschei-

dung, das ist etwa das vollendete 7. Lebensjahr. Da nimmt man an, daß der Mensch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte ist.

Wenn man die Menschen verpflichtet, lediglich die schweren Sünden zu beichten, dann traut man ihnen zu, daß sie imstande sind, schwere und läßliche Sünden zu unterscheiden. Aber wer kann das, meine lieben Freunde? Wer hat den Maßstab, wer hat die Mikrometerschraube, um anzugeben: Hier beginnt die schwere, und das ist noch eine leichte Sünde? Wer weiß das? Das wissen die größten Heiligen nicht. Wie sollen wir, wir armen Sünder, in Anspruch nehmen, zu wissen: Hier ist nicht eine leichte Sünde, da ist schon eine schwere Sünde?

Nein, das ist eine gefährliche Formulierung, daß man nur noch, wenn man schwere Sünden hat, beichten muß, denn damit wird jedem Mißbrauch Tür und Tor eröffnet.

Vor einiger Zeit fragte mich ein Knabe in Budenheim, ob es zutrefte, daß man nur beichten müsse, wenn man schwere Sünden habe. Ich sagte: „Junge, ich muß es dir sagen: Es steht so im Gesetz.“ „Schwere Sünden habe ich nicht,“ sagte er. Das wußte er ganz genau!

Tja, meine lieben Freunde, das ist eine gefährliche Angelegenheit, die Entscheidung über die Schwere der Sünden dem Menschen, dem wenig mit Gott vertrauten, dem theologisch ungeschulten Menschen zu überlassen. Das ist gefährlich! Auf diesen Weg wollen wir uns nicht begeben. Wir wollen es uns angewöhnen, alle Sünden zu beichten, ob wir sie als schwer oder leicht ansehen. Wir wollen von allen Sünden frei werden, wir wollen uns ganz schutzlos und schonungslos vor Gott bekennen, um die tröstliche Versöhnung zu gewinnen.

„Du sollst wenigstens einmal im Jahre deine Sünden beichten!“ „Du sollst wenigstens einmal im Jahre die heilige Kommunion empfangen, und zwar zur österlichen Zeit!“ Der Zusatz „zur österlichen Zeit“ steht nur bei der Kommunion. Die Kommunion soll man in der österlichen Zeit empfangen. Wann ist denn die österliche Zeit? Jetzt, nach der sogenannten Liturgiereform, ist es die Zeit von Ostern bis Pfingsten, also diese 50 Tage von dem Fest der Auferstehung Christi bis zum Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes. Das ist die österliche Zeit.

In dieser Zeit also soll man die heilige Kommunion empfangen. Warum denn in dieser Zeit? Ja, weil die heilige Kommunion die Gabe enthält, die wir zu Ostern feiern, nämlich den Leib des auferstandenen Heilandes, den verklärten Leib des Herrn. Und auch aus einem anderen Grunde noch, weil er dieses wunderbare Sakrament im Zusammenhang mit dem Paschageschehen, mit dem Ostergeschehen eingesetzt hat, am Gründonnerstag.

Auch die einmalige Beichte legt man zweckmäßigerweise in die österliche Zeit. Das Konzil von Trient hat das auch gesagt. Das Konzil von Trient sagt, man soll die Beichte als Osterbeichte halten. Und das haben die Christen getan, jahrhundertlang.

Sie alle wissen, wie bis zu dem großen Zusammenbruch in unserer Kirche die Seelsorger sich die größte Mühe gegeben haben, die Menschen zur Osterbeichte zu führen. Was hat man nicht alles an Veranstaltungen ins Werk gesetzt, um möglichst viele, um möglichst alle Gemeindemitglieder zu einer guten Osterbeichte zu bringen! Und wir können sagen, dieses Bemühen war nicht umsonst. Es ist vielfach in einer sehr erfreulichen Weise gelungen. Die meisten Pfarreien, wo eifrige Seelsorger wirkten, hatten hohe Osterbeichtzahlen zu vermelden. Das hat sich alles seit dem großen Zerfall geändert.

Wir wollen uns von dieser Zerstörungerscheinung in unserer Kirche nicht anstecken lassen. Wir wollen uns treu an diese Gebote halten, Osterbeichte und Osterkommunion als Höhepunkte unseres religiösen Lebens zu begehen. Auch die Beichte ist ein Ostergeschenk des Heilandes. Am Ostersonntag hat er sie eingesetzt. „Empfanget Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Da sieht man, wie sinnvoll es ist, wenn das Konzil von Trient sagt: Du sollst deine Sünden in der österlichen Zeit beichten!

Die Eucharistie, die heilige Kommunion, ist die Nahrung der Seele, und diese Nahrung soll man möglichst häufig, natürlich auch möglichst würdig, aufnehmen. Aber wenigstens einmal im Jahre schreibt es die Kirche als Gebot vor; jedem, der die Erstkommunion empfangen hat, gilt dieses Gebot. Er hat die heilige Kommunion wenigstens in dieser Hoch-Zeit des Kirchenjahres zu empfangen, damit er nicht Hungers darbe, damit er nicht seelisch zugrunde gehe. Das ist doch das Glück, das ist

doch die Freude, das ist doch der Triumph unseres katholischen Christentums, daß wir den Heiland im Sakrament haben, daß wir ihn aufnehmen, genießen, von ihm leben können.

Ein Kirchenvater sagte einmal: „Du sagst, du möchtest ihn sehen, du möchtest sein Gewand berühren. Siehe, du darfst ihn aufnehmen, du darfst ihn essen!“ Also wir dürfen viel mehr als bloß sehen und sein Gewand berühren.

So sollte also, wenn ein rechter Glaube in uns wäre, eine wahre Sehnsucht in uns leben, den Heiland aufzunehmen, nicht nur einmal in der österlichen Zeit, sondern so oft wie möglich und so gründlich vorbereitet wie möglich, mit heißem Verlangen und mit wahrer Sehnsucht, richtig disponiert und in der heiligen Gesinnung der Ehrfurcht.

„Du sollst wenigstens einmal im Jahr deine Sünden beichten!“ „Du sollst wenigstens einmal im Jahr die heilige Kommunion empfangen, und zwar zur österlichen Zeit!“ Das sind das 4. und das 5. Kirchengebot. König Ludwig XVI., der Mann, der am 21. Januar 1793 hingerichtet wurde und der ein frommer Mann war, unterhielt sich einmal mit einem Höfling über die Kirchengebote. Da sagte der Mann zu ihm: „Das sind ja doch nur Gebote von Menschen, die braucht man nicht so ernst zu nehmen, Fasten und andere Verordnungen.“ Da gab ihm der König zur Antwort: „Ich habe noch nie jemanden gesehen, der die Gebote der Menschen geringgeschätzt und die Gebote Gottes hochgeschätzt hat.“

Der König hat ein weises Wort gesprochen. Wer die Gesetze der Menschen nicht achtet, der wird höchstwahrscheinlich auch die Gebote Gottes nicht beobachten. Wir wollen diese heilsamen Gebote, die ja, wie ich schon sagte, nur Ausführungsbestimmungen für Gottes Gebote sind, beobachten, wir wollen sie heilig halten, wir wollen sie als aus dem Willen Gottes durch seine Vollmachtsträgerin, die Kirche, gegeben ansehen; und wir wollen durch das Beobachten dieser Gebote, soweit es an uns liegt und uns möglich ist, unser Heil wirken.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die guten Werke

04.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Als Martin Luther gegen die katholische Kirche aufstand, war eines seiner Hauptangriffsziele das „Gute Werk“. Er hat die guten Werke verteufelt und verdammt, von der *Werkerei* im katholischen Bereich gesprochen; und diese Haltung ist in Deutschland haften geblieben. In so manchen Universitätslehrsälen können Sie heute noch Attacken gegen das gute Werk hören.

Die katholische Kirche hat immer, auf biblischem Boden stehend, am guten Werk, an der Nützlichkeit, ja an der Notwendigkeit der guten Werke festgehalten. Was ist ein gutes Werk? Gute Werke sind freiwillige Handlungen des Menschen, die dem Willen Gottes gemäß sind und mit Rücksicht auf Gott geübt werden und darum von Gott belohnt werden.

Gute Werke sind also einmal freiwillige Handlungen. Nichts Erzwungenes, nichts Angeordnetes kann als gutes Werk bezeichnet werden. Was wir pflichtmäßig tun müssen, das sind keine guten Werke, darin erfüllen wir eben den Auftrag, den Gott uns gegeben hat durch unsere Anlagen und Fähigkeiten, durch unsere Ausbildung und durch die Stelle, an die er uns gesetzt hat. Gute Werke sind freiwillige Handlungen, also Handlungen, die nicht anderswoher auferlegt werden, die nicht erzwungen werden. Gefängnisinsassen, die ein bescheidenes Essen zu sich nehmen müssen oder die gleichsam fasten müssen, verrichten damit kein gutes Werk. Es müssen freiwillige Handlungen sein, die aus dem Herzen kommen.

Gute Werke müssen zweitens dem Willen Gottes gemäß sein. Sie dürfen also nicht, in keiner Hinsicht vom Willen Gottes abweichen. Ich tue kein gutes Werk, wenn ich mit gestohlenem Gut einen anderen bereichere. Es ist kein gutes Werk, wenn ich bete, obwohl mich die Pflicht zum Arbeiten ruft. Ein gutes Werk muß in jeder Hinsicht dem Willen Gottes gemäß sein.

Und schließlich drittens: Ein gutes Werk muß mit Rücksicht auf Gott geübt werden. Man kann äußerlich gute Taten auch aus anderen Rücksichten üben. Ich gebe z.B. ein Almosen, weil mir der Bettler keine Ruhe läßt. Das ist kein gutes Werk. Das ist selbstverständlich nichts Böses, aber das ist auch kein gutes Werk im übernatürlichen Sinne. Es ist ein natürliches gutes Werk, aber kein übernatürliches gutes Werk, und wir sprechen ja hier von übernatürlichen, d.h. heilswirksamen guten Werken.

Ein gutes Werk muß mit Rücksicht auf Gott geübt werden. Rücksicht auf Gott heißt, um seinen Willen zu erfüllen, um seinen Geschöpfen zu helfen, um in seinem Dienste sich auszuzeichnen, um sich damit anfanghaft gleichsam den Himmel zu erwerben. Das sind gute Werke, die mit Rücksicht auf Gott geübt werden.

Wessen Motivation nicht einwandfrei ist, der vollbringt kein gutes Werk. Wer vor den Menschen gesehen werden will, wer sich dadurch die Achtung und die Liebe anderer erwerben will, wer in die Zeitung kommen will, der übt kein gutes Werk. Bei den guten Werken müssen vielmehr die Weisungen des Herrn beachtet werden: „Die linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut.“ „Wenn man fastet, soll man sich das Gesicht waschen, damit die Menschen nicht sehen, daß man fastet.“ Von den Pharisäern hieß es: „Sie haben ihren Lohn schon empfangen.“ Sie werden keinen himmlischen Lohn bekommen, weil sie schon irdischen Lohn empfangen haben, nämlich die Bewunderung und den Beifall der Menschen.

Unter den guten Werken gibt es eine Rangordnung. Jene guten Werke sind die höchsten, die aus der vollendeten Gottesliebe hervorgehen. Je größer die Gottesliebe ist, um so wertvoller das gute

Werk. Auch die Tatsache, daß ein gutes Werk mehr Überwindung kostet, daß mehr Widerstände zu überwinden sind, macht es zu einem besonders wertvollen guten Werk.

Die hauptsächlichlichen guten Werke sind Beten, Fasten und Almosengeben. Mit Beten ist jeder Akt der Gottesverehrung gemeint, also nicht nur das stille häusliche Gebet, sondern auch der Besuch der heiligen Messe, der Empfang der Sakramente, das Anhören der Predigt, jeder Akt der Gottesverehrung fällt unter das gute Werk *Beten*. Und ebenso ist es beim Fasten. Da ist nicht nur der Wegfall von Speisen oder der Abbruch von Speisen gemeint, sondern jede Überwindung der sinnlichen Natur, also Überwindung der Neugierde, Überwindung der Geschwätzigkeit, Überwindung der Bequemlichkeit, alles das ist unter „Fasten“ einbegriffen. Und ähnlich ist es beim Almosengeben. Das ist nicht nur die milde Gabe, die wir jemandem in die Hand drücken, sondern das Almosengeben umfaßt alle Werke der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit, also Kranke besuchen, Trauernde trösten, Unwissenden recht raten als ein paar Beispiele für Werke der geistlichen Barmherzigkeit - das sind gute Werke, die unter „Almosengeben“ fallen.

Diese drei guten Werke oder besser diese drei Gruppen der guten Werke: Beten, Fasten, Almosengeben sind den Hauptfehlern, den Hauptlastern des Menschen entgegengesetzt, nämlich der Hoffart, der Augenlust und der Fleischeslust. Das Gebet ist gegen die Hoffart gerichtet. Beim Beten macht man sich klein und demütig für Gott. Das Fasten ist gegen die Fleischeslust, gegen die sinnliche Natur und ihre Gefahren gerichtet. Und das Almosengeben wendet sich gegen die Augenlust, gegen den Hang zum Besitzen und Genießen, der im Menschen lebt.

Die guten Werke sind unsere Wegweiser zum Himmel. Der Herr verlangt gute Werke. Er hat uns das Gericht angekündigt nach den guten Werken. Wenn man Kranke besucht, wenn man Nackte bekleidet, wenn man Heimatlose aufgenommen und wenn man Tote begraben hat, dann haben wir die Werke vollbracht, die uns den Himmel öffnen. Gott wird die Werke beim Gerichte lohnen, und er wird diejenigen, die keine guten Werke aufzuweisen haben, strafen. Er hat in vielen Gleichnissen die Notwendigkeit der guten Werke hervorgehoben, vor allem und besonders deutlich in dem Gleichnis von den Talenten. Da gibt ein reicher Mann seinen Knechten zehn Talente, fünf Talente und ein Talent, je nach ihrer Fähigkeit. Und dann verreist er, und er erwartet - er erwartet! -, daß diese Männer mit den Talenten (das sind ja Geldsummen) arbeiten. Nach langer Zeit kommt er zurück und fordert Rechenschaft. Der Mann, der zehn Talente empfangen hatte, hat zehn weitere dazugewonnen, hat also seine empfangene Summe verdoppelt. Ebenso der andere mit fünf Talenten. Er hat weitere fünf dazugewonnen. Und zum Schluß kommt der, der nur ein Talent empfangen hatte. Er hatte nichts dazugewonnen. Er hatte auch nichts veruntreut; er brachte das eine Talent wieder und sagte: „Ich habe es vergraben, damit es nicht etwa gestohlen wird.“ Und doch wird er verurteilt, weil er mit seinem Talent nicht gearbeitet hatte, weil er untätig und bequem und nutzlos dieses Talent bei sich behalten hatte.

Wir sollen also mit unseren Talenten, mit unseren Gaben, Anlagen und Fähigkeiten arbeiten, sollen gute Werke verrichten, um auf diese Weise im Gerichte Gottes bestehen zu können. Wir haben drei Freunde. Der erste ist das Geld. Es verläßt uns im Tode. Der zweite sind unsere Angehörigen. Sie verlassen uns am Grabe. Der dritte Freund sind unsere guten Werke. Die gehen mit uns vor den Richterstuhl Gottes.

O mögen sie dort, meine lieben Freunde, o mögen sie dort mit lauter Stimme für uns sprechen!
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Aufgefahren in den Himmel

08.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Aufgefahren in den Himmel, sitzt zur rechten Hand Gottes, des Vaters.“ So bekennen wir im Glaubensbekenntnis, das ist der Inhalt des heutigen Festes. Aufgefahren in den Himmel, sitzt zur rechten Hand Gottes, des Vaters.

Mit diesem Fest tun sich manche schwer. Die ungläubige Menschheit hat an die Stelle der Himmelfahrt des Herrn den Vatertag gesetzt, einen völligen Unsinn. Aber auch die Gläubigen werden von Fragen gepeinigt, was es mit der Himmelfahrt des Herrn, was es mit dem Himmel auf sich hat, und wir müssen uns den Fragen stellen. Unser Glaube ist nicht auf Schauen gestellt. Er ist die Überzeugung von Dingen, die man nicht sieht. Da erhebt sich bei manchen die Sorge, ob nicht unser Glaube durch naturwissenschaftliche Erkenntnisse oder Unternehmungen wie die Weltraumfahrt in Gefahr käme. Als seinerzeit der erste Mensch in den Weltraum fuhr, der Russe Gagarin, da erklärte er nach seiner Rückkehr, er habe Gott bei seiner Reise nicht entdeckt. Er wollte auf diese Weise den Glauben der Christen verspotten. Wir müssen deswegen, meine lieben Freunde, am heutigen Tage der Himmelfahrt des Herrn Antwort auf den Spott der Ungläubigen und auf die drängenden Fragen der Gläubigen geben.

Der Herr ist in den Himmel aufgefahren. Das ist schon ein Unterschied zu dem, was wir am 15. August feiern. Da begehen wir die Aufnahme Mariens in den Himmel. *Ascensio* lautet der lateinische Name für das Geschehen bei Jesus, *Assumptio* bei Maria; das ist ein Unterschied. Ascensio: Aufstieg, Assumptio: Aufnahme. Der Unterschied in der Terminologie bedeutet einen Unterschied in der Kausalität. Der Herr ist aus eigener Kraft in den Himmel aufgefahren, Maria ist durch die Kraft Gottes aufgenommen worden.

Da haben wir schon einen bedeutsamen Unterschied und eine wichtige Aussage. Die göttliche Kraft, die Jesus eigen war, ist gleichsam das Vehikel, mit dem er in den Himmel aufgefahren ist. Maria konnte nicht aus eigener Kraft in den Himmel schreiten, sie mußte durch Gottes Macht aufgenommen werden.

Die Auffahrt Jesu in den Himmel geschah vom Ölberg. Wir erinnern uns, daß der Ölberg der Anfangspunkt des Leidens Jesu ist. Hier begann er zu zittern und zu zagen. Und ausgerechnet von diesem Ort fährt er in den Himmel auf. Auch das hat etwas zu bedeuten. Es besagt: Jesus hat sich durch sein Leiden und durch sein Aushalten im Leiden die Erhöhung verdient. „Weil er getreu war bis zum Tode, deswegen hat ihn Gott erhöht und ihm einen Namen gegeben, der über allen Namen ist.“ So wird das Leiden, das gehorsame Leiden gekrönt.

Jesus ist in den Himmel aufgefahren, und da kommt die Hauptfrage: Ja, was ist denn der Himmel? Und die andere: Ja, wo ist denn der Himmel? Zunächst: Was ist der Himmel? Der Himmel ist die Teilnahme an der Seinsform, an der Seinskraft, an der Existenzfülle Gottes. Der Himmel ist nichts anderes als das Sein bei Gott. Wenn wir sagen, ein Mensch kommt in den Himmel, dann sagen wir damit: Er tritt ein in die Herrlichkeit, in das Glück und in die Seligkeit Gottes. Diese Frage ist also verhältnismäßig leicht zu beantworten. Aber die andere: „Ja, wo ist denn der Himmel?“ ist schwerer zu beantworten.

Zunächst einmal gilt, daß die Menschen, die vom Leibe gelöst sind, also die Seelen, nicht raumhaft und zeithaft existieren. Raumhaftigkeit und Zeithaftigkeit sind Kategorien, die für den irdischen, leibhaftigen Menschen angemessen sind. Für die Seelen sind diese Kategorien Raumhaftigkeit und Zeit-

haftigkeit nicht mehr angemessen. Man kann nicht sagen, daß die Messung in Stunden oder in Kilometern für die Seelen noch einen Sinn hat. Sie hat keinen Sinn mehr für sie. Sie sind diesen Kategorien enthoben. Aber da sie Geschöpfe bleiben, sind sie weiter zwar nicht raumhaft, aber raumgebunden. Es muß also irgendwo eine Räumlichkeit sein, an der die vom Leibe gelösten Seelen vorfindlich sind. Aber diese Räumlichkeit ist durch keine Untersuchung der Menschen auffindbar. Es gibt keinen Ort, nicht auf der Erde und nicht bei den Sternen, nicht im Weltall, von dem wir sagen könnten: Das ist der für die erlösten Seelen vorbehaltene Raum. Einen solchen Ort können wir nicht angeben. Eine solche Angabe hat auch die Heilige Schrift nie beabsichtigt. Wenn die Schrift von der Himmelfahrt nach **oben** berichtet, dann hat das seinen guten Sinn. Mit oben verbinden wir Menschen das Helle, das Lichte, das vom Irdischen Befreite. **Oben** ist also ein Sinnbild für die Seligkeit. *Unten* dagegen ist das Dumpfe, das Stumpfe, das Unerlöste, und deswegen konnte Christus, wenn diese Vorstellungen den Menschen etwas sagen sollen, nicht in die Erde versinken. Dann hätte man annehmen können, er sei in die Unterwelt, er sei zu den Verdammten gegangen. Wenn also Christus nach oben stieg, von einer Wolke emporgehoben wurde, dann besagt das nicht, daß er auf einen Stern im Weltraum gegangen ist, sondern es besagt, daß er in die Seligkeit, in die helle, lichte Wirklichkeit des Vaters gegangen ist. Das ist der Sinn des Erhobenwerdens nach oben.

Gott und die irdischen Dinge sind sich nicht im Wege, denn Gott ist von den irdischen Dingen der Qualität nach verschieden. Gott stößt sich nicht, wie sich die Dinge stoßen, mit der Weltwirklichkeit. Wegen der Qualitätsverschiedenheit Gottes und der Welt gibt es kein gegenseitiges Sichbehindern der Wirklichkeit Gottes und der Wirklichkeit der Welt. Es ist also durchaus möglich, daß die Begegnung zwischen Gott und Erlösten - das ist ja der Himmel - sich an jedem Orte des Weltalls abspielen kann. Kein Ort ist davon ausgeschlossen, kein Ort ist dafür allein geeignet. Die Qualitätsverschiedenheit dieser Begegnung verbietet es, zu behaupten, durch eine Änderung des Weltbildes - wie das der Tübinger abgefallene Theologe David Friedrich Strauß tat - sei Gott an Raumnot zugrundegegangen; es sei alles schon besetzt, und man habe das jetzt durch Fernrohre erkannt, infolgedessen sei Gott an Raumangel gestorben.

Dieser lächerliche Spott vermag die christliche Vorstellung vom Himmel nicht zu treffen. Denn wir unterscheiden den Himmel als das Firmament, als den Platz für die Sterne und die Wolken, sehr wohl von dem Himmel als der metaphysischen Daseinsweise Gottes und der Erlösten. Das sind zwei völlig verschiedene Dinge, die nichts, aber auch gar nichts miteinander zu tun haben.

Jesus ist aufgefahren in den Himmel. Natürlich nicht mit seiner Gottheit. Insofern Christus Gott war, hat er den Himmel, hat er die Seligkeit beim Vater nie verlassen, sondern das „Aufgefahren“ bezieht sich nur auf seine Menschheit. Als **Mensch** ist er in die Herrlichkeit Gottes eingegangen, als **Mensch** hat er die Erhöhung jetzt gewonnen.

Wozu ist er in den Himmel aufgefahren? Nun, um eben den Lohn für seinen Gehorsam zu empfangen, um an die Spitze aller Lebewesen, die bei Gott sind, zu treten, um beim Vater für uns einzutreten durch seine Fürbitte, um dem Vater seine Wundmale zu zeigen, damit er uns daraufhin verzeihen möge, um den Heiligen Geist zu senden, um uns eine Wohnung zu bereiten. Das ist der Zweck von Christi Himmelfahrt.

„Aufgefahren in den Himmel und sitzt zur rechten Hand Gottes.“ Wir müssen von Gott mit menschlichen Begriffen sprechen, wenn wir überhaupt von ihm reden wollen. Denn andere Begriffe haben wir nicht. Wir sprechen also immer in irgendeiner Weise anthropomorph, also wie Menschen von Menschen reden, auch von Gott. Natürlich hat Gott keine Hand. Er ist ja ein Geist. Aber wenn es heißt „sitzt zur rechten Hand Gottes“, so soll damit etwas Bedeutsames ausgesagt werden, denn die Rechte ist die Seligkeit und die Linke ist die Verdammnis. Wenn Christus zur *rechten* Hand Gottes sitzt, dann sitzt er auf dem Ehrenplatze, da wo das Glück und die Freude und der Friede und die Seligkeit ist. Das bedeutet „Sitzt zur rechten Hand Gottes“. Er hat den Ehrenplatz bei Gott eingenommen.

Er **sitzt**, auch das ist bedeutsam. Er steht nicht, er liegt auch nicht, er **sitzet**. Ja, warum sitzt er denn, warum gebraucht man den Ausdruck „Er sitzet zur rechten Hand Gottes“? Weil er in eine königliche und richterliche Funktion eingetreten ist. Könige sitzen auf dem Throne, wenn sie ihr Königsamt ausüben. Richter sitzen auf dem Richterstuhle zu Gericht. Und wenn von Christus ausgesagt wird, daß er zur rechten Hand Gottes, des Vaters, *sitze*, dann soll damit angedeutet werden, daß er

königliche und richterliche Funktion wahrnimmt. Er ist der Herr über alle Menschen, ja über die gesamte Schöpfung. „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ So hat er vor der Himmelfahrt seinen Jüngern verkündet. Und das eben wird angedeutet durch die Aussage: „Er sitzt zur rechten Hand Gottes, des Vaters.“

Wir brauchen also, meine lieben Freunde, uns an Himmelfahrt nicht zu verstecken. Wir brauchen nicht unsicher zu werden. Wir sind nicht sprachlos, wenn die Ungläubigen mit ihrem Spott und die Gläubigen mit ihren besorgten Fragen kommen. Unser Glaube ist durchlichtet, soweit eben überhaupt Glaubensgeheimnisse vom Menschen begriffen werden können. Wir haben Antworten auf die bedrängenden Fragen der Gläubigen und auf den Spott der Ungläubigen. Wir dürfen stolz und mit Zuversicht - weil ja der Herr gewissermaßen der Quartiermacher für uns ist - an diesem Tage bekennen: „Aufgefahren in den Himmel, sitzt er zur rechten Hand Gottes, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Und seines Reiches wird kein Ende sein.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Lohn der guten Werke

11.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir nachgedacht über die guten Werke. Gute Werke, so sagten wir, sind freiwillige Handlungen, die Gottes Willen gemäß sind und mit Rücksicht auf Gott geschehen; die darum auch von Gott belohnt werden.

Vom Lohn der guten Werke wollen wir heute sprechen. Der Lohn, den Gott verheißen hat für die guten Werke, ist verschieden für den Sünder und für den Gerechten, für den (schweren) Sünder, also für denjenigen, der im Zustand der Gnadenlosigkeit lebt, für den Gerechten, also jenen, der im Zustand der heiligmachenden Gnade ist. Der Sünder, der Todsünder, der Mensch ohne Gnade, der gute Werke verrichtet, wird ob dieser Werke belohnt, allerdings nicht im Himmel, denn die Werke, die ein Todsünder verrichtet, sind tote Werke, sie sind nicht verdienstlich, sie werden im Himmel nicht belohnt. Aber diese toten Werke verdienen ihm hier auf Erden die Gnade der Bekehrung. Wenn der Todsünder gute Werke verrichtet - Beten, Fasten, Almosen -, dann wird die Kruste seines Herzens allmählich aufgeweicht, und der Tau der Gnade dringt ein. Die guten Werke des Todsünder sind also nicht verloren, sie erwirken ihm kraft der Verheißung Jesu die Gnade der Bekehrung. Und das ist ja das Wichtigste und Notwendigste, was ein Todsünder braucht, daß er sich bekehrt, daß er sich abwendet von seinem schlimmen Weg und hinkehrt zu Gott.

Reichlich sind die Früchte, die dagegen der Gerechte für seine guten Werke zu erwarten hat. Sie vermehren ihm erstens die heiligmachende Gnade. Darum, daß im Zustand der Gnade jemand gute Werke verrichtet, wird durch Gottes Macht ihm die heiligmachende Gnade vermehrt. „Jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er,“ sagt der Heiland von seinem Vater, unter dem Bilde eines Winzersprechend. „Jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie noch mehr Frucht bringt.“

Die Reinigung, die Heiligung, die wir als Vermehrung der heiligmachenden Gnade bezeichnen, ist die erste köstliche Frucht der guten Werke. Die zweite ist die Vermehrung der himmlischen Glorie. Wenn der Herr kommt mit seinen Engeln, wird er einem jeden vergelten nach seinen Werken. Nach seinen Werken! Nicht nach den Vorsätzen, die er gefaßt hat, auch nicht nach den Worten und Sprüchen, die er gemacht hat, sondern nach seinen **Werken** wird ihm vergolten. Wir haben es also in der Hand, unsere Himmelsglorie zu vermehren, wenn wir gute Werke verrichten. Das Konzil von Florenz im Jahre 1439 hat ausdrücklich erklärt, daß die Glückseligkeit der Geretteten im Himmel nicht gleich ist. Es gibt Unterschiede. Und an diesen Unterschieden sind die guten Werke, die einer auf Erden verrichtet hat, nicht unbeteiligt.

Die dritte Wirkung der guten Werke ist der Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen. Das ist eine gar wichtige Sache, daß wir Sündenstrafen, die in der Zeit abzubüßen sind - also entweder hier oder im Fegfeuer -, nachgelassen bekommen. Und dazu dienen eben die guten Werke, also die drei Gruppen Beten, Fasten, Almosen. Sie haben einen genugtuenden Wert, weil sie beschwerlich sind, weil wir uns dabei überwinden müssen. Und darin liegt der genugtuende Wert der guten Werke. Wir können damit Sündenstrafen, zeitliche Sündenstrafen, die wir für unsere Verfehlungen verdient haben, abgelten.

Häufig verdienen gute Werke auch Erhörung der Gebete, manchmal sogar irdischen Lohn. Diese beiden letzten Wirkungen der guten Werke sind nicht so gewichtig wie die drei ersten, aber sie sind deswegen nicht unbeachtlich. Wenn jemand nämlich durch gute Werke sich die Erhörungsgeißheit verschafft, wie glücklich wird er sein, daß sein Gebet erhört ist, das er unterstützt hat durch Beten, Fasten und Almosen, diese drei Gruppen; und in manchen, der gute Werke verrichtet, kehrt die Freu-

de und der Friede ein, nämlich die innere Genugtuung darüber, daß er sich überwunden hat, seine Trägheit, seine Bequemlichkeit, seine Abneigung gegen die Menschen, und daß er gut gewesen ist.

Wir können die guten Werke auch anderen zuwenden. Es hat schon einen Sinn, wenn die Menschen sagen: „Ich opfere die heilige Messe, ich opfere die heilige Kommunion, ich opfere ein Gebet, ein Fastenopfer, auf für diesen oder jenen Menschen, der es braucht, der in seelischer oder körperlicher Not ist.“ Das hat schon einen Sinn. Das können wir tun, Gott nimmt es an. Wir sind imstande, den genugtuenden und erlehenden Wert der guten Werke anderen zuzuwenden. Die Verdienstlichkeit kommt nur dem zu, der sie verrichtet. Das Verdienst bleibt also demjenigen, der die guten Werke tut. Aber die genugtuende und die erlehende Kraft der guten Werke kann anderen zugewendet werden. So können wir Wohltäter für andere sein. In dem Sinne sagt ja der Herr: „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie euere guten Werke sehen und den Vater preisen, der im Himmel ist.“ Wir müssen also die guten Werke nicht im Verborgenen verrichten. Selbstverständlich soll man sich ihrer nicht rühmen, aber wir brauchen sie auch nicht zu verbergen. Gute Werke haben nämlich eine zündende Kraft. Sie vermögen andere anzueifern. Sie vermögen bei anderen Nacheifer zu wecken, und deswegen: Laßt euere guten Werke, laßt euer Licht von den Menschen sehen, damit sie den Vater im Himmel preisen. Laßt uns mit unseren Kräften, mit unserem Geld, mit unserer Zeit gute Werke verrichten. Jetzt ist die Zeit der Aussaat, und wer reichlich sät, wird reichlich ernten. Wer aber spärlich sät, der wird spärlich ernten.

Deswegen, meine lieben Freunde: Laßt uns die Zeit ausnutzen, laßt uns wirken, „solange es Tag ist!“ Es kommt die Zeit, es kommt die Stunde, wo die Nacht anbricht, und wo niemand mehr wirken kann.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Ich glaube an den Heiligen Geist

18.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelte!

Im Glaubensbekenntnis kommen wir, nachdem wir vom Vater und vom Sohne Zeugnis abgelegt haben, zum Heiligen Geist. „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater und vom Sohne ausgeht, der mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht wird, der gesprochen hat durch die Propheten.“

Dieser Teil des Glaubensbekenntnisses war nicht von Anfang darin enthalten, denn es war eine Selbstverständlichkeit, daß die junge Christenheit, die vom Heiligen Geist erfüllt und getrieben war, an den Heiligen Geist glaubte. Als aber Irrlehrer aufstanden, die den Heiligen Geist ignorierten oder leugneten, da mußte die Kirche sich feierlich zum Heiligen Geist bekennen. Das ist geschehen auf dem Konzil zu Konstantinopel im Jahre 381. Gegen den Irrlehrer Mazedonius hat die Kirche damals sich feierlich bekannt zum Heiligen Geist als gleichem Gott mit Vater und Sohn. „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender.“ *Herr*, das ist ein Wort - die Übersetzung des griechischen Kyrios -, das nur Gott zukommt, dem Vater, dem Sohne, aber auch dem Heiligen Geiste. Deswegen rufen wir ja in der heiligen Messe „Kyrie eleison“ - Herr, Heiliger Geist, erbarme dich unser!

Der Heilige Geist ist genauso Gott wie der Vater und der Sohn. „Gott von Gott, Licht vom Lichte“ wird vom Sohn ausgesagt. Dasselbe aber gilt vom Heiligen Geiste. Er wird mit dem Vater und dem Sohn zugleich, gleichzeitig und in gleicher Weise angebetet und verherrlicht. Anbetung und Verherrlichung wird nur Gott geschuldet, und weil der Heilige Geist Gottes Natur hat, deswegen wird er angebetet und verherrlicht. Was vom Vater und vom Sohne ausgeht, wie die gegenseitige Liebe, das kann nur Gott sein. In dem großen Gespräch, das Vater und Sohn miteinander führen, da kann nur etwas Göttliches hervorgehen, nämlich der Heilige Geist; das ist die Atmosphäre, das ist der Hauch, in dem sich das innertrinitarische Gespräch zwischen Vater und Sohn vollzieht. So wie eine Kerze, die an einer anderen angezündet ist, Licht ist, so wie der Dunst, der aus dem Wasser hervorsteigt, Wasser ist, so ist der Hauch des Vaters und des Sohnes Gott, Heiliger Geist.

Der Heilige Geist wird als der Lebensspender bezeichnet. Das deutet auf seine Funktion. Der Heilige Geist ist nicht etwas in sich Ruhendes, Starres, er ist etwas Lebendiges, er ist der Lebendigmacher. Er teilt die Gnaden aus, die Christus uns am Kreuze verdient hat. Er schafft nichts Neues, sondern er nimmt aus dem Gnadenschatze, den der Heiland uns erworben hat, und teilt ihn den Menschen aus. Das ist bei den Aposteln geschehen, das geschieht bei der Kirche, das geschieht in jeder einzelnen Seele. Was wirkt, was hat gewirkt der Heilige Geist bei den Aposteln? Er hat sie erleuchtet, gestärkt und geheiligt. Das waren einfache Männer. Sie hatten keine hohe Bildung. Sie waren nicht zu Füßen der Philosophen gesessen, sie hatten nicht die Universitäten der damaligen Zeit in Athen oder Alexandria besucht. Sie waren Handarbeiter. Diese Männer brauchten die Erleuchtung. Diese Erleuchtung, diese innere Belehrung hat ihnen der Heilige Geist gewährt, so daß sie Schriften schreiben konnten, die wir heute noch vorlesen in den Gottesdiensten, nämlich die Evangelien und die Briefe des Neuen Testaments. Wahrhaftig, der Heilige Geist hat sie erleuchtet, denn in diesen Schriften ist eine Weisheit enthalten, die man bis ans Ende der Zeiten nicht voll ausloten können. Er hat sie gestärkt. Wahrhaftig, das hatten sie nötig in einer Welt von Feinden, bei einem so minimalen Anfang. Das ist ja aussichtslos, hätte jeder gesagt, das ist ja hoffnungslos, eine solche verfaulte, mit tausend falschen Göttern erfüllte Welt zu bekehren. Was habt ihr euch da vorgenommen? Seid ihr verrückt geworden?

Nein, in der Kraft des Heiligen Geistes haben sie sich aufgemacht und sind ausgezogen, nach Persien, nach Kleinasien, nach Griechenland, nach Spanien, „bis an die Grenzen der Erde“. Der Heilige Geist hat sie gestärkt. Und er hat sie geheiligt. Auch diese Männer hatten ihre Fehler und Schwächen. Wir wissen von dem traurigen Verhalten des Petrus angesichts der Gefangennahme des Herrn. Aber auch die anderen sind geflohen. Jetzt hat der Heilige Geist sie geheiligt, daß sie wahrhaft erfüllt wurden mit Gnade und Licht und daß sie als Heilige andere von der Botschaft des Herrn nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit dem Beispiel überzeugen konnten. Das hat der Heilige Geist gewirkt an den Aposteln. Er hat sie erleuchtet, er hat sie gestärkt, er hat sie geheiligt.

Was wirkt der Heilige Geist in der Kirche? Der Heilige Geist lehrt, heiligt und leitet die Kirche in unsichtbarer Weise bis ans Ende der Welt.

Er lehrt die Kirche. Wenn es nach den Theologen, nach vielen Theologen ginge, dann wären schon manche Lehren der Kirche aufgegeben, weil sie angeblich nicht in die Zeit passen, weil sie angeblich überholt sind. Aber da ist noch einer, der sorgt dafür, daß das nicht untergeht, was der Herr seiner Kirche mitgeteilt hat, und den nennen wir den Heiligen Geist! Er lehrt seine Kirche. Es hat manchmal auch ein Papst gezögert, eine harte Wahrheit zu verkündigen, und viele Bischöfe sind irre geworden am Glauben; aber die Kirche als ganze hat niemals die Lehre des Herrn verleugnet. Sie hat lieber ganze Länder geopfert - wie England -, statt daß sie von der Lehre des Herrn abgefallen wäre, in diesem Falle von der Lehre des Herrn über die Unauflöslichkeit der Ehe. Nein, da ist einer, der die Kirche lehrt, und dieser Lehrer ist weiser als alle menschlichen Lehrer, und den nennen wir den Heiligen Geist.

Er heiligt die Kirche. Immer wieder und allezeit ist die Kirche fruchtbar an Heiligen. Es gibt auch heute heilige und heiligmäßige Menschen. O ja, es gibt sie! Sie stehen gewöhnlich nicht im Rampenlicht, sie werden nicht vorgezeigt, sie sind häufig verborgen, ja sogar verkannt; aber es gibt auch heute Heilige in unserer Kirche, heilige Kinder, heilige Jugendliche, heilige Erwachsene. Auch heute wird heroische Tugend in der Kirche geübt. Das ist die Frucht des Heiligen Geistes, das ist sein Werk; denn wir können ja aus uns nichts tun. Wenn der Heilige Geist nicht heiligt, aus eigener Kraft sind wir nicht fähig, heilig zu werden, da haben wir zu starke niederziehende Kräfte in uns, da sind die Verlockungen von außen zu stark. Da muß der Heilige kommen, der Heilige Geist, damit wir heilig werden.

Und er lenkt die Kirche. Das ist vielleicht am schwersten zu glauben. Denn manchmal fragen wir: Ja, wo ist die Lenkung der Kirche, wo ist die Leitung der Kirche? Ist das nicht eher ein Dahinwursteln und ein Finassieren und ein Lavieren? Wir dürfen nicht irre werden an der Leitung der Kirche durch den Heiligen Geist. Es ist nicht jeden Tag offensichtlich, daß die Kirche vom Heiligen Geist geleitet wird, aber es zeigt sich immer wieder an Kreuzungspunkten, daß der Heilige Geist mächtig ist auch in noch so schwachen Vertretern der kirchlichen Leitung. Auch in noch so schwachen Bischöfen und Päpsten ist der Heilige Geist wirksam. Und oft vermögen wir, wenn unsere Augen nicht gehalten sind, einen Punkt der Kirchengeschichte anzugehen, wo wir sagen: Das wäre nicht möglich gewesen ohne die Wirksamkeit des Heiligen Geistes. Nach menschlichen Erwartungen hätte die Kirche im 16. Jahrhundert die Richtung des Protestantismus eingeschlagen. Der war ja so angenehm, nicht wahr? Alles ist Priester, was aus der Taufe gekrochen ist - so drückt sich ja Herr Luther aus, nicht wahr? Kein Priestertum mehr, kein hierarchisches Amt mehr, jeder kann aus der Schrift herauslesen, was er will. Das ist ja die Lehre Luthers, nicht wahr? Das war eine sehr angenehme, eine bequeme Lehre. Kein Fasten mehr, keine Gebote mehr, die die Kirche auferlegt, nicht wahr? Jeder kann essen, was er will und wann er will - das ist die Lehre Luthers. Aber nein, in dieser Unheilssituation des 16. Jahrhunderts hat der Heilige Geist bewiesen, daß er die Kirche lenkt und leitet. Und so wird es auch heute in unserer Zeit sein. Wir rufen nicht vergebens nach dem Heiligen Geist, er wird eines Tages Beweise seiner wirksamen Leitung der Kirche geben.

Was wirkt der Heilige Geist in der Seele des einzelnen? Er gibt ihr das übernatürliche Leben, er erleuchtet, stärkt und tröstet die Seele. Wenn wir in der Gnade sind, im übernatürlichen Leben, dann ist das die Wirkung des Heiligen Geistes. Der Heilige Geist erhebt uns über unsere Natur. Natur ist das, was wir von Geburt an haben: unsere Kräfte und Fähigkeiten. Wenn etwas dazukommt, was nicht zur Natur gehört, das nennt man übernatürlich; und übernatürlich sind alle Gnaden. Gnaden sind nämlich Wohltaten, auf die man keinen Anspruch hat, die ungeschuldet sind und die über die Natur hinzuge-

fügt sind. Übernatürlich und Gnade ist also immer dasselbe - und das eben wirkt der Heilige Geist in uns, daß er uns ein anderes Leben, ein höheres Leben gibt als das, was wir von der Geburt an haben. Das übernatürliche Leben der Seele, die Freundschaft mit Gott, das ist die Wirkung des Heiligen Geistes.

Und er erleuchtet, er stärkt und tröstet uns. Er gibt uns ja die Gaben und er erzeugt die Früchte. Gaben des Heiligen Geistes, die sieben Gaben Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn, das sind die sieben Gaben des Heiligen Geistes, aufgezeichnet schon vom Propheten Isaias im 11. Kapitel seiner Prophezeiungen, wahr geworden durch die Ausgießung des Heiligen Geistes. Es ist etwas daran, daß derjenige, der sich dem Geiste öffnet, vom Geiste erfüllt wird.

Menschen, die im Geiste leben, haben eine wunderbare Weisheit, eine wunderbare Erkenntnis. Man kann nichts als staunen, wie fromme Männer oder fromme Frauen einem Sätze sagen, die ein Studierter niemals aus eigenem Nachdenken gefunden hätte. Sie sind nicht gelehrt, aber sie sind erleuchtet, erleuchtet vom Heiligen Geist. Das ist die Weisheit der Stillen im Lande, die Weisheit, die der Heilige Geist ihnen vermittelt hat. Und wer sich dem Geiste öffnet, in dem blühen die Früchte auf, die Früchte des Geistes: Liebe, Freude, Sanftmut, Geduld, Enthaltbarkeit, Keuschheit. Das sind die Früchte. Zwölf zählt der Apostel auf, zwölf Früchte des Heiligen Geistes.

O daß doch, meine lieben Freunde, o daß doch das heutige Fest unsere Seele weiten möge, daß wir den Geist einlassen, daß wir die Gnaden und die Gaben empfangen, die er uns vermitteln will, daß die Früchte in uns aufblühen, die seine Ankunft bereiten will. „Komm, o Geist der Heiligkeit aus des Himmels Herrlichkeit, komm mit deiner Gaben Zahl!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Beistandsgnaden

19.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am gestrigen Pfingstsonntag haben wir die Wesenheit des Heiligen Geistes uns vor Augen geführt. Heute und an den folgenden Sonntagen wollen wir sein Wirken uns klar machen. Der Heilige Geist ist von einer intensiven Wirksamkeit auf die Menschen. Am heutigen Pfingstmontag wollen wir ihn als den Spender der Wirkgnaden, der Beistandsgnaden uns vor Augen führen. Wir wollen die Lehre über die Beistandsgnaden, die der Heilige Geist schenkt, in fünf Sätze fassen.

Der erste Satz lautet: Der Heilige Geist gibt den Menschen oft Gnaden des Beistandes. Diese Gnaden des Beistandes tragen verschiedene Namen: Wirkgnaden, göttliche Einsprechungen, helfende Gnaden. Diese Ausdrücke wollen alle dasselbe sagen, nämlich daß der Heilige Geist den Menschen erleuchtet und stärkt, seinen Verstand erleuchtet und seinen Willen stärkt, daß er auf ihn einwirkt, damit er das Gute tut, daß er ihm Kraftimpulse gibt, damit er dem Willen Gottes gemäß lebt.

Solche Beistandsgnaden haben die Apostel am Pfingstfest empfangen. Vor dem Pfingstfest war für sie schwer zu begreifen, was das Christusereignis bedeutete. Der Herr tadelte sie, daß sie so langsam und schwerfällig seien. Nach der Begabung mit dem Heiligen Geist verstanden sie alles. Vorher waren sie furchtsam, mit Angst im Herzen saßen sie hinter verschlossenen Türen. Nach der Herabkunft des Heiligen Geistes wurden sie mutig und zogen hinaus in die Öffentlichkeit bis an die Grenzen der Erde. Das waren Wirkungen der Beistandsgnaden, der göttlichen Einsprechungen, die der Heilige Geist den Menschen oft im Laufe des Lebens verleiht.

Manchmal - und das ist der zweite Satz - werden diese Beistandsgnaden hörbar und sichtbar. Bei der Taufe Jesu kam der Heilige Geist in der Gestalt einer Taube über ihn herab und eine Himmelsstimme ertönte. Zu Pfingsten wurden Feuerflammen sichtbar, und ein Sturm fuhr daher. Alle diese Erscheinungen bedeuten natürlich etwas. Die Feuerflamme will sagen, daß der Heilige Geist die Herzen licht macht und daß er alles Niedrige und Gemeine verbrennt, wie es dem Feuer eigen ist. Und der Sturm will die Gewalt des Heiligen Geistes hervorheben. Der Sturm entwurzelt die Bäume und deckt Dächer ab. So machtvoll, das soll damit gesagt werden, wie ein Sturm ist, so machtvoll kann der Heilige Geist in dem wirken, der sich seinem Wirken öffnet.

Und dann der dritte Satz: Der Heilige Geist nötigt niemanden. Er zwingt niemanden, sondern er überläßt es dem freien Willen des Menschen, ob er die Gnade annimmt und mitwirkt oder ob er sie ablehnt und sich verweigert. Der Heilige Geist ist ein Liebhaber der Freiheit, und darum überläßt er es dem Menschen, ob er sein Herz öffnet oder ob er es ihm verschließt. Der Saulus, der vor Damaskus vom Heiligen Geist wie von einem Blitz getroffen wurde, hat mit der Gnade mitgewirkt. Er betete und fastete. Der Statthalter Felix hat sich der Gnade des Heiligen Geistes verschlossen. Das war der Mann, der Paulus gefangenhielt, und er ließ sich von Paulus predigen. Aber als Paulus vom Gericht und von der Keuschheit anfang, da brach er das Gespräch ab, da hat er sich der Einwirkung des Geistes verschlossen. Diese Verschließung kann zu der Sünde wider den Heiligen Geist führen. Was ist das für eine Sünde? Die Sünde wider den Heiligen Geist besteht vorzugsweise darin, daß der Mensch sich den Einwirkungen des Heiligen Geistes widersetzt, daß er nicht zur Wahrheit kommen will und daß er keine Kraftimpulse vom Heiligen Geiste empfangen will. Diese Sünde ist unvergebbar. Natürlich, das muß man dazusagen, nur so lange, wie der Mensch darin verharrt. Jede Sünde kann vergeben werden, wenn der Mensch bereut. Aber wer in dieser Sünde verharrt, der lebt in unvergebbarer Sünde. Wenn der Mensch sich dem Wirken des Geistes öffnet, dann zieht er Gnade um Gnade nach

sich; und wenn er sich ihm verschließt, dann werden ihm auch noch die Gnaden genommen, die er schon hatte.

Der vierte Satz lautet: Die Beistandsgnade wird vom Heiligen Geist einem jeden Menschen gegeben. Die Beistandsgnade wird dem Sünder wie dem Gerechten gegeben, dem katholischen Christen wie dem Andersgläubigen, ja dem Ungläubigen. Beistandsgnaden erhält jeder Mensch. Das ist auch der Grund dafür, warum es möglich ist, daß auch Menschen, die nicht zum sichtbaren Verband der katholischen Kirche gehören, gerettet werden. Wenn sie mit der Gnade mitwirken, die ihnen in der Seele zuteil wird, dann können sie, falls sie schuldlos den Weg zur wahren Kirche nicht finden, beim Gericht gerettet werden. Wir bekennen diese Wirksamkeit des Heiligen Geistes in dem Glaubensbekenntnis, wenn wir sagen: „Der gesprochen hat durch die Propheten.“ Die Propheten waren keine Christen, sie haben ja vor Christus gelebt. Aber sie haben sich dem Wirken des Heiligen Geistes geöffnet, und so konnte sich der Geist ihrer bedienen als seiner Instrumente, als seiner Werkzeuge. Und nicht nur fromme Juden, Angehörige des auserwählten Volkes wurden mit der Beistandskraft des Heiligen Geistes begabt, nein, auch fromme Heiden. Wir dürfen vermuten, daß ein Mann wie der weise Sokrates vom Heiligen Geist bewegt war. Von Sokrates, der die Götter leugnete, weil er sagte: Es gibt nur *einen* Gott, und der deswegen zum Tode verurteilt wurde in Athen im Jahre 399, dürfen wir mit Recht vermuten, daß er sich den Beistandsgnaden des Heiligen Geistes geöffnet hat.

Die Beistandsgnaden wirken nicht immer, sondern es gibt eben vorzugsweise Zeiten, in denen sie gegeben werden: „Jetzt ist der Tag des Heiles!“ sagt der Apostel Paulus, „jetzt ist es Zeit, vom Schlafe aufzustehen.“ Auch sind die Beistandsgnaden nicht bei jedem Menschen gleich. Dem einen wird mehr, dem anderen weniger gegeben, ohne daß der, dem weniger gegeben wird, sich beklagen könnte, denn Gott ist frei, er ist der souveräne Herr. Er teilt aus, wie er will, er macht tot und lebendig. Das Geschirr kann sich nicht gegen den Töpfer erheben. Wem viel gegeben wird, von dem wird auch viel gefordert. Wenn die Gaben wachsen, dann wächst auch die Strenge der Rechnungslegung, und derjenige, der weiß: Ich habe fünf und nicht bloß zwei Talente empfangen, der muß in Sorge sein - in Sorge! -, ob er mit den fünf Talenten so gearbeitet hat, daß er fünf weitere dazugewonnen hat.

Der fünfte Satz lautet: Der Mensch kann sich auf den Empfang der Gaben, der Beistandsgnaden des Heiligen Geistes, vorbereiten. Er kann etwas dazu tun. Natürlich bleibt eine Gnade immer ungeschuldet, und niemals kann sie vom Menschen herbeigezwungen werden. Der Mensch hat kein Recht auf sie. Das ist ja das Wesen der Gnade; sie ist indebitum und superadditum - ungeschuldet und zum natürlichen Bestand hinzugefügt. Daran ist nicht zu rütteln. Aber der Mensch kann sich disponieren. Wie man vor einem Fest die Fenster putzt, damit das Licht hell und ungehindert in die Stube eindringen kann, so kann der Mensch auch seine Seele bereiten, sich vorbereiten auf den Empfang der Beistandsgnaden. So hat es das Konzil von Trient gegen die irrige Lehrmeinung des Herrn aus Wittenberg definiert.

Es gibt eine Vorbereitung auf die Gnade, indem man beispielsweise die Einsamkeit aufsucht und nicht das Leben wie ein Geschwätz verbringt; indem man gute Werke tut, Beten, Fasten, Almosen; indem man die Predigt anhört; indem man auf die Gelegenheiten achtet, die Gott schickt, damit wir innerlich erschüttert werden: Krankheiten, Tod, Not, erschütternde Erlebnisse - das alles soll uns zu Herzen gehen, das sollen wir uns zu Herzen nehmen, damit wir dem Heiligen Geist eine würdige Wohnstatt bereiten.

Ja, diese Beistandsgnaden, meine lieben Freunde, sie sind unser Glück und unser Trost, sie sind die Wegweiser und Kraftquellen auf dem Wege zum Himmel. Wir sollen sie erflehen und erbitten, uns auf sie vorbereiten und mit ihnen wirken. Die Beistandsgnaden bereiten uns für die Pilgerschaft zur ewigen Seligkeit. Selig der Mann, selig die Frau, die diese Gnaden, diese leisen Einsprechungen des Heiligen Geistes aufnehmen, mit ihnen wirken und auf diese Weise gottgefällig leben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die heiligmachende Gnade

25.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Der Heilige Geist teilt die Gaben aus, die Christus uns verdient hat. So hatten wir am Pfingstfest eine unverbrüchliche Wahrheit formuliert. Wir haben dann am Pfingstmontag die Beistandsgnaden betrachtet, jene Gnadenimpulse, die vorübergehend sind und die uns helfen sollen, das Heil zu erwerben. Wenn der Mensch die Gnadenimpulse aufnimmt, wenn er mit der Beistandsgnade, mit der helfenden Gnade mitwirkt, dann zieht der Heilige Geist in die Seele ein, dann erhält der Mensch die heiligmachende Gnade. Das ist das höchste Geschenk Gottes und das größte Glück des Menschen, die heiligmachende Gnade.

Die heiligmachende Gnade wird in der Theologie auch als Rechtfertigung bezeichnet, weil eben durch die heiligmachende Gnade die Gerechtigkeit dem Menschen zugewendet wird. Er wird aus einem Sünder zu einem Gerechten. Auch Anziehen des neuen Menschen heißt der Beginn des Lebens der heiligmachenden Gnade in der Seele. Was ist die heiligmachende Gnade? Sie ist ein Licht und ein Glanz in der Seele, die Erhebung zu einem neuen Sein. War der Mensch ohne Gnade natürlich, so ist der Mensch mit der Gnade übernatürlich. Es fehlen dem Menschen die Begriffe, um diese Wirklichkeit adäquat zu schildern. Wenn ein Stein Blüten treiben könnte, dann wäre aus den Natursteinen etwas Übernatürliches geworden. Wenn eine Pflanze sprechen könnte, dann wäre aus der Natur der Pflanze Übernatur geworden. Ähnlich, aber freilich noch viel mehr unähnlich ist es, wenn der Heilige Geist in eine Seele einkehrt und dieser Seele die heiligmachende Gnade mitteilt. Es ist so, als ob ein Eisen ins Feuer getaucht würde und dort leuchtend, glühend, glänzend wird. Der Mensch in der heiligmachenden Gnade ist ein wunderbar erhobener Mensch. Er genießt eine besondere Freundschaft Gottes, weil er von einer engelgleichen Schönheit ist.

Wir wollen die Wirkungen der heiligmachenden Gnade in sieben Sätzen zusammenfassen.

1. Die heiligmachende Gnade vertreibt die Sünde. Im Menschen kann immer nur eines sein, entweder die Herrschaft der Todsünde oder die Herrschaft des Heiligen Geistes. Wenn der Heilige Geist in der Seele Wohnung nimmt, wenn er ihr die heiligmachende Gnade, diese übernatürliche Qualität schenkt, dann kann die Sünde, die Todsünde im Menschen keine Stätte mehr haben. Gott teilt seine Herrschaft nicht mit dem Fürsten der Unterwelt. Das ist die erste wunderbare Wirkung der Ankunft des Heiligen Geistes. Sie vertreibt die Sünde.

2. Die heiligmachende Gnade vereinigt uns mit Gott und macht uns zu einem Tempel Gottes. Es entsteht kein Leerraum, wenn die Sünde vertrieben ist, sondern es zieht in die Seele der Heilige Geist mit seiner Gnade ein. Er erfüllt die Seele, er ist in der Seele nicht etwa so, wie die Sonne im Zimmer ist, da sind ja nur die Strahlen der Sonne. Nein, er ist wahrhaft und wirklich in der Seele, er durchdringt die Seele, er erfüllt die Seele. Die heiligmachende Gnade ist nicht nur eine Gunst, wie protestantische Vorstellungen wollen, sondern die heiligmachende Gnade ist eine Wirklichkeit im übernatürlichen Sein. Wir werden mit Gott vereinigt. Wir werden gewissermaßen vergöttlicht, gewinnen Anteil an der göttlichen Natur, werden wunderbar erhoben über unser Vermögen und unsere Anlagen hinaus. Wir werden ein Tempel Gottes! So schreibt es Paulus: „Wißt ihr nicht, daß ihr Tempel Gottes seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“

Welche Ehrfurcht muß uns vor einem Menschen erfüllen, in dem der Heilige Geist Wohnung genommen hat! In einem Tempel benimmt man sich ehrfürchtig. Selbst die deutschen Touristen ziehen im Tempel anderer Religionen die Schuhe aus, und das sind Tempel, die falschen Göttern geweiht

sind. Der Mensch mit der heiligmachenden Gnade aber ist wahrhaft ein Tempel, ist ein Tempel des wahren Gottes. Welche Herrlichkeit und welches Glück und welcher Glanz liegt über einem solchen Menschen!

3. Der Heilige Geist verklärt unsere Geisteskräfte. Er bringt uns die übernatürlichen Tugenden und gibt uns die sittlichen Tugenden als Fähigkeiten. Er verklärt unsere Geisteskräfte, Verstand und Willen, d.h. er durchwirkt sie mit seinem himmlischen Licht und mit seinem himmlischen Feuer. Er erhebt sie und erhält sie, und mit seinen Gaben bringt er uns wunderbare Kräfte in die Seele. Die göttlichen Tugenden, also Glaube, Hoffnung und Liebe, werden als die Begleitschaft des Heiligen Geistes in unsere Seele eingeführt. Ein Mensch mit der heiligmachenden Gnade vermag zu glauben, zu hoffen und zu lieben. Und diese Tugenden richten sich auf Gott, deswegen heißen sie *göttliche* Tugenden. Der Heilige Geist begründet aber auch in uns die sittlichen Tugenden als Fähigkeiten, nicht als Fertigkeiten. Wir müssen bei den sittlichen Tugenden, also beispielsweise Geduld, Demut, Reinheit und wie sie alle heißen mögen, zwischen den Fähigkeiten und den Fertigkeiten unterscheiden. Die Fähigkeiten sind Anlagen, und sie begründet der Heilige Geist in uns. Wer in der heiligmachenden Gnade lebt, ist geneigt und befähigt, sittlich gut zu handeln. Daß er diese Fähigkeiten ausbilden muß, daß die Fähigkeiten zu Fertigkeiten gemacht werden müssen, das steht auf einem anderen Blatt. Er muß eben jetzt mit seinen Fähigkeiten und aufgrund seiner Fähigkeiten arbeiten, sich mühen, sich anstrengen, dann werden die Fähigkeiten zu Fertigkeiten.

4. Der Heilige Geist gibt der Seele eine besondere Zufriedenheit. Der Weltmensch, der Mensch ohne Geist, der Mensch ohne heiligmachende Gnade ist interessiert an Essen und Trinken, am Vergnügen und an äußeren, vergänglichen Dingen. Der Mensch im Heiligen Geiste dagegen, der Mensch mit der heiligmachenden Gnade lenkt seinen Blick auf das, was bleibt, auf das Überirdische, und er kann deswegen mit wenigem auf dieser Erde zufrieden sein. Er jagt nicht jedem Genuß nach, er hat eine große Gelassenheit und innere Freiheit. Der Mensch im Heiligen Geiste, mit der heiligmachenden Gnade begabt, ist ein zufriedener Mensch, denn der Trost des Geistes schenkt ihm Glück über alle irdischen Glücksgüter hinaus. Der Mensch mit der heiligmachenden Gnade ist ein zufriedener Mensch.

5. Der Heilige Geist lehrt uns, er ist ein Lehrmeister. Jeder, auch der Mensch ohne Gnade, kann die christlichen Wahrheiten lesen und lernen. Er hat ja einen Verstand. Aber sie verstehen, d.h. sie innerlich begreifen und sie sich aneignen, das kann nur der Mensch im Heiligen Geiste. Für ihn sind das nicht bloß Buchstaben und Sätze, für ihn sind das Wirklichkeiten, die höchst beglückend und erfüllend sind. Der Heilige Geist ist der Lehrmeister der Seele. Er lehrt uns die Wahrheiten des Glaubens nicht nur lernen, er lehrt sie uns verstehen.

6. Der Heilige Geist spornt uns an zu guten Werken und macht sie verdienstlich für den Himmel. Die in uns wirkende Kraft des Geistes ist ja nicht tot, sie ist lebendig. Wir glauben an den Heiligen Geist, den Lebendigmacher! So bekennen wir im Glaubensbekenntnis. Er ist lebendig, und er spornt uns an zu guten Werken. Das ist wie mit einer Rebe, die am Weinstock bleibt, die bringt Früchte, weil sie vom Weinstock genährt wird. Im Griechischen heißt das Wort, das wir mit „Heiliger Geist“ wiedergeben, *pneuma*, d.h. eigentlich „Hauch“, und der Hauch, der läßt sich vergleichen mit einem Dampf wie bei einer Dampfmaschine, die vom Dampf getrieben wird. So ähnlich - natürlich viel mehr unähnlich - ist das Wirken des Geistes in der Seele. Er treibt uns an zu guten Werken. Und weil sie getan sind im Heiligen Geiste, deswegen sind sie verdienstlich, d.h. werden sie Lohn finden. Gott wird die im Heiligen Geiste verrichteten Werke belohnen mit seinem Himmel der Freuden. Das ist, wie wenn ein Gärtner auf einem wild gewachsenen Baum ein edles Reis propft. Der wilde Baum trägt nur wilde Früchte; sie sind klein und unansehnlich und grün. Aber wenn der Baum durch ein edles Reis veredelt worden ist, dann trägt er schöne, große, ansehnliche Früchte. So ähnlich - noch mehr unähnlich - ist es mit dem Menschen, der gute Werke im Heiligen Geiste vollbringt. Diese guten Werke sind verdienstlich für den Himmel.

7. Der Heilige Geist macht uns zu Kindern Gottes und Erben des Himmels. Als der Herr die Taufe des Johannes empfing, da öffnete sich der Himmel, und eine Stimme erscholl: „Dieser ist mein geliebter Sohn!“ Das war eine Aussage über das von Ewigkeit her bestehende Sohnesverhältnis des **Logos** zum Vater. Aber auch über uns öffnet sich gleichsam der Himmel, und eine Stimme ertönt:

„Dieser ist mein geliebter Sohn,“ wenn wir in der heiligmachenden Gnade sind. Dann werden wir zu Adoptivöhnen Gottes. Gott nimmt uns an als Brüder seines Christus, und so werden wir seine Adoptivöhne. Der Heilige Geist in unserem Herzen verschafft uns die Kindschaft Gottes. Kinder aber erben den Besitz ihrer Eltern; infolgedessen sind auch wir Erben. Wenn Kinder, dann Erben, Erben Gottes und Miterben Christi. Wir gehen einer wunderbaren Zukunft entgegen. Über alle irdischen Zusammenbrüche, Zerstörungen, Katastrophen wartet auf uns die Offenbarung der vollen Einsetzung zu Söhnen und Töchtern, zu Kindern Gottes. Wir werden einmal das verheißene Erbe in Empfang nehmen, wenn wir in der Gnade verharren.

Da muß man beten um das Gut der Beharrlichkeit, daß wir nicht herausfallen aus der Gnade, daß wir die Gnade nicht verlieren. Da muß man wachsam sein, denn wie sagt der Apostel: „Wir tragen unseren Schatz in irdenen Gefäßen.“ Das sind eben Töpfergefäße, aus Ton gemacht, und die sind zerbrechlich! Die können leicht zerstört werden. Deswegen sei achtsam, fürchte dich, sei nicht übermütig, so mahnt der Apostel. „Wirket euer Heil in Furcht und Zittern!“ Achte auf das, was Gott in dich gelegt hat, betrübe den Geist nicht, der in dir lebt, verliere die heiligmachende Gnade nicht! Verkaufe nicht dein Erstgeburtsrecht! Das sind die Mahnungen, die an unser Ohr dringen, damit wir im Heiligen Geiste verbleiben, damit wir die heiligmachende Gnade in uns tragen und sie nicht verlieren, daß wir das nicht beflecken, was Gott in uns an Schönheit geschaffen hat.

O mein Christ, wie wunderbar herrlich hat Gott alles bereitet, und wie achtsam mußt du sein, daß du nichts davon verlierst!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Geheimnis des Glaubens

29.05.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn der Priester in der heiligen Messe die Wandlungsworte spricht, dann nimmt er damit einen Text auf, der vom Herrn selbst stammt. Es sind dieselben Worte, mit denen der Heiland in der Nacht, da er verraten wurde, das Allerheiligste Altarssakrament eingesetzt hat. Aber es gibt zwei Worte in diesem Text, die nicht vom Heiland stammen, zwei Worte, welche die Kirche eingefügt hat. Diese beiden Worte heißen Mysterium fidei, zu deutsch Geheimnis des Glaubens.

In diesen beiden Worten deutet die Kirche an, daß das Geschehen der heiligen Messe, daß die Wirkung der heiligen Wandlung von einer Höhe, Tiefe und Dichte ist, daß sie menschlichem Begreifen nicht zugänglich ist. Geheimnis des Glaubens! Geheimnis bedeutet eine Wirklichkeit, die verschleiert ist, die verschlossen ist. Wir unterscheiden irdische und himmlische, natürliche und übernatürliche Geheimnisse. Irdische Geheimnisse sind manche Krankheiten. Wir wissen immer noch nicht, woher die Multiple Sklerose kommt, und wir haben immer noch kein Mittel, um den Krebs wirksam zu bekämpfen. Es sind Geheimnisse für uns. Wir hoffen, diese Geheimnisse zu entschleiern, wie der Menscheng Geist schon viele natürliche Geheimnisse aufgedeckt hat, etwa die Keime der Tuberkulose oder der Cholera gefunden hat.

Neben den irdischen, natürlichen Geheimnissen gibt es überirdische, himmlische Geheimnisse. Das sind jene Geheimnisse, die mit der Wirklichkeit Gottes zu tun haben. Diese Geheimnisse sind nicht nur für eine Zeitlang dem Menscheng Geist unzugänglich, sie sind es immer. Der Mensch wird nie, auch nicht in der Gottesschau, Gott durchdringen können, wie er irdische Geheimnisse mit dem forschenden Geiste entdecken und entschlüsseln kann. Die himmlischen Geheimnisse, die übernatürlichen Geheimnisse sind für den Menschen unzugänglich. Sie nehmen teil an der Unzugänglichkeit Gottes, an der souveränen Herrlichkeit Gottes, die jedes geschöpfliche Vermögen übersteigt. Diese Geheimnisse liegen jenseits einer Grenze, die das Geschöpf nicht überschreiten kann. Es ist die Grenze, die die Schöpfung vom Schöpfer trennt.

„Geheimnis des Glaubens“ heißt es da. Das bedeutet, dieses Geheimnis ist nicht dem Verstand aufgegeben zur Entschleierung, sondern es ist einer übernatürlichen Erkenntniskraft anvertraut, eben dem Glauben. Der Glaube setzt nämlich da ein, wo der Verstand endet. Der Glaube ist nicht **wider** den Verstand, aber er ist **über** dem Verstand.

Selbstverständlich bedeutet „Geheimnis des Glaubens“ nicht, daß der Mensch sich nicht bemühen soll, soweit es ihm möglich ist, in aller Ehrfurcht und Demut dieses Geheimnis glaubwürdig zu machen, d.h. verständlich zu machen, daß es sinnvoll ist, zu glauben, was hier an Geheimnis vorgelegt wird. Und dieses Bemühen hat die katholische Theologie zweitausend Jahre beschäftigt. Selbstverständlich haben die großen Gottesgelehrten sich angestrengt, Erklärungen zu finden für dieses Geheimnis des Fronleibnams. Die Texte der heutigen heiligen Messe stammen vom heiligen Thomas von Aquin. Sie sind von ihm zu diesem Zweck verfaßt - im Auftrag des Papstes. Und die Sequenz, von der wir eben einige Strophen gesungen haben, bemüht sich, das Geheimnis, soweit es dem Menschen zugänglich ist, verstehbar zu machen. Die Lehre des heiligen Thomas geht dahin: Bei der heiligen Wandlung in der Messe wird die Substanz von Brot und Wein in die Substanz des Leibes und Blutes des Heilandes verwandelt. Was übrig bleibt, das sind die Akzidenzien. Akzidenzien ist das, was man sieht, was man betasten kann, was man riechen und schmecken kann. Das sind Akzidenzien. Aber in einer für uns Menschen unerreichbaren Tiefe, die keine Physik und keine Chemie, kein Appa-

rat jemals entschlüsseln kann, in dieser Tiefe vollzieht sich wirklich, wahrhaft und wesentlich - nicht in der Phantasie - eine Veränderung, die den Leib und das Blut des Herrn herbeibringt. Es hat immer Irrlehrer gegeben, die das Geheimnis dem menschlichen Verstand anpassen wollten. Die sind immer aufgetreten, und die gibt es auch heute. Ich erinnere also an die Männer, die im 16. Jahrhundert die Kirche angeblich reformieren wollten. In Ottobeuren gibt es ein schönes Bild im Kloster, das die Ansichten der Neuerer des 16. Jahrhunderts mit der wahren, katholischen, vom Heiland stammenden Lehre konfrontiert. Da sieht man, wie der Heiland mit den Glaubensneuerern zu Tische sitzt. Jeder hat ein Spruchband vor sich, auf dem - in Kürze - seine Eucharistielehre enthalten ist, nämlich Luther: „Das enthält meinen Leib.“ Calvin: „Das ist Kraft von meinem Leib.“ Zwingli: „Das bedeutet meinen Leib.“ Nur der Herr hat ein Spruchband vor sich, auf dem steht geschrieben: „Das ist mein Leib!“

Dieses sehr sinnreiche Bild, das leider nicht mehr in der Kirche hängt, sondern in einem Gang des Klosters - ich habe es gesehen - zeigt uns die Verirrungen der Glaubensneuerer des 16. Jahrhunderts. Luther hat das Geschehen bei der Eucharistiefeyer so interpretiert: Es ist gleichzeitig gegenwärtig Brot und der Leib Christi. Immerhin hat er an der Gegenwart des Leibes Christi festgehalten. Calvin ist weitergegangen. Er gibt die wahre Gegenwart des Herrn preis und sagt: Das ist Kraft von meinem Leibe, so wie eben ein anderer Kraft vermittelt, indem er Verheißungen gibt. Am weitesten geht Zwingli, der Ungläubigste von allen: Das bedeutet meinen Leib. Das ist ein Symbol meines Leibes. So wie die Fahne ein Symbol für die Bundesrepublik ist, so ist eben Brot und Wein ein Symbol für Jesus Christus, für seinen Hingang in den Tod.

Solche Lehren sind auch heute wieder im Schwange. Wenn Sie heute von sogenannten Reformen hören, können Sie fast immer davon ausgehen, daß hier Irrlehren der Protestanten aufgewärmt werden. Nichts anderes! Ein holländischer Irrlehrer vergleicht das, was in der heiligen Messe geschieht, mit der Anfertigung einer Fahne. Vorher ist ein Stück Stoff da. Jetzt aber, wenn man daraus eine Flagge herstellt, wird es ein Hoheitszeichen. Und so, sagt er, ist es ähnlich bei der Eucharistie. Das ist natürlich eine totale Verkehrung, eine absolute Verfälschung, eine Zertrümmerung des Geheimnisses der Wandlung und der Wirklichkeit des Herrn.

Die gläubige Vernunft muß andere Wege gehen, um sich dem Geheimnis zu nähern. Sie muß zunächst einmal auf die Worte des Herrn schauen. Diese Worte des Herrn lauten eben: „Das **ist** mein Leib. Das **ist** mein Blut.“ Nicht: Das bedeutet meinen Leib, das ist ein Gleichnis meines Leibes, auch nicht: Das ist Kraft von meinem Leib, auch nicht: Das enthält meinen Leib, sondern: Das **ist** mein Leib.

Ein junger Mann wollte einmal einen Priester wegen seines Glaubens an die Eucharistie lächerlich machen, und er sagte zu ihm: „'Das' bedeutet nichts. 'Ist' bedeutet nichts. 'Mein' bedeutet nichts. Und dann: 'Leib' soll plötzlich etwas bedeuten?“ „Ja, sagte der Priester, auf das letzte Wort kommt es an! Sehen Sie, wenn ich von Ihnen sage: 'Sie', das bedeutet nichts. 'Sind' bedeutet nichts. 'Ein' bedeutet nichts. 'Ignorant' - sehen Sie, auf das letzte Wort kommt es an: Sie sind ein Ignorant!“ Tatsächlich: Alle drei Worte vorher zielen auf das letzte Wort: *Das ist mein Leib*. Man kann versuchen, diese Wirklichkeit sich mit analogen Begriffen klarzumachen. In der Stadt Skutari in Jugoslawien wohnen auch heute noch viele Mohammedaner, gemischt mit Orthodoxen und Katholiken. Einer der Mohammedaner sprach einmal mit einem Knaben und sagte zu ihm: „Du kannst glauben, daß dein Jesus in so vielen Menschen ist, wenn sie die Kommunion empfangen haben? Wie kannst du so etwas glauben?“ Da antwortete der Knabe: „Wie viele Fenster sind in Skutari?“ Der Mohammedaner erwiderte: „Sehr viele, ich weiß es nicht genau, wie viele.“ „Siehst du, wenn die Sonne in diese zahllosen Fenster scheint, warum sollte es dann unserem Gott und Heiland nicht möglich sein, in viele Herzen zu kommen?“

Es gibt in der Natur Analogien zu dem, was sich in der heiligen Wandlung vollzieht. Wir erleben es jeden Tag auf unserer Erde. Da ist eine Pflanze, und durch die Photosynthese, wie man diesen Vorgang nennt, also durch die Aufnahme von Licht, Wasser und Nährstoffen, treibt diese Pflanze Blüten und bringt Früchte hervor. Man muß jedes Jahr wie vor einem Wunder stehen, wenn man das Blühen, Wachsen und Fruchtttragen im Garten verfolgt. Die Pflanze verarbeitet diese Stoffe, Licht, Wasser, Nährstoffe und bringt daraus wunderbare Früchte hervor. Und dann sehen wir die Tiere. Die Biene hüpfert von Blüte zu Blüte und sie erzeugt wunderbaren Honig. Der Mensch nimmt dann diese Früchte

und diese Erzeugnisse zu sich, und er wandelt sie um in sein Fleisch und in sein Blut. Ich meine, das sind Analogien, Ähnlichkeiten - freilich Ähnlichkeiten, die auch mit Unähnlichkeiten behaftet sind -, aber Ähnlichkeiten, die uns eine Ahnung davon geben können, was in der heiligen Wandlung geschieht. Da neigt sich tatsächlich der Himmel zur Erde. Da wird Gott durch seinen Knecht, den man Priester nennt, wirksam. Nicht der Priester wandelt - ich habe es schon einmal gesagt -, Gott wandelt durch den Priester. Der Priester ist ein notwendiges Werkzeug, er spricht in der Person Christi. Er sagt ja nicht: Das ist der Leib Christi; er sagt: „Das ist *mein* Leib.“ Er spricht also wie Christus, gleichsam als ein zweiter Christus. Und wenn er diese Worte spricht, dann hat ihm Gott die Vollmacht gegeben, den Leib und das Blut des Heilandes auf den Altar herabzurufen. Das ist die große Würde, das ist der unsterbliche Vorzug des Priesters. Ähnlich wie Maria durch ihr „Es geschehe, so wie du gesagt hast“ eine Pforte dem himmlischen Worte war, so ist der Priester eine Pforte für das Eintreten des Heilandes in diese Welt.

Daß es sich hier um ein Verständnis handelt, das von Anfang an in der Kirche war, das sehen wir an der heutigen Epistel. Der Apostel Paulus sagt bekanntlich: „Wer unwürdig ißt und trinkt, der versündigt sich am Leibe und Blute des Herrn.“ Ja, warum denn? Doch deswegen, weil eben Leib und Blut des Herrn gegenwärtig sind. Man könnte sich nicht versündigen, wenn es sich hier nur um ein Bild des Leibes und des Blutes handeln würde. An einem Bilde kann man sich nicht versündigen. Man kann sich nur an der Wirklichkeit versündigen. Also Paulus hat schon das heutige, das heute bestehende, das heute noch gültige Verständnis der Eucharistie gehabt. Die Kirchenväter haben es genauso wie Paulus gesagt. Der heilige Augustinus schreibt einmal: „Christus trug sich selbst in seinen Händen, da er den Jüngern seinen Leib darreichte.“ Und der heilige Ambrosius: „Nachdem die geheimnisvollen Worte über das Brot gesprochen worden sind, ist aus dem Brote das Fleisch Christi geworden.“

Wenn der Herr bei uns bleiben wollte, wenn er uns seiner Gegenwart versichern wollte, dann genügt es nicht, zu sagen: Ich bin mit meiner Kraft bei euch, mit meiner Führung, mit meinem Geist, sondern dann mußte er wirklich und wahrhaftig und leibhaftig unter uns bleiben. So hat er es gewollt, und so hat er es ausgeführt. Und so haben wir seit zweitausend Jahren das größte Glück, das Menschen haben können, daß wir den Gott und Heiland, verborgen unter den Gestalten von Brot und Wein, bei uns haben, anbeten und genießen dürfen.

„Laßt uns tief gebeugt verehren dieses heilige Sakrament. Der Neue Bund soll ewig währen, denn der Alte hat ein End. Und der Glaube soll uns lehren, was das Auge nicht erkennt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die sieben Gaben des Heiligen Geistes

01.06.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, das Wirken des Heiligen Geistes in der Seele zu bedenken. An den vergangenen Sonntagen dachten wir nach über die Beistandsgnade und über die heiligmachende Gnade. Mit der heiligmachenden Gnade kommt die Gefolgschaft derselben in die Seele. Diese Gefolgschaft nennen wir die Gaben, die sieben Gaben des Heiligen Geistes. Die Gaben des Heiligen Geistes sind uns vermittelte Tüchtigkeiten. Sie bewirken, daß wir dem Einfluß des Heiligen Geistes Raum geben, daß wir uns von ihm erleuchten und antreiben lassen.

Es sind an der Zahl sieben. Die Zahl stammt aus dem Buche des Propheten Isaias. Da ist von den sieben Gaben des Heiligen Geistes die Rede: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Wir wollen im einzelnen sehen, was jede dieser Gaben in sich schließt und bedeutet.

An der Spitze steht die Weisheit. Die Weisheit bewirkt, daß wir die Vergänglichkeit der irdischen Dinge erkennen und Gott als das höchste Gut bejahen. Darin liegt hohe Weisheit, das Ziel zu kennen und um die Rangordnung der Werte zu wissen. Schon die Heiden haben eine Ahnung davon gehabt, was es um die Weisheit ist. Als der König Krösus sich rühmte, er sei der glücklichste Mensch wegen seines Reichtums, da gab ihm der weise Solon zur Antwort: „Niemand ist glücklich zu preisen, bevor er gestorben ist.“

Der Apostel Paulus bezeichnet alles Irdische als Kehrlicht, was im Vergleich mit den himmlischen Gütern also nichts wert ist. Und so haben alle Heiligen geantwortet und gehandelt, daß sie auf den Anruf Gottes hin alles verlassen haben, um Gott zu gewinnen. Sie waren eben getragen von der Gabe der Weisheit. Sie lehrt uns, das wahre Ziel zu erkennen und die Unterscheidung dessen, was diesem Ziel entgegensteht oder zu ihm führt.

Wissenschaft ist jene Gabe, die bewirkt, daß wir auch ohne Studium die Lehren des katholischen Glaubens in richtiger Weise auffassen. Nicht jeder kann Theologie studieren, es ist nicht einmal wünschenswert. Wir haben ja viel zu viele heute, die Theologie studieren. Als ich vor 26 Jahren nach Mainz kam, hatten wir etwa 140 Studenten. In den letzten Jahren waren es zeitweilig bis 900. Inflation ist immer schädlich, auch Inflation an Studierenden, selbst Inflation an Theologiestudierenden. Nein, wenn man die Gabe der Wissenschaft hat, dann braucht man das Studium nicht, dann faßt man die Lehre der katholischen Kirche dank dieser Begabung des Geistes richtig auf. So hat ein heiliger Pfarrer von Ars, der schweren Geistes war, die Gabe der Wissenschaft besessen und selbst Bischöfe unter seine Kanzel gezogen. Der heilige Thomas von Aquin, der ein Gelehrter ersten Ranges war, sagte, er habe mehr an den Stufen des Altares als aus Büchern gelernt. Und der heilige Ignatius von Loyola erklärte, er habe in der Höhle von Manresa, wo er mit Gott allein war, mehr gelernt, als alle Bücherweisheit ihm hätte beibringen können.

Das Studium soll nicht verachtet werden, es soll auch nicht geringgeschätzt werden. Jeder, der dazu berufen ist und dem es aufgetragen ist, soll sich mühen. Aber die anderen brauchen deswegen nicht zu verzagen. Es gibt ein Wissen, das vom Heiligen Geiste stammt, das ist die Gabe der Wissenschaft.

Die Gabe des Verstandes bewirkt, daß wir die Lehren der katholischen Kirche von allen falschen Lehren unterscheiden und begründen können. Das ist sehr wichtig, daß man diese Gabe der Unterscheidung hat, daß die Gabe des Verstandes uns die Unterscheidung lehrt. Heute wird Nebel verbreitet. Heute stehen Falschlehrer auf, die sagen: „Es ist alles eins, es ist alles gleich.“ Nein, das ist es gera-

de nicht! Es ist weder alles eins noch ist alles gleich, sondern es sind große, die größten Unterschiede, ja Gegensätze zwischen dem katholischen Glauben und der Lehre der anderen Religionsgemeinschaften. Um nur ein Beispiel zu erwähnen: Ob die Ehe, die vollzogene christliche Ehe unauflöslich ist oder nicht, das ist ein gewaltiger Unterschied, und nach protestantischer Auffassung kann jede Ehe aufgelöst werden, jede. Es gibt keine unauflösliche Ehe. Das sind wahrhaft gewaltige Unterschiede! Und um sie zu erkennen, hilft die Gabe des Verstandes.

Der heilige Clemens Hofbauer war Bäcker von Beruf gewesen, bis er mit 21 Jahren anfang, Theologie zu studieren, um Priester zu werden. Natürlich konnte er sich das Wissen nicht mehr erwerben, das andere auf dem Gymnasium erlangt haben. Er ist deswegen stets wissenschaftlich ungenügend ausgebildet geblieben. Aber Bischöfe kamen zu ihm und baten ihn, ein Buch oder eine Lehre zu beurteilen, denn er hatte ein sehr sicheres Urteil, ob diese Lehre oder dieses Buch katholisch sei oder nicht. Er sprach immer davon: „Ich habe eine katholische Nase.“ Natürlich war nicht die Nase katholisch, sondern es war die Gabe des Verstandes, die in ihm war und die ihn lehrte, Richtiges von Falschem zu unterscheiden.

Die Gabe des Rates bewirkt, daß wir in schwierigen Lagen leicht erkennen, welches der Wille Gottes ist. Viele Menschen suchen dann Rat bei Menschen. Das ist ja nicht falsch, es ist auch nicht verboten. Aber die Gabe des Rates vermag menschlichen Rat zu ersetzen. Oder man soll sich an jemanden wenden, der die Gabe des Rates besitzt. Solche Gabe des Rates besaß beispielsweise Salomon. Als die beiden Frauen zu ihm kamen, die je ein Kind geboren hatten, von denen aber eines im Schlafe erdrückt war, da fällt er sein salomonisches Urteil, man solle das überlebende Kind teilen und jeder Frau die Hälfte geben. Er wußte genau, wenn er einen solchen Vorschlag macht, dann wird sich die Mutter rühren und wird sagen: Nein, lieber soll die andere das Kind behalten, als daß es getötet wird. Und so war es. Salomon hatte die Gabe des Rates. Auch Daniel besaß diese Gabe. Susanna wurde angeklagt von zwei alten Wüstlingen, daß sie sich vergangen habe mit einem jungen Mann. Susanna wurde zum Tode verurteilt und zur Steinigung geführt. Aber da erhob sich der Daniel und sagte: „Diese Männer haben falsches Zeugnis wider sie abgegeben.“ Alles war erstaunt, man ging zurück zum Gerichtsgebäude, die Verhandlung wurde noch einmal aufgenommen. Und dann hat die Gabe des Rates bewirkt, daß Daniel in wunderbarer prozessualer Kunst die beiden überführt hat. Zunächst trennte er die beiden Ankläger voneinander. „Sag,“ so fuhr er den einen an, „unter welchem Baume sahst du sie sündigen?“ „Unter einem Mastixbaume.“ Getrennt von diesem Manne vernahm er den anderen: „Sag, unter welchem Baume sahst du sie sündigen?“ „Unter einer Steineiche.“ Die beiden Männer gaben also ganz verschiedene Örtlichkeiten für den von ihnen beschriebenen Vorgang an; das konnte ja nun nicht stimmen; diese Widersprüche entlarvten die beiden alten Sünder. Jetzt wurden sie verhaftet und getötet, und Susanna ging schuldlos von dannen. Das war die Gabe des Rates, die Daniel zu eigen war.

Die Gabe der Stärke bewirkt, daß wir mutig alles ertragen um Gottes willen. Diese Gabe der Stärke brauchen wir Schwache notwendig, meine lieben Freunde. Wie leicht sind wir niedergeworfen, wie leicht verzagt, wie leicht durch Fährnisse aus der Bahn geworfen. Die Gabe der Stärke hilft uns, mutig alles auf uns zu nehmen, was Gott verfügt. So haben die Jünglinge im Feuerofen die Stärke besessen, lieber den Tod zu erleiden als dem ungerechten Gebot des Königs sich zu fügen. Die Gabe der Stärke ist uns Schwachen bitter notwendig.

Die Gabe der Frömmigkeit bewirkt, daß wir Gott in inniger Weise verehren und uns bemühen, seinen Willen zu tun. Frömmigkeit ist heute ein Fremdwort geworden. Nicht wahr, meine lieben Freunde, bei Gott aushalten, Gott suchen in andauerndem, anhaltendem Gebet, vor dem Tabernakel knien - ja, wer tut das denn heute noch? Sicher nicht die, die die großen Worte in unserer Kirche sprechen! Sicher nicht die, die in den Zeitungen stehen, sondern nur die Stillen im Lande, die nichts oder wenig zu sagen haben, ja die von anderen verachtet und ausgestoßen sind. Aber sie haben die Gabe der Frömmigkeit. Der Heilige Geist hat sie ihnen geschenkt, und sie haben sie aufgenommen, sodaß sie aushalten im Gebete. Der heilige Aloysius verbrachte Stunden vor dem Tabernakel, und sein Beichtvater mußte ihm befehlen, die Zeit abzukürzen wegen seiner schwachen Gesundheit und seiner sonstigen Pflichten. Er hatte die Gabe der Frömmigkeit, diese köstliche Gabe, meine lieben Freunde, die wir ersehnen und erflehen wollen.

Und schließlich die Gabe der Furcht, der heiligen Gottesfurcht. Sie bewirkt, daß uns Gottes Wille über alles geht, daß wir nichts mehr fürchten, als Gott zu beleidigen. So hat es einmal der heilige Franz Xaver ausgesprochen, als er die Missionsreise antrat: „Wir fürchten nichts, als die Beleidigung Gottes.“ Ja, das ist die Gottesfurcht. Nicht die Menschenfurcht. Menschen können einem auch viel antun, und die Furcht vor den Menschen ist häufig berechtigt, aber die Gottesfurcht muß über die Menschenfurcht siegen; denn Gott kann nicht nur töten, wie der Heiland sagt, Gott kann in der Hölle verderben. Das ist viel schlimmer als auf Erden Nachteile zu erleiden, das ewige Leben zu verlieren. Und deswegen soll die heilige Gottesfurcht in uns sein.

Freilich nicht bloß die knechtische Furcht. Die knechtische Furcht besteht darin, daß man die Sünde meidet, weil man dafür bestraft wird. Das ist kein sehr hohes Motiv. Es ist ein Motiv, das wirksam sein kann, aber es ist kein edles Motiv. Nur aus Furcht vor der Strafe das Böse meiden, das ist nicht vornehm. Wir sollen höhere Motive haben, nämlich aus Liebe zu Gott das Böse meiden. „Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz, und dies ist mir der größte Schmerz, daß ich erzürnt dich, höchstes Gut.“ Das ist die Liebe, die die Furcht nähren soll. Das ist die Liebe, die die Gottesfurcht tragen soll. Diese heilige Furcht soll in uns sein, damit wir nicht sündigen. Diese heilige Furcht soll uns antreiben, Schweres für Gott zu ertragen. Diese heilige Furcht soll uns befähigen, lieber alles zu verlieren, als Gott untreu zu werden.

Das sind die sieben Gaben des Heiligen Geistes: Weisheit, Wissenschaft, Verstand, Rat, Stärke, Frömmigkeit, Furcht des Herrn. Die ersten vier betreffen den Verstand, der dadurch erleuchtet wird, die letzten drei betreffen den Willen, der dadurch gestärkt wird. Es sollte kein Tag vergehen, meine lieben Freunde, an dem wir nicht rufen: „Komm, du Geist der Heiligkeit aus des Himmels Herrlichkeit, komm mit deiner Gaben Zahl!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (1)

(Über die Pflicht, Gott anzubeten)

22.06.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Die Menschen, die in die Kirche gehen, sind auch nicht besser. Hauptsache ist, man ist ein anständiger Mensch.“ So kann man oft im Gespräch mit Menschen hören. Der Besuch des Gottesdienstes, der sonntägliche Besuch des Gottesdienstes ist in eine Krise geraten. Wir alle wissen, daß die Zahlen der Statistik ständig weiter nach unten gehen, und das nicht nur in Großstädten, sondern ebenso auch auf dem Lande. Etwa im Gebiet des Westerwaldes, das einmal eine sehr stark katholische Gegend war, sind die Gottesdienstbesucherzahlen in den letzten zwanzig Jahren um ein Mehrfaches gesunken. Man braucht nicht in die Kirche zu gehen, so sagt man, Hauptsache, daß man ein anständiger Mensch ist.

Das haben sich die Menschen ausgedacht, um sich von dieser Pflicht zu befreien. Denn zur Anständigkeit des Menschen gehört eben, daß man Gott anbetet. Das ist ja das erste und größte Gebot, daß man Gott anbetet, ihm den Dienst der Anbetung erweist. So steht es doch auf der ersten Tafel des Zehn-Gebote-Gesetzes: „Du sollst keine fremden Götter neben mir haben!“ Das heißt: Du sollst mich als den einen wahren Gott verehren und anbeten!

Warum soll der Mensch Gott anbeten? Weil er nur, wenn er anbetet, seinsgemäß handelt. Weil er verpflichtet ist, seine Geschöpflichkeit gegenüber dem Schöpfer anzuerkennen. Weil Gott unendlich erhaben und der Mensch von ihm gänzlich abhängig ist. Anbetung ist Anerkennung der Oberherrschaft Gottes und der Abhängigkeit des Menschen. Der Mensch muß anbeten, weil er sonst gegen seine Natur verstößt. Seine Natur ist eben von Gott total abhängig im Sein. Gott ist eben über alle menschlichen Wesen unendlich erhaben. Seine Erhabenheit zeigt sich in den Eigenschaften Gottes, etwa der Ewigkeit. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag, und es ist ein Tag wie tausend Jahre. Seine Allmacht: Die Himmel erzählen des Ewigen Herrlichkeit, und das Firmament verkündet das Werk seiner Hände. Seine unendliche Vollkommenheit! Diese Eigenschaften begründen Gottes Erhabenheit.

Die Abhängigkeit des Menschen zeigt sich darin, daß er von Gott geschaffen ist. Selbstverständlich muß man den Begriff der Schöpfung richtig fassen. Es hat zunächst den Anschein, als ob das Entstehen eines Menschen nur vom Willen des Mannes und vom Wollen des Fleisches abhängt, wie es im Prolog des Johannesevangeliums heißt. Aber die Wahrheit dieses Evangeliums sagt uns, daß keine Zweitursache wirken könnte, wenn nicht die Erstursache - und das ist Gott - sie trüge. Die Zweitursachen wirken überhaupt nur in der Kraft der Erstursache. Wenn Gott seine Mitwirkung entzöge, würden die Menschen, würde die Welt, würde die Erde in das Nichts zurücksinken. Er hat alles am Anfang geschaffen aus nichts, d.h. er hat kein Material benutzt, er hat keine Werkzeuge benutzt, sondern aus seiner Allmacht hat er das, was geschöpft ist, hervorgebracht.

Das ist die unendliche Erhabenheit Gottes und die ebenso große Abhängigkeit des Menschen. Diese Erhabenheit und diese Abhängigkeit muß der Mensch anerkennen. Gebet ist Anbetung, und Anbetung ist Anerkennung der unendlichen Erhabenheit Gottes und der totalen Abhängigkeit des Menschen.

Die Abhängigkeit wird zunächst ausgedrückt im inneren Handeln, in Glaube, Hoffnung, Liebe. Wenn wir an Gott glauben, dann verehren wir ihn, dann beten wir ihn an, nämlich als den unendlich

wahrhaftigen Gott, dem wir die Wahrheit abnehmen. Wenn wir auf Gott hoffen, beten wir ihn an, nämlich als den Gott, von dem wir alles erwarten. Wenn wir ihn lieben, beten wir ihn an, indem wir nämlich zu Gott streben und ihm dienen, der ja unser Ziel und unser Herr ist. Also wir erkennen: Die drei göttlichen Tugenden, das Gebet aus den drei göttlichen Tugenden sind die grundlegenden Formen der Anbetung. An Gott glauben, auf ihn hoffen, ihn lieben, das ist Anbetung.

Diese Anbetung tut sich kund in Handlungen, in Worten und in Zeichen. Die wichtigste Handlung der Anbetung ist das Opfer. Opfer ist die Hingabe, die Zerstörung einer sichtbaren Gabe, um Gott als den höchsten Herrn zu ehren. Opfer bringt der Mensch seit unerdentlichen Zeiten Gott dar, und er tut recht damit. Es ist seinsgerecht, die Abhängigkeit von Gott durch Opfer zu bekommen, denn im Opfer will der Mensch Verzicht tun auf etwas Wertvolles, um damit Gott zu ehren.

Als Sokrates, der weise Philosoph des Altertums, sterben mußte, er mußte ja den Giftbecher trinken, den Schierlingsbecher, da befahl er, vor seinem Tode noch dem Asklepios, also einem Gott, einen Hahn zu opfern. Sokrates war ein frommer Mann, selbstverständlich in den unvollkommenen Formen des Heidentums. Aber er hat begriffen, daß der Mensch die Oberherrlichkeit Gottes anerkennen muß durch Opfer. Auch wir haben ein Opfer, indem wir Gott das Wertvollste darbringen, was es überhaupt gibt, nämlich seinen eigenen Sohn, der sich am Kreuze zum Heil für die Menschen als Versöhnungsoffer dargebracht hat. Da sieht man, daß das Christentum eine vollkommene, ja die vollkommenste, die einzige absolute Religion ist. Andere Religionen haben kein Opfer und das zeigt, daß sie unvollkommene Religionen sind.

Eine andere Weise, Gott anzubeten, ist der Empfang der Sakramente. Die Sakramente sind richtig als Gnadenmittel bezeichnet worden, also als Werkzeuge, durch die Gott uns seine helfende und heiligmachende Gnade schenkt. Wenn wir die Sakramente empfangen, bekennen wir damit unsere Angewiesenheit auf Gott, geben wir zu, daß wir sie brauchen, diese Gnade, wenn wir in das Leben eintreten in der Taufe oder wenn wir uns zu stärken bemüht sind für die Kämpfe des Lebens in der Firmung, oder wenn wir eine Ehe eingehen, um eben diesen Ehebund in der Kraft der Gnade bewältigen zu können. Sakramentenempfang ist darum auch Anbetung, ist Anbetung der Majestät Gottes und ist gleichzeitig Bekenntnis der Angewiesenheit des Menschen auf Gottes Gnade.

Gebete, die ja das Opfer und den Sakramentenempfang begleiten, sind in Worte formulierte Weisen der Anbetung. Das vollkommene Gebet hat uns der Herr selbst gegeben, nämlich das Vaterunser. Es gibt eine bestimmte Ordnung des Gebetes, und diese ist genau umgekehrt der Weise, wie manche Menschen sie üben; denn die große Ordnung des Gebetes beginnt mit Lob und Dank und geht dann über zur Bitte. Also nicht zuerst oder nur bitten und betteln, sondern zuerst danken und loben; erst einmal die Macht Gottes und die Herrlichkeit Gottes preisen, dann kann man im Vertrauen auf seine Güte in großen und kleinen Anliegen seine Bitten ihm vortragen.

Die Anbetung wird auch durch äußere Handlungen kundgetan. Wir knien nieder. Niederknien, die Kniebeuge machen bedeutet sich kleinmachen vor Gott, also zugeben, daß wir ohnmächtig sind vor Gott. Kniebeugen sind Zeichen der Anbetung. Wir falten die Hände. Die Hände falten bedeutet gleichsam gefesselt sein durch Gott, gefesselt durch seine Majestät, die uns Gebote und Gesetze gegeben hat. Dem Moses hat Gott befohlen, die Schuhe auszuziehen. Daran halten sich noch heute die Mohammedaner, wenn sie ihre Gebetshäuser betreten; sie ziehen die Schuhe aus und gehen dann erst zum Gebet. Diese Gesten sind wichtig. Sie sind ein legitimer Ausdruck der inneren Gesinnung und wirken auf diese zurück.

Und da sind wir gleich bei einem wichtigen Punkte, nämlich: Warum muß denn das innere Gebet durch äußere Handlungen kundgetan werden? Warum genügt es nicht, im Kämmerlein seinen Blick zu Gott zu richten? Warum muß man zusammenkommen in Gemeinschaft und dort gemeinsam Gott verehren? Der Grund liegt in der menschlichen Natur. Die menschliche Natur ist nicht bloß geistig, sondern auch körperlich; und die menschliche Natur existiert nicht bloß als Individuum, sondern ist auf Gemeinschaft angelegt. Also wegen der Körperhaftigkeit und wegen der Sozialität, der Gemeinschaftsbindung des Menschen müssen wir gemeinsam Gott verehren und müssen wir mit äußeren Akten Gott verehren. Wir machen uns dadurch unserer inneren Gesinnung gewiß, indem wir, was im Inneren geschieht, nach außen kundtun. Außerdem wird durch die äußere Kundgabe das Innere ge-

stärkt und gefestigt. Die menschliche Natur als Körper-Geist-Wesen und die menschliche Natur als Individuum, aber auch als Sozialwesen fordert die äußere und gemeinsame Kundgabe der Anbetung.

Das Äußere muß freilich dem Inneren entsprechen. Bevor wir äußerlich etwas tun, müssen wir die innere Gesinnung in uns tragen. Wir dürfen keine Heuchler sein. Heuchler sind jene, die nach außen etwas vorgeben, was sie im Inneren gar nicht tragen. Heuchelei ist eine der schlimmsten Verfehlungen, die im Raume des Gottesdienstes und der Religion begangen werden können. Noch immer spielt man mit großem Erfolg auf den Theaterbühnen das französische Stück *Tartuffe*. Tartuffe ist ein Heuchler, der nach außen Fassaden errichtet, daß er ein guter, ein frommer, ein tugendhafter Mensch sei. In Wahrheit ist er ein religiöses und moralisches Scheusal. In Frankreich ist das Wort Tartuffe sogar eine Bezeichnung für einen Heuchler. Du bist ein Tartuffe, das heißt: Du bist ein Heuchler.

So soll es nicht bei uns sein, meine lieben Freunde. Wir wollen nicht scheinheilig sein, d.h. den Schein der Frömmigkeit an uns tragen, ohne ihr Sein zu besitzen. Wir wollen das, was wir nach außen bekunden, im Inneren bejahen. Man kann einen Scheinheiligen leicht erkennen, nämlich wenn einer auffallend fromm tut und darüber die Nächstenliebe vergißt. Das ist ein Scheinheiliger. Dafür haben wir Worte des Heilandes: „Wie kann einer Gott, den er nicht sieht, lieben, wenn er den Bruder, den er sieht, haßt?“ Das ist nicht möglich. Die Nächstenliebe ist die Freiheit von Neid und die Bereitschaft zum Opfer, sie sind die Probersteine wahrer Frömmigkeit.

Wir sollen Gott anbeten im Geist und in der Wahrheit, und das heißt nichts anderes als im Heiligen Geist und in der geoffenbarten Gotteswirklichkeit Jesu Christi. Anbeten dürfen wir Gott allein. Anbetung ist eben die höchste, nur dem ungeschaffenen Schöpfer zukommende Form der Verehrung. Verehren, jemanden schätzen und jemandem Hochachtung entgegenbringen, können wir auch andere. Wir verehren Menschen wegen ihrer Leistung, wegen ihres Alters, wegen ihrer Tugend, und das mit Recht. Wir verehren die Heiligen, weil sie in der Kraft Gottes heroische Tugend bewiesen haben. Wenn die Verehrung richtig ist, dann bezieht sie sich letztlich auf Gott. So verehren wir die Heiligen, weil sie Zeugen des Evangeliums, weil sie Zeugen der Macht Gottes, die in ihnen wirksam war, gewesen sind. Heiligenverehrung führt also nicht von Gott ab, wie manchmal den Katholiken vorgeworfen wird. Heiligenverehrung führt zu Gott hin. Die Heiligen sind Wegweiser zur Gott und Führer zu Gott. Wer die Heiligen richtig verehrt, der wird zur Anbetung Gottes geführt.

Wenn aus der Welt, meine lieben Freunde, die Rede an unser Ohr tönt: Man braucht nicht in die Kirche zu gehen, Hauptsache, daß man ein anständiger Mensch ist; wenn man uns sagt: Die in die Kirche gehen, sind auch nicht besser, dann müssen wir den Menschen antworten: Man muß in die Kirche gehen, weil man Gott anbeten muß, und man muß Gott anbeten nicht nur mit dem Geist, sondern auch mit dem Körper, und man muß Gott anbeten nicht nur als Einzelner, sondern in Gemeinschaft, und man muß Gott anbeten in Formen, die er verordnet hat, also in Opfer, Sakramentenempfang, Gebet und in den Heiligenfesten, welche die Kirche seit Jahrtausenden den Menschen nahebringt. Lassen wir uns, meine lieben Freunde, nicht irre machen. Halten wir uns an das Wort des Heilandes: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, allein anbeten und ihm dienen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (2)

(Über die Verehrung der Heiligen)

06.07.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am 5. Sonntag nach Pfingsten haben wir uns mit der Anbetung Gottes beschäftigt. Wir beten Gott an, so sagten wir, weil er der unendlich Erhabene und wir die von ihm total Abhängigen sind. Am 6. Sonntag nach Pfingsten fragten wir nach falschen Formen, nach Fehlformen der Gottesverehrung, und wir haben die falsche von der törichteren Gottesverehrung unterschieden.

Zur Verehrung Gottes gehört auch die Verehrung der Heiligen. Gewiß sind Anbetung Gottes und Verehrung der Heiligen wesentlich verschieden, denn die Heiligen sind Geschöpfe, und Gott ist der Schöpfer. Anbetung geziemt nur dem Schöpfer, aber deswegen doch auch Verehrung den Geschöpfen, die er schrecklich-herrlich ausgestattet hat. Man kann über dem Schöpfer nicht die Geschöpfe vergessen, denn sie sind ja ein Zeugnis seines Wirkens, die Werke seiner Hand. Heilige nennen wir diejenigen Menschen, die auf Erden heroische Tugend entfaltet haben und darum nach ihrem Tode in den Himmel aufgenommen worden sind. Insbesondere bezeichnen wir als Heilige diejenigen Verstorbenen, die durch feierlichen Lehrspruch des Papstes als Heilige öffentlich verehrt werden. Dem Heiligsprechungsentscheid geht ein langer Prozeß voraus, ein Prozeß, der oft viele Jahre dauert. Der heilige Thomas Morus wurde im Jahre 1935 heiliggesprochen. 400 Jahre vorher aber war er schon in die Ewigkeit eingegangen, im Jahre 1535. Es hat lange gebraucht, bis er zur Ehre der Altäre erhoben wurde. Die Kirche macht es sich nicht leicht, wenn sie jemanden heiligspricht. Es wird sein Leben und Sterben genau untersucht. Es wird angeführt, was für, aber auch, was gegen seine Heiligkeit spricht. Und erst nach sorgfältigster Überlegung und nach vielen Gebeten fällt der Heilige Vater, hier vom unfehlbaren Beistand des Geistes geleitet, die Entscheidung: Dieser Mensch befindet sich aufgrund seiner heroischen Tugend in der Seligkeit des Vaters. Wir wollen der Heiligenverehrung zwei Fragen widmen, nämlich

1. Warum verehren wir die Heiligen?
2. Wie verehren wir die Heiligen?

Erstens: Warum verehren wir die Heiligen? Wir verehren die Heiligen erstens, weil sie Freunde Gottes sind. Sie sind ja in der Gnade, und wer in der Gnade ist, ist ein Freund Gottes; und selbstverständlich will Gott, daß seine Freunde geehrt werden. Die Heiligen haben auf Erden oft Schmach erlitten, waren verachtet und verfolgt. Jetzt aber sollen sie von allen wahren Verehrern Gottes geehrt werden. Jetzt soll ihre Tugend anerkannt werden, jetzt sollen sich die Menschen an ihrem Beispiel aufrichten, und jetzt sollen sie Gott danken, der mächtig und wunderbar in seinen Heiligen ist.

Wir verehren die Heiligen zweitens, weil sie Fürsten des Himmels sind. Sie haben es geschafft, die Seligkeit zu erlangen. Sie glänzen wie die Sterne in der Freude, in der ewigen Freude bei Gott. Sie haben den Eingang in das himmlische Zelt vollzogen. Sie sind Fürsten des Himmels. Wenn wir schon irdische Herrscher, Fürsten und Könige ehren, dann erst recht diejenigen, die im Himmel mit der Lenkung der Völker und der Geschicke des einzelnen betraut sind.

Wir verehren die Heiligen drittens, weil sie unsere Wohltäter sind. Viele Heilige haben unmittelbar uns Gutes getan. Denken wir an den heiligen Bonifatius, der unser Vaterland vom Dunkel des Heidentums befreit hat, der die Kirche in Deutschland aufgerichtet hat, oder erinnern wir uns an den heiligen Canisius, den zweiten Apostel Deutschlands, der, als der große Abfall kam, doch erhebliche

Teile unseres Vaterlandes für den katholischen Glauben gerettet hat. Denken wir an den heiligen Ignatius von Loyola, der seine Sturmtruppen gesandt hat, die sich dem rebellischen Begehren des Wittenbergers entgegenstellten. Und so können wir eigentlich bei den meisten, wenn nicht bei allen Heiligen irgend etwas namhaft machen, was wir ihnen verdanken, womit sie sich um uns verdient gemacht haben. Vor allem müssen wir ihnen danken, weil sie im Himmel für uns eintreten. Es gibt ja eine Gemeinschaft der Heiligen, und das bedeutet, daß ein Glied an den Geschicken des anderen teilnimmt, daß es sich mit dem anderen freut, daß es aber auch mit dem anderen leidet, und eben das tun die Heiligen des Himmels.

Wir sollen die Heiligen verehren viertens, weil wir dadurch großen Nutzen haben; denn Gott erhört unsere Gebete leichter, wenn wir sie mit denen der Heiligen verbinden. Deswegen wenden wir uns, auch im Zentrum des katholischen Gottesdienstes, in der heiligen Messe, an die Heiligen. Immer wieder werden Heilige mit Namen genannt. Das hat einen tiefen Grund. Sie sollen nämlich mit uns vor Gott erscheinen und um seine Hilfe, um seine Gnade beten. Was Gott einem einzelnen vielleicht verweigert, so denken wir menschlich, das wird er nicht ablehnen, wenn eine Fülle von Zeugen für uns bittet. Man wird also die Gasse der Apostel oder die Gasse der Martyrer oder die Gasse der Jungfrauen oder die Gasse der Bekenner abschreiten und sie um ihre Hilfe bitten, damit wir bei Gott Erhörung finden.

Vier Gründe also, warum wir die Heiligen verehren.

Zweitens: Wie sollen wir die Heiligen verehren? Wir verehren die Heiligen erstens, indem wir sie anrufen. Anrufen heißt, sie um ihre Hilfe, um ihre Fürsprache bitten. Dadurch ehren wir sie, weil wir ihnen etwas zutrauen, nämlich wir trauen ihnen zu, daß sie für uns bitten und daß ihre Bitte von Gott erhört wird. Wir sollen sie also anrufen.

Wir sollen zweitens die Heiligen zu unseren Patronen bestellen. Schon auf Erden werden wichtige Unternehmungen unter die Schirmherrschaft - wie man es nennt - eines Mannes oder einer Frau gestellt. Der Bundespräsident, heißt es, hat die Schirmherrschaft über diesen Kongreß übernommen. Ähnlich werden auch den Heiligen Aufgaben übertragen, zu wachen über ein Volk, über eine Gemeinde, über eine Kirche, über einen Stand. So haben sich zum Beispiel die Ärzte, die katholischen Ärzte in der Lukasgilde zusammengeschlossen. Lukas, der Evangelist, war ja Arzt und ist ein Heiliger des Himmels. Es ist deswegen sehr sinnvoll, daß die gläubigen Ärzte ihren Dienst unter das Patronat des heiligen Lukas stellen.

Wir ehren die Heiligen drittens, indem wir ihre Namen annehmen. Ein jeder soll bei seiner Taufe einen Heiligennamen bekommen. Warum? Der Heilige soll sein Vorbild und sein Schützer sein. Eine doppelte Aufgabe wird der Namensgebung zugedacht, einmal, daß wir dem Heiligen, dessen Namen wir tragen, nachstreben und zum anderen, daß er für uns eintritt. In früheren Zeiten war es noch üblich, daß man sich bei der Firmung einen weiteren Namen beilegte, einen Firmnamen, um auf diese Weise noch zu einem zweiten Heiligen in besondere Beziehung zu treten. Und regelmäßig wurde auch dem, der in einem Kloster Gelübde ablegte, ein eigener Heiligennamen als Klostername gegeben. Das alles hat einen guten Sinn, weil man sich dadurch unter das Patronat des Heiligen stellt.

Wir ehren die Heiligen viertens, indem wir ihre Bilder und Reliquien in Ehren halten. Das tun wir ja schon mit unseren Angehörigen und mit denen, die unser Leben begleitet haben. Wir halten ihre Bilder in Ehren, wir schätzen einen Gegenstand, den sie gebraucht haben, und wollen ihn nicht missen. Ähnlich ist es bei den Heiligen. Was sie hinterlassen haben, das wird von uns als Reliquie betrachtet. Selbstverständlich an erster Stelle ihr Körper, den der Heilige Geist benutzt hat, um sie zur Heiligkeit zu führen. Aber auch Gegenstände des Gebrauchs, die uns überkommen sind, werden von uns in Ehren gehalten. Ebenso ihre Bilder, sofern solche vorhanden sind.

Am meisten aber ehren wir die Heiligen, indem wir sie nachahmen. Nur äußeres Getue, ohne das Streben, ihnen nachzufolgen, wäre wenig oder gar nichts wert. Nein, wir sollen ihnen in ihrem Leben nachfolgen. Wir sollen uns von der Erhabenheit ihres Lebens aus der Niedrigkeit unseres Lebens emporreißen lassen und mit Augustinus sagen: „Konnten es diese und jene - warum nicht ich?“

Es gilt noch an letzter Stelle einen Einwand abzufertigen, nämlich den Einwand, durch die Heiligenverehrung träte man der Anbetung Gottes zu nahe, schmälere man Gottes Ehre. Dieser Einwand trifft nicht zu, denn wir verehren die Heiligen nur *wegen Gott* und wir verehren sie *nicht wie Gott*. Wir

verehren sie nur wegen Gott. Das will besagen: Wir verehren die Heiligen, weil sie irdische Ebenbilder Gottes sind, weil sie, soweit das geschöpflichem Streben möglich ist, das Bild Gottes in sich ausgeformt haben. Gott und seine Macht in den Heiligen, das ist der Gegenstand der Verehrung. Maria sagt ja nicht: Großes habe ich getan, sondern: Großes hat an mir getan, der da mächtig ist. Wir verehren die Heiligen wegen Gott, das bedeutet auch noch, wir verehren sie als die Werkzeuge Gottes. Er hat sich ihrer bedient, um Großes auf Erden zu wirken, Großes im Verborgenen, manchmal auch Großes im Offenbaren. Wir verehren die Heiligen um Gottes willen.

Und wir verehren sie nicht wie Gott. Denn es muß noch einmal gesagt werden: Gott allein gebührt Anbetung, d.h. restlose Unterwerfung, Anbetung in Form des Opfers. Geopfert wird nur Gott, keinem Heiligen wird geopfert, geopfert wird nur Gott. Anbetung kann nur dem Schöpfer zuteil werden. Aber Verehrung, Hochschätzung, das ist auch gegenüber seinen Geschöpfen möglich. Und dazu sind wir auch aufgerufen.

Deswegen sagt das Konzil von Trient: Es ist gut und nützlich, die Heiligen zu verehren. Wir sollten uns manche Heiligen auswählen, zu denen wir ein besonderes Vertrauen haben, und sie anrufen. Selbstverständlich an erster Stelle unseren Namenspatron, aber auch andere Heilige, die wir schätzen und lieben gelernt haben, deren Hilfe wir erfahren haben. Es scheint, daß die Heiligen - menschlich gesprochen - gewisse Ressorts betreuen im Himmel, daß sie für bestimmte Gegenstände, für bestimmte Personen, für bestimmte Berufe, für bestimmte Orte gleichsam zuständig sind. Also, um einige Beispiele anzugeben: In der Sorge um eine glückliche Todesstunde sollen wir den heiligen Josef anrufen. Warum? Ja, weil wir annehmen, daß bei seinem Tode Jesus und Maria an seiner Seite waren. Wenn wir in Verleumdung geraten, sollen wir den heiligen Johannes Nepomuk anrufen. Warum? Weil er den Martyrertod erlitten hat um des Beichtsiegels willen, das er nicht preisgeben wollte. Wenn wir in Krankheiten sind, bieten sich die vielen Heiligen an, die Kranke gepflegt haben oder selbst durch schwere Krankheit heimgesucht wurden, der heilige Rochus, der Pestpatron, die heilige Ottilie für Augenkrankheiten, der heilige Blasius für Halskrankheiten. Es gibt einen Heiligen, der beim katholischen Volk mit Recht in besonderer Hochachtung steht, das ist der heilige Antonius von Padua. Er wird angerufen, wenn etwas verlorengegangen ist; und wer von uns, der gläubig diesen Heiligen schon in solchen Fällen angerufen hat, hat nicht die Erfahrung gemacht: Antonius hilft?

So können wir also, meine lieben Christen, alle Einwände, die sich gegen die Verehrung der Heiligen richten, zurückweisen. Wir stehen auf gutem, auf biblischem, auf urchristlichem Boden. Die Urchristenheit hat schon die Tage aufgezeichnet, an denen die Martyrer ihr Blutzugnis geleistet hatten, und an diesen Tagen in jedem Jahre wurde ein feierlicher Gottesdienst abgehalten.

So wollen auch wir das Meßopfer zu Ehren der Heiligen darbringen, und das bedeutet: Wir gedenken dabei der Heiligen, ihres heiligen Lebens; wir danken für sie, für ihr Beispiel, und wir flehen sie an, daß sie mit uns bitten, daß Gott unsere Opfergabe wohlgefällig aufnehmen möge. Wir sollten oft die Allerheiligenlitanei beten, wo eine große Schar von Zeugen zusammengestellt ist, die für die verschiedenen Stände und für die verschiedenen Notlagen zuständig sind.

Oft und oft, meine lieben Freunde, sollten wir rufen: Alle Heiligen Gottes, bittet für uns!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (3)

(Über die Verehrung der Gottesmutter)

13.07.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Am vergangenen Sonntag haben wir erkannt, daß die Verehrung der Heiligen der Anbetung Gottes nicht Abbruch tut, sondern daß sie eine notwendige Ergänzung dazu bildet. Gott ist wunderbar in seinen Heiligen, am wunderbarsten ist er in seiner eigenen Mutter, in Maria. Wenn wir die Verehrung der Heiligen als *cultus duliae*, als Verehrung bezeichnen, dann verdient diejenige Verehrung, die wir der Muttergottes entgegenbringen, die Bezeichnung *cultus hyperduliae*, d.h. Hochverehrung. Denn sie ragt über alle Heiligen hinaus. Sie hat deswegen Anspruch auf eine besondere, auf eine einzigartige Weise der Verehrung. Gewiß, eine Verehrung, wie sie einem Geschöpf geziemt, aber auch eine Verehrung, wie sie gegenüber dem schönsten aller Geschöpfe angebracht ist.

Diese Verehrung Mariens hat begonnen, als der Engel bei ihr eintrat und ihr die Botschaft brachte. In seinen Bezeichnungen: „Du bist die Gebenedeite, du bist die Gnadenvolle“, da kündigt sich die Verehrung Mariens an. Und wenn Elisabeth beim Besuche Mariens sie als „die Mutter meines Herrn“, also als die Mutter Gottes bezeichnet, dann sehen wir hier eine der Wurzeln der Marienverehrung. Sie selbst hat darum gewußt, daß sie Gegenstand der Verehrung sein würde. „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter.“ Und wahrhaftig, diese Prophezeiung hat die Kirche nach Kräften erfüllt. Sie betet nach dem Vaterunser das Ave Maria, und das ist katholische Frömmigkeit. Dreimal ruft sie jeden Tag von den Glockentürmen zum Gebet des „Engel des Herrn“. Dieses Gebet gilt der Menschwerdung unseres Heilandes im Schoße Mariens. Zahllose Stätten sind dem Gedächtnis Mariens geweiht. Viele von ihnen sind Gnadenstätten, wo sich Maria hilfreich erwiesen hat, ob es das schlichte Marienthal im Rheingau ist oder die gewaltigen Wallfahrtsorte Kevelaer und Altötting, ob es Loretto in Italien oder Lourdes in Frankreich, ob es Mariazell in der Steiermark oder Guadalupe in Mexiko ist, überall steigt die Verehrung Mariens zum Himmel empor in diesen Heiligtümern.

Wir wollen am heutigen Sonntag fragen: Warum verehren wir Mariens Herrlichkeit? Warum bringen wir Maria eine Hochverehrung entgegen?

Erstens: Wir verehren Maria, weil sie die Mutter Gottes und unsere Mutter ist. Maria ist Theotokos, wie es das Konzil zu Ephesus im Jahre 431 ein für allemal festgelegt hat. Sie ist Gottesgebärerin. Ja, wie ist das möglich? Wie kann ein Mensch Gott gebären? Um dieses Geheimnis zu verstehen, muß man die Wesenheit Jesu begreifen. Er ist eine Person in zwei Naturen. Person ist das Aktzentrum, ist das Ichbewußtsein, ist der innerste Kern eines geistigen Wesens. Und diese Person ist göttlicher Art. Sie hat sich eine menschliche Natur angeeignet und konnte wegen dieser Aneignung von Maria geboren werden. Aber weil eben das, was in ihrem Schoße lebte, nicht nur eine menschliche Natur war, sondern eine göttliche Natur besaß und ein göttliches Aktzentrum, eine göttliche Person war, deswegen ist Maria nicht bloß Christusgebärerin, wie die Gegner des katholischen Glaubens auf dem Konzil zu Ephesus wollten, sondern ist sie Gottesgebärerin.

Sie ist aber nicht nur die Mutter Gottes, sie ist auch unsere Mutter. Als Johannes unter dem Kreuze als Vertreter der Menschengeschlechtes, also auch als unser Vertreter, die Worte vernahm: „Siehe, deine Mutter!“, da hat uns Christus seine Mutter zu unserer Mutter gegeben. Seitdem ist Maria nicht nur Gottesmutter, sondern auch Menschenmutter, seitdem ist sie die Mutter der Kirche. „Siehe da, deine Mutter!“ So hat er zu Johannes, so hat er durch ihn zu einem jeden von uns gesprochen. Sollten wir die nicht verehren, die die Mutter Gottes und die unsere Mutter ist? Ist es nicht eine ganz einfache

Pflicht der Dankbarkeit, diese Mutter in hoher Weise zu verehren? Wahrhaftig, wir verehren Maria, weil sie die Mutter Gottes und unsere Mutter ist.

Zweitens: Wir verehren Maria, weil sie von Gott durch hohe Gnadenvorzüge ausgezeichnet worden ist. Er hat sie erhoben über alle Menschen. Das begann bei der Entstehung Mariens. Sie wurde von dem Makel der Erbsünde bewahrt. Wir alle kommen auf die Welt, mit der Erbsünde, also mit der Gottesferne behaftet, und diese Wunde der Erbsünde muß geheilt werden. Sie wird geheilt in der Taufe. Maria blieb diese Verhaftung unter die Erbsünde erspart. Von ihr gilt das Wort: *Tota pulchra es, Maria, et macula originalis non est in te* - Du bist ganz schön, Maria, und der Erbschuld Makel ist nicht in dir. Das ergibt sich schon aus der Heiligen Schrift, wenn der Engel zu ihr sagt: „Du bist die Gnadenvolle.“ Ja, man kann nicht gnadenvoll sein, wenn man in der Sünde lebt, wenn man in der Erbsünde lebt, wenn man mit der Erbsünde behaftet ist. Also ist schon aus dieser Bezeichnung zu schließen, daß diese Behaftung Maria erspart blieb.

Die Kirche hat immer an der makellosen Würde Mariens festgehalten. Sie war überzeugt, daß Gott seine irdische Wohnung im vorhinein geheiligt hat; denn wem Gott eine Würde gibt, den macht er dafür geeignet. Am 8. Dezember 1854 hat Papst Pius IX. in feierlicher Weise als Glaubenssatz der Kirche verkündet: „Maria ist von der Erbsünde bewahrt worden.“ Und als die Muttergottes vier Jahre später in Lourdes erschien, da sagte sie zu den Kindern: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis.“ Weil Maria von der Erbschuld bewahrt blieb, war sie frei von der Konkupiszenz und hat sie auch keine persönliche Sünde begangen. Sie war voll der Tugenden. „Sie strahlt im Tugendkleide!“ Sie besaß alle denkbaren Vollkommenheiten. Wahrhaftig: „Ganz schön bist du, Maria, und kein Makel ist an dir!“

Deswegen also verehren wir Maria, weil sie die Schönste von allen ist, von himmlischem Glanz. Diese Frau, diese wunderbare, hat ein weiteres Privileg erfahren beim Sterben. Auch Maria ist gestorben, das müssen wir wohl annehmen. Aber sie ist nicht im Tode geblieben. Der Leib, der den Herrn und Heiland getragen hat, der sollte nicht verwesen, und so ist der verwandelte Leib Mariens, der verklärte Leib Mariens, den wir uns nach dem Beispiel des Heilandes, des Auferstandenen denken müssen, in den Himmel aufgenommen worden. Niemals hat jemand eine Reliquie von Maria vorweisen können. Es gibt kein Grab Mariens. Sie ist in den Himmel aufgenommen worden mit Seele und Leib.

Nach den Visionen der Katharina Emmerich ist Maria im Alter von 64 Jahren im Jahre 48 in Ephesus gestorben. Das muß man nicht glauben, das muß man nicht annehmen, das ist eine private Offenbarung einer frommen Seele. Aber es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß es so gewesen ist, wie Katharina Emmerich in ihren Schauungen es gesehen hat. Eines aber ist gewiß: Pius XII. hat am 1. November 1950 als Glaubenssatz der katholischen Kirche verkündet: „Maria ist nach Beendigung ihres irdischen Laufes mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen worden.“ Darum verehren wir sie, sie, die Vollendete, sie, die auch leiblich Vollendete, sie - und das ist das Dritte -, die Königin des Himmels.

Seitdem sie in den Himmel eingezogen ist, ist sie die Königin des Himmels, denn sie steht über allen, die der Himmel birgt. Sie ist die Königin der Apostel, die Königin der Martyrer, die Königin der Bekenner, die Königin der Jungfrauen, ja, sie ist die Königin der Propheten und der Patriarchen. Sie steht über allen. Denn sie ist die Heiligste, sie ist die Begnadetste, sie ist die Auserwählteste von allen. Das ist also der zweite Grund, warum wir Maria verehren, weil sie so viele Auszeichnungen von ihrem Herrn und Heiland Jesus Christus empfangen hat.

Wir verehren Maria drittens deswegen so sehr, weil sie mehr als alle andere uns durch ihre Fürbitte hilft. Schon auf Erden war die Fürbitte Mariens mächtig. Ich erinnere an die Geschehnisse auf der Hochzeit zu Kana. Erst recht wird Maria eine machtvolle Fürbittkraft zugeschrieben, seitdem sie in den Himmel erhoben ist. Die großen Theologen des Mittelalters sprechen von der „Allmacht auf Knien“. Natürlich ist Maria nicht allmächtig. Allmacht ist eine Qualität, die Gott allein zukommt. Aber insofern Gott ihre Bitten erhört, all ihre Bitten erhört, stellt er seine Allmacht gleichsam in den Dienst der Fürbitte Mariens, verfügt Maria in gewisser Hinsicht über die Allmacht. Und deswegen preisen wir sie als die mächtige Jungfrau, mächtig durch ihre Fürbitte.

Die Christenheit hat aus den Erfahrungen, die sie mit der Fürbittkraft Mariens gemacht hat, ihr eine Fülle von Namen beigelegt, die Ausdruck dieser Erfahrungen sind. Sie spricht von der *Trösterin der Betrübbten*. Viele, unzählige Menschen haben in ihrer Trübsal, in ihrer Not ihre Zuflucht zu Maria ge-

nommen und sind erhört worden. „In aller Trübsal, Angst und Not komm uns zu Hilfe, o allerseligste Jungfrau Maria!“ Nicht wahr, so haben wir oft und oft gerufen, und sie hat sich als die Mutter der Betrübten erwiesen. Sie wird als das *Heil der Kranken* bezeichnet. Die Kranken sind ja in besonderer Weise auf die Hilfe angewiesen, aber auf wessen Hilfe mehr als auf die Hilfe Mariens? „Du Heil der Kranken,“ so steht es in allen Wallfahrtsorten, so ist in Lourdes schon mancher mit dieser Anrufung geheilt worden. „Du Heil der Kranken.“ Sie ist aber auch die *Zuflucht der Sünder*. Wer in Sünde ist, der nimmt - sehr angemessen - seine Zuflucht zu Maria, denn sie hilft ihm. Sie erbittet ihm die Gnaden, die notwendig sind, um von der Sünde zu lassen. Ihre Fürbitte ist geeignet, die Versuchungen zu überwinden, denn diese Fürbitte lockt gleichsam die Gnaden Gottes hervor, die uns stark machen im inneren Kampf. Zuflucht der Sünder. *Hilfe der Christen* - das ist ein Titel, der Maria gegeben wurde seit dem Jahre 1683. Damals stand ein großes Türkenheer vor Wien. Von Juli bis September wurde Wien von den Türken belagert, und die Christen flehten und riefen zu Maria mit dem Rosenkranz in der Hand. Und am 12. September 1683 wurde ein großer Sieg errungen über die Türken, und sie mußten die Belagerung abbrechen und sich zurückziehen. Da hat die Christenheit wahrhaftig die Hilfe Mariens erfahren. Du Hilfe der Christen, so wird sie seitdem genannt, und ein eigenes Fest ist an diesem Tage eingesetzt worden.

Selbstverständlich, meine lieben Freunde, erhört Christus alle Bitten Mariens. Aber ebenso selbstverständlich ist es, daß Maria nur solche Bitten vorbringt, die der Erhörung würdig sind, nicht wie wir es uns denken, nicht wie wir wollen. Gott sieht tiefer, und Maria ist ganz in Gottes Willen ergeben. Also eine Erhörungsmaschine ist Gott nicht, und eine Fürbittemaschine ist Maria nicht, sondern es wird von ihr nur die Bitte Gott vorgetragen, die *secundum rationem salutis* vorgebracht wird, also gemäß der Heilsordnung, gemäß der Ökonomie des Heils, die Gott für uns bestimmt hat. Nur solche Bitten trägt Maria zu ihrem Sohn, aber die werden dann unfehlbar erhört.

Wenn wir Maria verehren, wenn wir sie anrufen, dann dürfen wir sicher sein, daß wir im Leben und im Sterben ihren Schutz erfahren werden. So viele Heilige haben Maria angerufen und sind durch ihre Verehrung zu edlen, vornehmen Menschen geworden. Ich erinnere nur an den heiligen Bernhard von Clairvaux. Ihm verdanken wir ja das schöne Gebet: „Gedenke, o gütigste Jungfrau, es ist noch nie erhört worden, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, um deine Hilfe angerufen, deine Fürsprache erfleht, von dir sei verlassen worden!“ Ein ebenso großer Marienverehrer war der heilige Alphons. Er betete nicht nur täglich den Rosenkranz und den Engel des Herrn, sondern er fastete an jedem Samstag bei Wasser und Brot zu Ehren Mariens. „Ich glaube nicht, daß sich die Hölle rühmen kann, einen einzigen zu besitzen, der eine rechte Verehrung Mariens gehabt hat,“ hat der heilige Alphons einmal gesagt. Und der heilige Bernhard ist überzeugt, daß derjenige, der Maria in der richtigen Weise täglich verehrt, nicht verlorengelassen kann.

O welche trostreiche Wahrheit ist es doch, Maria zu verehren, verehren zu dürfen, ihr unsere Hingabe, unsere Fürbitte vortragen zu dürfen! Und wir wollen uns heute, meine lieben Freunde, zu ihr wenden und wollen ihr sagen: „O Mutter der Barmherzigkeit, sieh uns in diesem Tränental, in diesem Jammertal! Komm uns zu Hilfe, die wir zu dir rufen, die wir zu dir flehen! Zu dir geht unsere Sehnsucht, unser unstillbares Weinen! Hilf, Maria, hilf doch mir, ein armer Sünder kommt zu dir! Im Leben und im Sterben, laß mich nicht verderben!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (4)

(Über die Verehrung der Bilder)

20.07.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen haben wir uns mit der Anbetung Gottes und der Verehrung der Heiligen beschäftigt. Eine ganz andere Weise der Verehrung ist die der Bilder. So alt wie das Christentum ist, es hat keine Zeit gegeben, die einen bloß bilderlosen Gottesdienst geübt hätte. Schon in den Katakomben finden wir Bilder, Bilder des Herrn und der allerseligsten Jungfrau, Abbildungen von Geschehnissen aus dem Alten und dem Neuen Testament, vor allem von solchen, die an die Allmacht Gottes und an die Auferstehung der Toten erinnerten, verständlich in Gräberfeldern und in Zeiten der Verfolgung. So finden wir beispielsweise in den Katakomben Bilder von den drei Jünglingen im Feuerofen, von Daniel in der Löwengrube und von der Erweckung des Lazarus. Als das Christentum den Katakomben entstieg, wurden die Bilder in den Kirchen, aber auch auf öffentlichen Plätzen und in den Straßen angebracht.

Es gab einmal eine Zeit des Bildersturms. Einige byzantinische Kaiser verboten die Bilderverehrung, ließen die Bilder zerstören, in den Kirchen übertünchen und verfolgten und marterten diejenigen, welche die Bilder verehrten. Vor allem Kaiser Leo IV. im Jahre 726. Gegen diese Ikonoklasten - Bilderstürmer - wandte sich das Siebente Allgemeine Konzil von Nicäa im Jahre 787. Dieses Konzil erklärte: Die Bilderverehrung ist gestattet und gut. Nur darf man die Bilder nicht anbeten.

So hat die Kirche immer die christliche Kunst in ihren Dienst genommen und Bilder Christi, der Heiligen, Bilder von biblischen Geschehnissen in ihren Kirchen angebracht und den Gläubigen die Verehrung der Bilder empfohlen. Gewiß haben wir keine Kunde davon, wie unser Herr und Heiland ausgesehen hat. Zu seinen Lebzeiten ist kein Bild von ihm gemalt worden, das auf uns gekommen wäre. Dennoch haben die christlichen Künstler Bilder von Christus geschaffen. Es ist immer ein Antlitz, das gleichzeitig ernst und mild, hoheitsvoll und gütig ist. Es sollen diese Bilder die Wesenheit unseres Herrn und Heilandes ausdrücken.

Wir haben ebenfalls kein Bild der Muttergottes. Aber dennoch haben zahllose Künstler Bilder der allerseligsten Jungfrau geschaffen. Maria wird entweder dargestellt als die Mutter mit dem Kinde - und das erinnert an die Menschwerdung -, oder sie wird abgebildet mit dem entseelten Leichnam ihres Sohnes auf dem Schoße; das nennt man ein Vesperbild, weil es eben an den Abend des Karfreitags erinnert, Vesper heißt ja Abend, und dieses Bild ist ein Zeugnis der Erlösung. Maria wird abgebildet mit einem weißen Gewande, einem Schleier und mit einem Gürtel umgeben, so wie sie in Lourdes im Jahre 1858 erschienen ist. Berühmte Marienbilder stehen in unseren Kirchen, manchmal hängen sie auch in den Museen. In der Kirche Santa Maria Maggiore ist eines der berühmtesten Marienbilder, das man sogar dem Evangelisten Lukas zuschreibt, freilich zu Unrecht. Eine besondere Bedeutung hat das Marienbild in der Kirche des heiligen Alphons in Rom; denn dort hängt das Bild von der „Immerwährenden Hilfe“. Es stellt Maria dar, die das Jesuskind in ihrer Hand hält. Zwei Engel zeigen dem Jesusknaben die Leidenswerkzeuge. Erschreckt hält sich das Kind an der Mutter fest. Das ist das berühmte Bild von der „Immerwährenden Hilfe“.

Auch die Heiligen werden abgebildet, gewöhnlich mit einem Heiligenschein, einem Nimbus. Der Strahlenkranz um ihr Haupt soll andeuten, daß sie in der Gnade Gottes gelebt und heroische Tugenden bewiesen haben. Häufig werden den Heiligen irgendwelche Attribute, also Eigenschaftsmerkmale,

beigegeben. Man stellt sie dar in ihrem priesterlichen oder in ihrem bischöflichen Gewande; man gibt ihnen Gegenstände in die Hand, ein Buch, das bedeutet die Gelehrsamkeit, ein Herz, das besagt die Gottesliebe, eine Lilie, das meint die Reinheit. Oder man stellt neben sie ein Schwert, ein Beil, um anzugeben, auf welche Weise sie zu Tode gekommen sind. Das sind die Marterwerkzeuge. So wird zum Beispiel der Apostel Paulus gewöhnlich mit einem Schwert dargestellt, weil er vor den Mauern von Rom mit dem Schwert enthauptet wurde. Der Apostel Petrus trägt gewöhnlich Schlüssel. Dieses Attribut erinnert an das Wort des Herrn: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches geben.“ Er ist der Schlüsselverwalter des Gottesreiches.

Besondere Schwierigkeiten wirft es freilich auf, wenn man den unsichtbaren Gott darstellen will. Häufig wird Gottvater als ein Greis abgebildet. Nun, Gott ist nicht abbildbar, das wissen wir alle. Man kann Gott nicht in einem menschlichen Bild einfangen. Aber wenn man ihn abbildet, dann soll eben diese Abbildung irgendetwas von seinem Wesen darstellen. Und wenn Gott Vater als Greis dargestellt wird, dann soll eben damit die Wahrheit ausgesagt werden, daß der Sohn vom Vater ausgeht, daß Gott Vater ist und daß er den Sohn zeugt, nicht in einer biologisch-irdischen Zeugung, sondern in einem Hervorgang, der über unser Begreifen, ja selbst über unser Aussprechen geht.

Neben den Bildern Gottes und der Heiligen werden auch biblische Begebenheiten häufig dargestellt, etwa die Verklärung Christi auf Tabor oder die Auferstehung. Wir alle kennen das wunderbare Bild von Grünewald vom Isenheimer Altar.

Die Bilderverehrung hat ihren großen und tiefen Sinn. Selbstverständlich gilt die Verehrung nicht dem Gemälde, nicht der Zeichnung, nicht dem Holz- oder dem Steinbild. Die Verehrung gilt der Person, die dargestellt ist. Das Bild soll uns nur erinnern an die Person, aber die Verehrung richtet sich auf die Person.

Sodann erwarten wir keine Hilfe von den Bildern. Die Bilder sind tot, sie können uns nicht helfen. Und wenn wir zu ihnen wallfahren, dann besagt das nicht, daß wir von dem Bild eine Hilfe erwarten, sondern von dem, der durch das Bild dargestellt wird. Der Mensch ist nun einmal ein Wesen mit Geist und Fleisch. Er ist ein sinnhaftes Wesen, und deswegen hält er sich gern an etwas Sinnhaftes, um durch das Sinnhafte durchzustoßen zum Geistigen.

Die Bilder werden auch nicht angebetet. Anbetung kommt allein Gott zu. Die Bilder werden verehrt, eben weil sie ein Zeugnis für die heiligen Personen sind, die sie darstellen.

Unter allen Bildern gibt es kein heiligeres als das des Kreuzes. Das Kreuz ist unser Gnadenbild über allen anderen Gnadenbildern. Es gibt keine Kirche ohne Kreuz, es gibt keinen Altar ohne Kreuz, es gibt keine Sakramentspendung ohne Kreuz, es gibt keine Weihe und keine Segnung ohne Kreuz. Das Kreuz hat früher auf den Kronen der Könige geprangt; es ist heute noch als Brustkreuz bei den Bischöfen zu erkennen. Das Kreuz ist unser erhabenstes Gnadenbild, aber freilich auch hier nicht der Gegenstand, so kostbar er sein mag, verziert mit Edelsteinen, sondern der, der am Kreuze gelitten hat. Wenn wir sagen: das Kreuz, dann meinen wir den gekreuzigten Heiland. Wir verehren das heilige Kreuz, weil es das Marter- und Erlösungswerkzeug unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus war.

In dem angegebenen Verständnis, meine lieben Freunde, ist die Bilderverehrung nützlich und gut. Wir verehren die Bilder einmal deswegen, weil wir dadurch leicht einwirkende Gnaden erhalten können. Durch frommes Gebet vor den Bildern, durch der Verehrung der Bilder, damit, daß wir sie schmücken und aufstellen, erlangen wir Gnaden. Gott segnet die, welche die Bilder ehren, um auf diese Weise die Abgebildeten zu verehren. Schon mancher hat bei der Verehrung der Bilder eine Bekehrung erlebt, wie die heilige Maria von Ägypten. Bei vielen ist durch das Gebet vor dem Bilde ein Wunder geschehen. Das nennen wir dann Gnadenbild. Bilder, bei denen Wunder geschehen sind, nennen wir Gnadenbilder. Vor ihnen oder an ihnen sind solche Wunder geschehen, und das zieht sich von Kevelaer bis Altötting, das geht von Lourdes bis nach Albendorf in Schlesien. Das sind Gnadenbilder, die die Kirche häufig gekrönt hat, indem also die Muttergottes und das Jesuskind eine Krone aufgesetzt erhielten. Gekrönte Bilder sind immer Gnadenbilder, Bilder, an denen oder vor denen sich Gott mächtig erwiesen hat auf die Fürbitte seiner Heiligen. Also wir erlangen durch die Bilder, durch die Verehrung der Bilder einwirkende Gnaden.

Zweitens: Durch die Verehrung der Bilder werden wir vor Zerstreung bewahrt. Wir haben einen Fixpunkt, einen Richtpunkt für unser Auge. Da braucht der Blick nicht umherzuirren, da können wir

die tobenden Gedanken bändigen. Wir lenken sie hin auf ein Bild. Die Bilder sind tatsächlich ein Mittel, um sich zu sammeln, um sich zu fesseln, um sich zu konzentrieren auf den religiösen Gegenstand.

Drittens sind die Bilder eine Predigt. Von den Bildern kann man manches lernen. Wie sind doch manche unserer Kirchen so reich an Bildern, etwa die barocken und die Rokoko-Kirchen. Da kann man stundenlang verweilen und die Bilder betrachten. Man entdeckt immer neue Einzelheiten, und diese Einzelheiten belehren uns. Sie machen uns bekannt mit biblischen Geschehnissen, z.B. der Taufe Jesu im Jordan oder seinem Leidenswege oder mit den vielen, vielen Geschehnissen des Alten Bundes. Sie stellen uns eindringlich die Gestalten vor, denen wir folgen sollen, die Personen, deren Namen mit H beginnt, die Heiligen. Sie sind diejenigen, die uns vorangegangen sind, und denen wir folgen wollen.

Es gibt Religionen, welche die Verehrung der Bilder verwerfen. Der Islam kennt nur eine bilderlose Gottesverehrung. Aber auch bestimmte Zweige des Protestantismus sind bilderfeindlich, nämlich die Reformierten, also diejenigen Protestanten, die sich von Zwingli und Calvin herleiten. Ich habe im Dom zu Basel, der reformiert ist, nicht ein einziges Kreuz gesehen.

Die Kirche billigt dieses Verhalten nicht. Sie schätzt die Bilderverehrung. Sie weiß, daß man durch das Sinnhafte zum Geist geführt werden kann. Als die Königin von Schottland, Maria Stuart, zum Tode, zur Hinrichtung geführt wurde, da hielt sie in der Hand ein Kruzifix. Der protestantische Offizier, der sie begleitete, sagte zu ihr: „Madame, man muß Jesus im Herzen tragen, nicht in der Hand.“ „O,“ gab Maria Stuart zur Antwort, „ich trage ihn deswegen in der Hand, um ihn desto sicherer im Herzen zu tragen.“ Das ist die richtige Auffassung von der Bilderverehrung. Wir verehren die Bilder, wir stellen sie auf, wir zünden Kerzen vor ihnen an, wir küssen sie, weil sie der sichtbare Ausdruck unseres Vertrauens auf unseren dreifaltigen Gott und auf die Fürbitte seiner Heiligen sind. Wir verehren durch die Bilder diejenigen, die abgebildet sind.

So wollen wir davon nicht lassen, sondern unser Bekenntnis, unsere Liebe und unsere Freude in diese Verehrung legen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (5)

(Über die Verehrung der Reliquien)

27.07.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Die Verehrung der Heiligen, so haben wir an den vergangenen Sonntagen gesehen, hängt innig mit der Anbetung Gottes zusammen. Weil Gott wunderbar ist in seinen Heiligen, deswegen verehren wir die Heiligen.

Zu der Heiligenverehrung gehört aber auch die Verehrung der Überreste, die auf uns von ihnen gekommen sind. Diese Überreste nennen wir reliquiae. Das ist ein lateinisches Wort und heißt soviel wie Überbleibsel. Reliquien sind Überreste von den Leibern der Heiligen, aber auch Gegenstände, die mit Christus und den Heiligen in irgendeiner Beziehung gestanden haben. Der Leib eines Heiligen, wie meinetwegen in Altötting der Leib des heiligen Bruders Konrad von Parzham unter einem Altar aufbewahrt wird, der Leib ist eine Reliquie. Auch Teile von den Gebeinen, ein Arm, ein Bein, sind Reliquien.

Von Christus haben wir selbstverständlich keine Reliquien seines Leibes, aber es gibt Gegenstände, die mit Jesus in einer Beziehung gestanden haben, die als Reliquien verehrt werden. Das Kreuz des Herrn ist sicher von Anfang an von den Gläubigen als die Stätte, an der er die Erlösung erwirkt hat, hochgeschätzt worden. Die Kaiserin Helena hat es im Jahre 325 aufgefunden, ein Teil davon befindet sich in der Grabeskirche zu Jerusalem. Auch an anderen Stätten werden Teile, Stücke, Splitter, Partikel des Kreuzes verehrt. In Trier wird der Rock des Herrn, der Leibrock, der heilige Rock, verehrt, in Turin das Leichentuch des Herrn. Es gibt noch viele andere Gegenstände, die dem Herrn zugeschrieben werden und die als Reliquien verehrt werden.

Gewiß, meine lieben Freunde, man muß vorsichtig sein. Es ist mit den Reliquien auch schon Unfug getrieben worden. Geschickte Fälscher unter den Griechen haben Reliquien, angebliche, scheinbare Reliquien verfertigt und zu hohem Preis veräußert. Es ist deswegen hier Nüchternheit und ein klares Urteil notwendig. Die Kirche hat für die Reliquien sogenannte Authentiken eingeführt. Authentiken sind Bescheinigungen des Bischofs, daß eine Reliquie echt ist. Sie beruhen auf Nachforschungen über die Herkunft der Reliquie.

Freilich kann durch diese Authentiken immer nur der letzte erreichbare Stand wiedergegeben werden, und der liegt eben heute erst im 10. oder 11. Jahrhundert. Deswegen verbürgt nicht jede Authentik die wahre Echtheit von Reliquien. Das ist bedauerlich, und das kann schmerzhaft sein, aber es ändert nichts daran, daß die Reliquienverehrung von der Kirche empfohlen und gutgeheißen ist. Wir verehren nämlich die Reliquien der Heiligen, weil die Körper der Heiligen Werkzeuge, Instrumente, Tempel des Heiligen Geistes waren.

Es liegt ja schon in der menschlichen Natur, daß er Überbleibsel von Menschen, die er geschätzt hat, die ihm nahestanden, aufbewahrt. Ein Andenken an den Vater, ein Andenken an die Mutter, das hält jeder in Ehren. Auch von anderen Persönlichkeiten werden Erinnerungsstücke sorgsam bewahrt. In Berlin in der Bendlerstraße hat man ein eigenes Museum eingerichtet für Überreste der Männer, die am 20. Juli 1944 die Tyrannei zu stürzen versuchten. Wir haben von den Hauptakteuren keine leiblichen Reste, denn ihre Gebeine wurden ausgegraben, verbrannt, und die Asche wurde zerstreut. Aber wir haben andere Erinnerungsstücke, Briefe, Gegenstände, die sie benutzt haben, und die hat man

dort gesammelt und stellt sie aus. Und die Besucher gehen voll Ehrfurcht von Stück zu Stück, um sich an die Männer zu erinnern, die alles gegeben haben, um das Volk zu befreien.

So ist es recht. In Wörishofen hat man jetzt ein Museum errichtet und alles darin gesammelt, was sich um den Pfarrer Kneipp dreht. Der Pfarrer Kneipp ist ja der große Wohltäter der Menschen durch seine Wasserkur geworden. „Ein Mann kuriert Europa,“ so hat Eugen Ortner ein Buch geschrieben. Dieser verdiente Mann darf nicht vergessen werden. So hat man alles aufgespürt, was zu ihm in einer Beziehung steht und in diesem Museum zusammengetragen.

Wenn also schon im natürlichen Bereich Erinnerungsstücke von bedeutenden Persönlichkeiten gesammelt, aufbewahrt und geehrt werden, um wieviel mehr erst Erinnerungsstücke an jene Männer und Frauen, die der Heilige Geist als Werkzeuge und als Tempel benutzt hat. Die Christen haben darum von Anfang an solche Erinnerungsstücke aufgehoben und verehrt. Als der heilige Ignatius von Antiochien im Jahre 107 in Rom den Löwen vorgeworfen wurde, haben die Löwen ihn zermalmt und verzehrt. Aber die Knochen haben die Christen gesammelt und nach Antiochien überführt. Auch wenn ein Heiliger den Flammentod erlitt, hat man die Überbleibsel gesucht und aufbewahrt. Das war der Fall mit dem heiligen Bischof Polykarp von Smyrna. Er wurde ja verbrannt. Aber die Überreste seines Leibes hat man sorgsam geborgen und sichergestellt.

Über den Reliquien der Heiligen hat man häufig Altäre, Kapellen und Kirchen errichtet. Bis vor wenigen Jahren bestand die Vorschrift, daß in jedem Altar ein Reliquiengrab sein müsse, eine kleine Platte, wie sie ja auch hier an diesem Altar zu sehen ist, eine kleine Platte, in die ein sepulchrum, ein Grab eingelassen ist, nämlich ein Grab für Reliquien. Und der Priester erinnert sich bei der heiligen Messe dieser Reliquien. Er spricht, wenn er die Opferung vollzieht, Gott möge das Opfer annehmen auf die Fürbitte „dieser“ und aller Heiligen. Dieser Heiligen, d.h. eben der Heiligen, deren Reliquien sich im Altar geborgen finden.

Reliquienverehrung hat nichts zu tun mit Mummenschanz oder Aberglaube. Der Reliquien Glaube ist berechtigt, wenn er in der rechten Weise verstanden wird. Die Reliquien können uns großen Segen bringen, freilich nicht unmittelbar, sondern durch die Macht Gottes. Wenn jemand die Reliquien aufgelegt bekommt und er gesundet, dann hat ihn nicht das Gebein gesund gemacht, sondern Gott auf die Fürbitte des Heiligen, den wir hier so ehren.

In Kiedrich drüben im Rheingau wird am Valentinusfest die Valentinusreliquie aufgelegt. Valentinus war ein heiliger Martyrer in Italien. Die Auflegung dieser Reliquie bedeutet, daß wir uns gläubig dieses Heiligen erinnern, daß wir auf seine Fürbitte vertrauen und daß wir von Gott aufgrund dieser Verehrung Gnaden erleben. Nichts von Magie, nichts von Aberglaube und nichts von törichter Gottesverehrung haftet dieser Reliquienverehrung an.

Schon im Neuen Testament wird berichtet, daß Reliquien von Lebenden wunderbare Wirkungen hervorgerufen haben. Die Menschen rissen sich um die Schweißtücher und Gürtel des heiligen Paulus und legten sie auf. Auch im Alten Bunde wird von wunderbaren Begebnissen mit Reliquien berichtet. Ein toter Knabe, der mit den Gebeinen des Propheten Elisäus in Berührung kam, wurde durch diese Berührung lebendig. Wir haben also durchaus Anlaß, die Reliquienverehrung, die das Konzil von Trient gegen die Angriffe der Neuerer in Schutz genommen hat, hochzuhalten. Sie ist eine Entfaltung der Heiligenverehrung. Sie gehört zur Heiligenverehrung dazu. Wer die Heiligen ehrt, der kann ihre Überbleibsel nicht geringschätzen, der muß das, was uns überkommen ist von ihnen, in Ehren halten, sorgfältig aufbewahren und vor Verunehrung schützen. Deswegen sind die Reliquien häufig kostbar gefaßt in Reliquiaren, das sind Reliquienbehälter, vielfach aus Silber, manchmal sogar, wie die Reliquien, die im Dom zu Fulda aufgebahrt sind, nämlich die Reliquien des heiligen Bonifatius, in Gold. Darin drückt sich die Liebe und Verehrung des gläubigen Volkes aus.

Das, was uns von den lieben Heiligen überkommen ist, ist uns lieb und wert. Wir wollen es achten, wir wollen unser Vertrauen setzen nicht auf die toten Gegenstände, sondern auf die Fürbitte der Heiligen und die Macht Gottes, die durch ihre Fürbitte bewegt wird.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (6)

(Über die Bedeutung des Eides)

03.08.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wenn ein Mensch Schwierigkeiten hat, Glauben zu finden, dann nimmt er einen anderen als Zeugen. Und wenn der andere bezeugt: „Was jener Mensch sagt, das habe ich auch gesehen“, dann nehmen wir die Aussage des Menschen als glaubwürdig an. Wenn man sich nun für die Wahrheit, für die Wahrhaftigkeit seiner Rede Gott als Zeugen nimmt, dann spricht man vom Eid oder vom Schwören. Schwören oder einen Eid ablegen heißt Gott zum Zeugen anrufen, daß eine Aussage wahr oder ein Versprechen aufrichtig ist.

Aus dieser Definition ergeben sich also zwei Arten von Eid, den Aussageeid und den Versprechenseid. Der Aussageeid besteht eben darin, daß Gott zum Zeugen für die Wahrheit dessen, was da ausgesagt wird, angerufen wird. Einen solchen Aussageeid hat Jesus selbst geleistet. Als der Hohepriester ihn bei Gott beschwor, zu sagen, ob er der Messias sei, antwortete er: „Ja, du sagst es!“ Und einen Versprechenseid hat der unglückselige Esau geleistet, als er seine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen versprach.

Der Eid muß in einer Form geleistet werden, daß die Anrufung Gottes erkennbar wird. Man gebraucht gewöhnlich die Formel: „Bei Gott!“ „So wahr mir Gott helfe!“ „So wahr ein Gott lebt!“ Wenn der Eid nicht Gott selbst erwähnt, sondern das Kreuz, das Evangelium oder den Himmel, dann ist selbstverständlich mit diesen Gegenständen Gott gemeint, denn das Kreuz und das Evangelium und der Himmel können ja nicht eintreten für die Wahrheit einer Aussage und können auch die Verfehlung gegen die Wahrheit nicht strafen. Wenn man also sagt, man schwört bei den heiligen Evangelien, dann meint man damit, bei dem Urheber der heiligen Evangelien, nämlich bei Gott.

Es gibt einen einfachen und einen feierlichen Eid. Der einfache Eid wird im täglichen Leben geleistet: „Ich beschwöre es!“ „Bei Gott!“ Der feierliche Eid wird von der Obrigkeit abgefordert, z. B. vor Gericht, oder wenn man in den Staatsdienst eingestellt wird, oder auch, wenn die Kirche einem Pfarrer eine Pfarrei überträgt. Er besteht darin, daß vor dem Kreuz, zu dessen beiden Seiten Kerzen brennen, der Eidleistende sich aufstellt, die Hand, drei Finger der rechten Hand in die Höhe hebt und aussagt: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium!“ So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium. Das heißt: Wenn meine Aussage nicht wahr ist, dann verzichte ich auf den Schutz Gottes und seiner evangelischen Verheißungen. Drei Finger hebt man empor, weil Gott dreifaltig ist. Die drei Finger deuten also auf den dreifaltigen Gott, bei dem der Schwur geleistet wird.

Nun steht allerdings im Neuen Testament in der Bergpredigt eine Reihe von Sätzen, die den Eid zu verbieten scheinen. Der Herr sagt im 5. Kapitel bei Matthäus: „Ihr habt gehört, daß den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht falsch schwören! Ich aber sage euch: Ihr sollt überhaupt nicht schwören! Nicht bei dem Himmel, denn er ist der Thron Gottes, noch bei der Erde, denn sie ist der Schemel seiner Füße, noch bei Jerusalem, denn sie ist die Stadt des großen Königs. Auch bei deinem Haupte sollst du nicht schwören, weil du nicht ein einziges Haar weiß oder schwarz machen kannst. Euere Rede sei ein Ja für ein Ja, ein Nein für ein Nein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.“

Ihr sollt überhaupt nicht schwören! Das klingt wie ein Eidesverbot, und so haben es manche Sekten verstanden, z.B. die Mennoniten. Sie lehnen den Eid radikal ab. Ebenso die Zeugen Jehovas. Die katholische Kirche hat die Stelle nicht so verstanden. Und das ist wieder ein Beispiel, meine lieben

Freunde, wie die Schrift allein nicht genügt, um Gottes Willen zu erkennen. Zur Schrift muß die amtliche, authentische Auslegung durch die Kirche treten. Der Heilige Geist übergibt sein Buch nicht dem Einzelmenschen, daß er nun auf gut Glück versuche, zu verstehen, was da geschrieben steht, der Heilige Geist übergibt sein Buch der Kirche, die mit göttlicher Vollmacht dieses Buch auslegt. Und so hat die Kirche diese Stelle von Anfang an nicht als ein absolutes Eidesverbot verstanden, sondern als die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit.

Der Eid ist nicht verboten, aber er soll unnötig sein. Wenn sich alle an die Pflicht zur Wahrhaftigkeit halten, dann braucht es keinen Eid, denn dann nimmt man dem, der etwas sagt, das, was er sagt, als wahr ab. Also erst die menschliche Unwahrhaftigkeit, die menschliche Unaufrichtigkeit, die menschliche Verlogenheit hat den Eid nötig gemacht. Und weil das eben der Zustand der gefallenen Menschheit ist, deswegen ist der Eid nicht verboten. Er ist erlaubt. Wenn er nicht erlaubt wäre, hätte Jesus keinen Eid geschworen vor dem Hohenpriester. Wenn er nicht erlaubt wäre, hätte Gott nicht geschworen schon im Alten Bunde. Er hat dem Moses nach dem Erlebnis auf dem Berg Moriah geschworen, daß die Nachkommenschaft zahlreich wie der Sand am Meere werden solle. Wenn der Eid nicht erlaubt wäre, hätte Paulus nicht geschworen. In seinen Briefen, etwa im 2. Korintherbrief und im Römerbrief, kommen mehrfach Eide vor: „Bei Gott!“ „Ich sage die Wahrheit in Christus!“

In der Tat ist der Eid erlaubt, wenn ein vernünftiger Grund dafür vorliegt. Ja, er ist sogar Gott wohlgefällig, denn er ist eine Form der Gottesverehrung. Deswegen auch das heutige Thema der Predigt: der Eid. Wir stehen ja in Überlegungen zum 1. Gebot. Das 1. Gebot gebietet, Gott zu ehren. Der Eid ist eine Ehrung Gottes, denn wer schwört, nimmt Gottes Eigenschaften der Allmacht, der Allwissenheit und der Gerechtigkeit, ernst. Er ist überzeugt davon, daß Gott denjenigen, der einen Meineid leistet oder Eidbruch begeht, strafen kann. Er rechnet also mit Gottes Allmacht und mit Gottes Allwissenheit. Darum ist der Eid nicht nur erlaubt, sondern Gott wohlgefällig, eine Form der Gottesverehrung.

Freilich dürfen wir nur schwören, wenn ein vernünftiger, ein gewichtiger Grund vorliegt. Hausierer, die, um ihre Ware anzupreisen, Schwüre leisten, verfehlen sich gegen diese Forderung. Es muß ein gewichtiger, ein schwerwiegender Anlaß vorliegen, damit wir einen Eid leisten; nicht wegen geringfügiger Dinge dürfen wir Gott zum Zeugen anrufen. Wenn wir aber einen solchen gewichtigen Anlaß haben, dann muß der Eid geleistet werden wahr, überlegt und gerecht. Der Eid muß wahr sein, d.h. unsere Aussage muß der Wirklichkeit entsprechen, und unser Versprechen muß aufrichtig gemeint sein. Einen wahren Eid leistete der römische Feldherr Regulus im Jahre 250 v.Chr. Er wurde in einem Krieg von den Karthagern gefangengenommen. Die Karthager sandten ihn dann nach Rom, in seine Heimat also, damit er dort um Frieden bitte. Aber bevor er abreiste, mußte er versprechen, wenn es nicht zum Frieden komme, müsse er zurückkehren. Regulus leistete diesen Eid. Er kam nach Rom, er trat im Senat auf, er erzählte von der Schwäche der Karthager; Rom solle ja keinen Frieden schließen. Die Römer beschworen ihn, nicht mehr zurückzukehren nach Karthago. Der Oberpriester wollte ihn mit Gewalt festhalten, aber Regulus stand zu seinem Eid. Er kehrte zurück und wurde von den Karthagern hingerichtet. Dieser Mann hatte einen wahren Eid geleistet, und er stand zu seinem Eid. Anders als der erste Papst, Petrus. Der hat einen falschen Eid geleistet. „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ So hatte er gesagt und dabei geschworen. Der heilige Thomas Morus hat es nicht nur abgelehnt, einen falschen Eid zu leisten, sondern auch eine Zweideutigkeit beim Schwören zuzulassen. Er wurde ins Gefängnis geworfen, weil er den König Heinrich VIII. von England nicht als das Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen wollte. Man legte ihm eine Formel vor, die er beidein sollte: 'Ich erkenne alle Bestimmungen meines Herrn und Königs an!' Da traten Freunde zu ihm und sagten: „Thomas, du kannst doch unter deinem Herrn und König Gott verstehen! Wenn du diesen Satz aussprichst: Ich erkenne alle Bestimmungen, alle Vorschriften meines Herrn und Königs an, kannst du an Gott denken!“ „Nein,“ erwiderte Thomas Morus, „das wäre nicht ehrlich, das wäre nicht eindeutig!“ Und so ist Thomas aus Treue zu seiner Wahrhaftigkeit hingerichtet worden.

Der Eid muß wahr geleistet werden. Er muß auch überlegt geleistet werden, d.h. wir müssen uns vorher darüber Gewißheit verschaffen, daß das, was wir aussagen, wahr ist und daß wir das, was wir versprechen, ehrlich meinen. Es gibt unüberlegte Eide. Einen solchen unüberlegten Eid leistete Herodes. Als seine Tochter Salome bei dem Geburtstagsfest auftrat und tanzte, da war er so hingerissen,

daß er sagte: „Ich will dir alles geben, und wäre es die Hälfte meines Reiches!“ Das war unüberlegt, denn dann kam das Mädchen, beraten von der Mutter, und sagte: „Ich will, daß du mir auf einer Schüssel das Haupt Johannes' des Täufers gibst.“ Da wurde der König plötzlich nüchtern, aber er hielt sich aus Menschenfurcht an seinen schlechten, unüberlegten Eid gebunden und überlieferte dem Mädchen das Haupt des Vorläufers Jesu.

Der Eid muß wahr, er muß überlegt, er muß gerecht sein, d.h. der Inhalt des Eides muß mit dem Sittengesetz übereinstimmen. Wir dürfen nur das aussagen, was auch tatsächlich mitteilbar ist, und wir dürfen nur das versprechen, was auch sittlich zulässig ist. Die 40 Männer, die einen Eid ablegten, daß sie nicht eher essen und trinken würden, bevor sie den Apostel Paulus umgebracht hätten, hatten nicht bedacht, daß sie einen schlechten Inhalt ihres Eides gewählt hatten (Apg 23,13f.).

Die Eidesvergehen sind der Meineid und der Eidbruch. Meineid ist der falsche Eid. Wenn also jemand etwas beschwört, von dem er weiß, daß es nicht wahr ist, oder wenn jemand etwas beschwört, von dem er nicht will, daß er es hält. Der Meineid ist ein furchtbares Verbrechen, eine Herausforderung Gottes, eine wahre Provokation gegen Gott. Und auch der Eidbruch ist schlimm; wenn man zwar ehrlich geschworen hat, aber dann das Geschworene nicht hält. Solche Eidbrüche sind im Laufe der Geschichte häufig vorgekommen. Der König Sedezias von Juda hatte dem Großkönig Nabuchodonosor geschworen, er werde sein Vasall sein, ihm die Treue halten, aber er hat dies Versprechen gebrochen. Dann kam der König, ließ ihm die Augen ausstechen und ihn nach Babylon fortführen. Oder aus jüngerer Zeit: Der König Ladislaus von Ungarn hatte dem türkischen Herrscher Murad II. Frieden versprochen, aber er griff doch wieder zum Schwert. Bei Warna kam es zur Schlacht. Der König fiel mit den meisten seiner Großen.

Eidbruch und Meineid sind schwere Verfehlungen. Karl der Große hat einmal die Todesstrafe für diese Verfehlungen festgesetzt. Später wurden dann jenem die drei Schwurfinger der rechten Hand abgehackt, der einen Meineid geleistet hatte. Es gibt freilich, meine lieben Freunde, die Möglichkeit, daß ein Eid hinfällig wird. Man kann in aller Redlichkeit geschworen haben, einem Menschen, einem Mann, einem Herrscher die Treue zu halten, aber wenn der Herrscher die Treue seinem Volke nicht hält, wie der Mann namens Adolf Hitler es getan hat, dann wird der Eid hinfällig, dann ist der Eid nicht mehr verbindlich, dann braucht sich der Eidleistende an seinen Eid nicht mehr gebunden zu halten. So haben mit Recht die Männer, gläubige Männer, um Stauffenberg argumentiert und gehandelt.

Wir wollen uns merken: Wir haben eine Pflicht zur Wahrhaftigkeit. Der Eid soll unter uns nicht notwendig sein. Wenn er geleistet wird, dann muß ein begründeter Anlaß vorliegen, und dann sollen wir ihn leisten in Wahrheit, mit Überlegung und in Gerechtigkeit, denn auch mit dem Eid erfüllen wir das 1. Gebot: Du sollst den Herrn, deinen Gott, ehren und du sollst keine fremden Götter neben mir haben!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (7)

(Über die Bedeutung des Gelübdes)

10.08.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seit vielen Sonntagen haben wir uns Gedanken gemacht über das 1. Gebot Gottes. Es hält uns dazu an, Gott zu dienen, ihn anzubeten und zu verehren. Am vergangenen Sonntag lernten wir eine besondere Weise der Gottesverehrung kennen, nämlich die Verehrung durch den Eid. Wer einen Eid leistet, ehrt dadurch Gott, weil er ihm nämlich als dem Allwissenden, als dem Allmächtigen und als dem Gerechten huldigt.

Dem Eid nahe verwandt ist das Gelübde. Auch das Gelübde ist eine Weise, Gott zu ehren. Was ist ein Gelübde? Ein Gelübde ist ein überlegtes und freiwilliges, Gott gemachtes Versprechen, etwas Gutes zu tun. Ein Gelübde ist also ein Versprechen. Ein Versprechen macht man immer einer anderen Person, nicht sich selbst. Das Versprechen ist deswegen zu unterscheiden vom Vorsatz. Wenn ich mir etwas vornehme, dann ist ein anderer nicht beteiligt. Ich nehme es mir vor, und das ist wohl zu unterscheiden, denn mancher ist schon in Gewissensnot gekommen wegen der Frage: Habe ich es versprochen, oder habe ich es nicht versprochen? Die Entscheidung ist leicht: Hast du deine zukünftige Tat, die du vollbringen willst, Gott versprochen, oder hast du es dir nur vorgenommen? Im ersten Falle liegt ein Gelübde vor, im zweiten ein bloßer Vorsatz. Aufgrund eines Vorsatzes hat niemand ein Recht, etwas zu fordern, auch nicht Gott. Dagegen, wenn ich ein Versprechen gemacht habe, räume ich dem anderen ein Recht ein, die Erfüllung des Versprechens zu verlangen.

Ein Gelübde ist ein *freiwilliges* Versprechen. Niemand ist verpflichtet, ein Gelübde abzulegen. Niemand kann auch gezwungen werden, ein Gelübde abzulegen. Ein erzwungenes Gelübde wäre ungültig. Es bräuchte nicht erfüllt zu werden. Das Gelübde geht auf etwas Gutes. Das Gute kann geboten sein oder nicht geboten. Wenn ich etwas gelobe, was sowieso schon geboten ist, dann verstärke ich eben die Verpflichtung. Also wenn ich gelobe: Ich will jeden Sonntag gewissenhaft die heilige Messe besuchen, dann mache ich etwas zum Gelübde, was an sich schon geboten ist, nämlich den Meßbesuch. Aber das ist möglich. Die Bindung durch das Gebot wird dadurch gleichsam verstärkt und überhöht. Aber ich kann natürlich auch etwas geloben, was noch nicht verpflichtend ist; zum Beispiel einen Fasttag zu halten, bestimmte Gebete zu verrichten, eine Wallfahrt zu unternehmen. In jedem Falle muß das Gelübde etwas sein, was sittlich gut ist.

Im Alten Testament wird einmal berichtet von einem Manne, der ein Gelübde machte, das nicht gut, weil unüberlegt, war, wie sich herausstellte, als es zur Erfüllung kam. Der Jephte im „Buch der Richter“ hatte vor der Schlacht gelobt, er wolle das erste, das ihm aus seinem Hause entgegenkommt, opfern, wenn Gott ihm den Sieg gibt. Nach der erfolgreichen Schlacht kam ihm aus seinem Hause entgegen als erstes seine Tochter. Er nahm seine Tochter und opferte sie. Das war kein gutes, gründlich überlegtes Gelübde, und das war kein Gelübde, das er hätte erfüllen dürfen. Hier hat er etwas Schlechtes zum Gegenstand des Gelübdes gemacht und etwas Schlechtes erfüllt.

Die Freiwilligkeit des Gelübdes wird dadurch nicht aufgehoben, daß man es in der Not macht. Häufig werden ja Gelübde in Bedrängnis abgelegt. So mancher hat im Kriege, in den Eissteppen Rußlands ein Gelübde gemacht, was er tun wolle, wenn er nach Hause zurückkehre, und mancher hat es erfüllt, aber mancher hat es auch nicht erfüllt. Ein Gelübde wird dadurch nicht unfreiwillig oder ungültig, daß man es in der Not oder in der Sorge oder in der Angst macht. Die Freiwilligkeit wird dadurch nicht aufgehoben.

Meistens werden die Gelübde bedingungsweise abgelegt. Man sagt Gott: Wenn das und jenes geschieht, dann will ich dies und jenes tun. Dafür gibt es viele Beispiele. Die Bittprozessionen sind eingeführt worden vom heiligen Bischof Mamertus von Vienne im Jahre 500. Er hatte das Versprechen abgelegt: Wenn eine ansteckende Krankheit, wenn eine Hungersnot vorübergeht, dann wollen wir diese Prozession halten. So hat es auch Gregor der Große gemacht, als die Markusprozession im Jahre 600 eingeführt wurde. In Rom war eine Pest, und die Prozession wurde gelobt zur Abwendung der Pest. Das berühmte Gelübde von Oberammergau im Jahre 1633 ist ebenfalls ein Pestgelübde. Die ganze Gemeinde hat damals versprochen: Wenn die Pest von diesem Ort weicht, dann wollen wir das Spiel vom Leiden Christi aufführen. Als die Gemeinde dieses Gelübde gemacht hatte, ist niemand mehr in Oberammergau gestorben. Die berühmte Wallfahrtskirche Mariazell in Österreich verdankt ihre Entstehung einem Gelübde. Der König Ludwig I. von Ungarn hat ihre Einrichtung gelobt, und zwar in der Türkennot. Und ähnlich hat der heilige König Ludwig IX. von Frankreich den Kreuzzug des Jahres 1248 in einer Krankheit versprochen.

Das sind einige Beispiele für Gelübde, die von hervorragenden Persönlichkeiten gemacht wurden. Die bekanntesten Gelübde werden auch heute noch abgelegt in den Orden. Ja, der Orden ist kraft Definition ein Verband von Menschen, die sich durch Gelübde gebunden haben, die evangelischen Räte zu beachten. Evangelische Räte sind die Räte des Evangeliums, und zwar sind es Armut, Keuschheit und Gehorsam. Diese Räte des Evangeliums sind besondere Wege der Gottesliebe, insbesondere Wege zur Erlangung der Vollkommenheit in der Gottesliebe, und die Ordensleute nehmen diese Räte, die ja keine Pflicht sind, auf sich durch ein Gelübde und machen sie dadurch für sich pflichtmäßig.

Wir unterscheiden bei den Gelübden der Klosterleute feierliche und einfache Gelübde. Der Unterschied kommt nicht daher, daß bei der Ablegung etwa eine größere Feierlichkeit aufgewendet wird, sondern der Unterschied besteht darin, daß die feierlichen Gelübde strenger sind als die einfachen, daß die feierlichen Gelübde erheblich schwerer gelöst werden können als die einfachen. Das ist der Unterschied.

Wer Gelübde ablegt, leistet dadurch einen besonderen Akt der Gottesverehrung. Er traut Gott etwas zu und erzeigt ihm Treue. Er bringt ihm etwas dar, ja er weiht ihm etwas. Und das ist das Schöne im Gelübde, daß der Mensch sich vor Gott neigt, sich vor ihm beugt, ihm etwas verspricht und ihm etwas zutraut. Die Gelübde sind deswegen grundsätzlich Gott wohlgefällig. Man erlangt durch sie schnellere Erhörung und kommt schneller zur Vollkommenheit.

Man erlangt durch sie schnellere Erhörung. Das hat sich oft bewiesen. Ich habe schon das Beispiel Oberammergau genannt. Im Alten Bunde ist berichtet von der Anna. Anna war kinderlos, und sie ersehnte ein Kind, und so machte sie das Gelübde, daß, wenn Gott ihr einen Sohn schenkt, sie ihn Gott weihen werde. Und tatsächlich, Gott erhörte ihr Flehen. Sie empfing den Samuel, und der wurde ein großer Prophet Gottes, mächtig in Wort und Tat.

Durch die Gelübde empfangen wir auch Kraft. Derjenige, der sich Gott durch Gelübde verbindet, dem schenkt Gott besondere Kraft. Es ist ein ständiger Ansporn für den Menschen, wenn er sich sagt: Ich habe es Gott gelobt und ich muß es erfüllen. Durch das Gelübde werden wir stärker, das zu tun, was wir tun wollen.

Freilich muß man vor der Ablegung von Gelübden bedenken, ob die Kraft zureicht. Man muß die Gelübde mit Überlegung ablegen. Schon mancher hat unbedacht ein Gelübde abgelegt und es dann nicht halten wollen oder nicht halten können. Deswegen ist es ratsam, wenn man ein Gelübde ablegen will, erst mit kleinen Dingen anzufangen und dann zu einem größeren Versprechen fortzuschreiten. Es ist auch empfehlenswert, mit einem Priester ein solches Gelübde zu besprechen. Die Augen eines anderen sehen häufig weiter und tiefer als die eigenen Augen. Und darum empfiehlt es sich, einen erfahrenen Seelsorger heranzuziehen, bevor man ein Gelübde ablegt. In den Orden ist vorgeschrieben, daß der ersten Gelübdeablegung ein ganzes Jahr Noviziat vorausgehen muß. Ein ganzes Jahr, zwölf Monate, muß man sich prüfen, ob man sich für geeignet hält, ob die Oberen einen für geeignet halten, Gelübde abzulegen. Und dann werden die Gelübde zunächst für eine bestimmte Zeit abgelegt, für ein Jahr oder für drei Jahre. Und erst, wenn diese Zeit verstrichen ist und man erkannt hat, daß man für diese Lebensform geeignet ist, wird das ewige Gelübde abgelegt, also für die ganze Zeit der Lebensdauer.

Es ist nicht unmöglich, abgelegte Gelübde zu ändern. Selbst kann der Christ (private) Gelübde ändern, wenn er sie in ein gleichwertiges oder schwereres Werk umwandelt. Das hat er selbst in der Hand. Man kann Gott mehr schenken, als man ursprünglich versprochen hat. Man kann ihm auch das gleiche geben, was man ihm geben wollte. Wenn dagegen das Gelübde gemindert oder gar aufgelöst werden soll, da muß die Kirche eingeschaltet werden. Da muß man sich erinnern an das Wort: „Alles, was ihr auf Erden lösen werdet, wird auch im Himmel gelöst sein.“ Der Bischof, auch der Pfarrer, und u.U. der Beichtvater, hat bestimmte Vollmachten, von Gelübden zu befreien. Die Ordensgelübde freilich können nur vom Papst aufgehoben werden, die feierlichen Gelübde jedenfalls, andere Gelübde vom Bischof.

Nun, meine lieben Freunde, im großen Werk von Dante in der *Divina Comedia* wird im 5. Gesang der Beatrice auch auf das Gelübde eingegangen. Und Dante läßt die Sängerin sprechen: „Scherze, o Sterblicher, nicht mit dem Gelübde!“ Nein, es ist besser, nicht geloben, als geloben und nicht erfüllen. Aber es ist gut und erhaben, geloben und erfüllen. Und wenn wir je ein Gelübde machen - und wir können und sollen es nach dem Maß unserer Kräfte -, dann wollen wir die Gelübde erfüllen. „Dir will ich das Lobopfer bringen, die Frucht meiner Lippen. Dir will ich mein Gelübde erfüllen, mein Gott!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (8)

(Über die Ehrfurcht vor dem Namen Gottes)

17.08.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das 2. Gebot Gottes lautet: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“ In diesem Gebot ist nicht nur auf den aus Worten, aus Silben, aus Buchstaben bestehenden Gottesnamen Bezug genommen, sondern auf die Majestät Gottes. Unter dem Wort „Name“ müssen wir uns Gott in seiner Herrlichkeit vorstellen. Also es soll nicht nur der Name Gottes nicht verunehrt werden, sondern erst recht nicht seine Person und alles, was zu Gott gehört. Das ist der Sinn des Satzes: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“

Hier wird uns, positiv gewendet, die Ehrfurcht geboten, die Ehrfurcht vor Gottes Majestät. Ehrfurcht ist eine zusammengesetzte Haltung. Ehrfurcht ist die Verbindung von Furcht und Liebe und Hochachtung. Ehrfurcht ist eine scheue Liebe und eine liebende Scheu. In diesem Doppelcharakter entspricht die Ehrfurcht dem Wesen Gottes. Er ist gleichzeitig unendliche Majestät und unendliche Güte. Auf Gottes unendliche Majestät antwortet der Mensch mit Furcht, auf Gottes Güte antwortet der Mensch mit Liebe. Die Mischung von Liebe und Furcht, das ist Ehrfurcht.

Wenn Gott im 2. Gebote Ehrfurcht abverlangt, dann bedeutet das für uns dreierlei. Einmal, daß wir Gottes Namen mit Andacht und Rührung anrufen. Natürlich zielt die Anrufung des Namens Gottes auf seine Person, auf sein Wesen. Wir sollen Gottes Namen anrufen, weil es der mächtigste Name ist, weil in diesem Namen uns Erhörung zuteil wird. Als Petrus und Johannes in den Tempel gingen und sie dort den Lahmgeborenen an der Pforte sitzen sahen und ihn heilten, da sprachen sie den heiligen Befehl „im Namen Jesu“ aus. Der Name Jesu als des Sohnes Gottes ist der mächtigste Name auf dieser Erde. In diesem Namen werden die Krankheiten geheilt, werden aber auch die Dämonen besiegt. Wenn dieser Name ausgerufen wird, dann zittern die Dämonen, denn dann verbindet sich die Macht des Menschen mit der Macht Gottes. Der Name Jesu ist auch der Name unseres Heiles. „Es ist kein anderer Name gegeben unter dem Himmel, in dem wir selig werden können, als der Name Jesu.“

In allen Angelegenheiten des Heiles muß dieser Name ausgerufen werden, bei jeder Sakramentenspendung, bei jedem Sakramente, immer wird der Name Jesu genannt. Der Name Jesu ist deswegen so mächtig, weil in diesem Namen gleichsam die Kraft des Heilandes konzentriert ist; und wer diesen Namen andächtig und im Heiligen Geiste nennt, der versichert sich der Kraft Jesu. „Dieser Name ist mir Wohlklang im Ohre, Honig im Munde und Wonne im Herzen,“ hat einmal der heilige Bernhard von Clairvaux geschrieben. Diesen Namen sollen wir anrufen, wenn wir ein Werk beginnen. Es soll alles, was wir tun oder reden, im Namen Jesu begonnen sein. In meiner Heimat sagt man, wenn man zu einer Arbeit geht, jedenfalls unter frommen Leuten: „Im Namen Jesu“ oder „im Namen Gottes“. Und das bedeutet, daß man alles das, was man da tun will, zur größeren Ehre Gottes, mit seiner Kraft und unter seinem Segen tun will - im Namen Jesu, im Namen Gottes.

Den Namen Jesu sollen wir aber auch anrufen in Not und Gefahr. Er ist ja ein mächtiger Name. Er ist mächtig, uns Hilfe zu bringen. Im Jahre 1278 stürmte das tschechische Heer unter König Ottokar von Böhmen mit vierfacher Übermacht gegen die Truppen der Österreicher und der Deutschen an. Die Tschechen hatten den Schlachtruf „Prag! Prag!“ Die Österreicher und die Deutschen riefen „Christus! Christus!“ Und sie haben unter Anrufung dieses Namens den herrlichen Sieg auf dem

Marsfelde errungen. Und als Jahrhunderte später das türkische Heer vor Wien lag, da wurde im Jahre 1683 der große Sieg errungen mit dem Schlachtruf „Jesus und Maria!“

Der Name Jesu soll vor allem auf unseren Lippen sein in der Todesstunde. Da ist die Gefahr besonders drängend, da versuchen die Dämonen noch einmal den Menschen für sich zu gewinnen, da brauchen wir die Hilfe dieses Namens. Da müssen wir uns an Stefanus erinnern, der mit diesem Namen auf den Lippen gestorben ist: „Jesus, nimm meinen Geist auf!“ Das ist also das erste, was uns im 2. Gebot auferlegt wird, den Namen Jesu mit Andacht und Rührung anzurufen.

Das zweite: Wir müssen alles, was mit Gott im Zusammenhang steht, heilige Orte, heilige Zeiten, heilige Handlungen, heilige Personen in Ehren halten. Selbstverständlich sind in erster Linie die gottgeweihten Personen in Ehren zu halten, unter ihnen wiederum die sakramental geweihten, also die Priester. Den Priestern ist Ehre und Ehrfurcht darzubringen, weil sie die Diener des höchsten Herrn sind. Als der König Alexander von Griechenland nach Jerusalem kam, da gingen ihm der Hohepriester und die Priester der Stadt entgegen. König Alexander beugte vor ihnen das Knie. Als seine Begleiter ihn fragten, weshalb er das tue, gab er zur Antwort: „Nicht ihn, den Menschen, sondern den Gott, dem er dient, habe ich geehrt.“ Und das ist auch heute noch der Grund, warum wir die Priester ehren; nicht wegen ihrer menschlichen Vorzüge und schon gar nicht wegen ihrer menschlichen Schwächen, sondern weil sie Diener des höchsten Gottes sind. Deswegen werden sie geehrt.

Der Graf Rudolf von Habsburg war einmal auf der Jagd. Da begegnete er einem Priester, der das Allerheiligste zu einem Kranken trug. Er stieg von seinem Pferde, übergab das Pferd dem Priester, und als er es ihm nach dem Versehngang zurückbringen wollte, da beließ er es ihm, weil dieses Pferd in der Hand des Priesters den Heiland getragen hatte. Wir sollen die Diener des höchsten Gottes ehren, weil wir in ihnen Gott ehren.

Ähnliches, wenn auch in abgeschwächter Weise, gilt für die heiligen Orte: Kirche, Kapelle, Altar. Wir sollen die heiligen Orte in Ehren halten, denn sie sind Zelte des Allerhöchsten, Häuser Gottes. Die katholischen Kirchen sind im wahren Sinne Häuser Gottes. In ihnen hat Gott sein Zelt aufgeschlagen, denn der Herr, der in der heiligen Messe auf den Altar herabgerufen wird, bleibt bei uns. Es kann ja immer noch einer kommen, der kommunizieren will. Es haben längst nicht alle kommuniziert. Es kann ein Kranker ihn rufen. Da muß er warten, und er wartet auch auf die Liebe, die die Seinen ihm entgegenbringen. Er wartet, daß sie zur Anbetung kommen, zur Verehrung, daß sie ihre Not vor ihm ausschütten. Deswegen bleibt er, bleibt er im Tabernakel bei uns. Dieser großen Gnade entsprechend müssen wir uns im Gotteshaus bewegen, müssen also mit Ehrfurcht im Gotteshaus uns aufhalten, müssen uns an den Herrn erinnern, der die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, aus dem Vorhof des Tempels vermutlich, getrieben hat. Sie haben ja an sich nichts Unrechtes getan, diese Männer und Frauen. Sie haben das gekauft und verkauft, was für das Opfer notwendig war. Aber der Geschäftsbetrieb und der damit verbundene Geschäftsgeist war es offenbar, was den Herrn so in Erregung gebracht hat, daß er sie mit einem Stricke hinaustrieb und daß er die Tische umstürzte: „Ihr habt das Haus meines Vaters zu einer Räuberhöhle gemacht“ - dieses Haus, das doch ein Bethaus ist.

Und so müssen wir auch schließlich Ehrfurcht haben vor den heiligen Handlungen, vor den Gottesdiensten. Man soll auch, wenn man privat betet, allein im Kämmerlein, eine angemessene Haltung beobachten. Es ist keine Sünde, im Liegen zu beten, und es ist auch keineswegs verboten. Aber es ist besonders ehrenhaft, wenn wir beim Beten knien oder stehen. Erst recht gilt eine angemessene Haltung im Kirchenraum. In südländischen Kirchen gibt es ja manchmal gar keine Sitzbänke. Die Gläubigen stehen die ganze Zeit des Gottesdienstes oder knien. In Deutschland sind seit unvordenklichen Zeiten Sitzbänke eingerichtet, und wir dürfen sie benutzen. Es ist keine Verunehrung Gottes, wenn man sitzt, vor allem, wenn man nicht knien oder nicht stehen kann, wie es bei alten Leuten häufig der Fall ist. Aber wir sollen wenigstens bei den Gelegenheiten, wo es angemessen ist, knien oder stehen; also knien vor allem zur heiligen Wandlung und stehen vor allem zur Verkündigung des Evangeliums. Es gibt eben Haltungen, die dem religiösen Tun mehr angemessen sind als andere, und wir sollen sie nicht leichtfertig aufgeben, wie es mancherorts geschieht, mit Schneidersitz-Messen und ähnlichem Zirkus. Nein, meine lieben Freunde, *domum tuam decet sanctitudo* - deinem Haus, o Gott, ziemt eine ehrfürchtig heilige Haltung. Das ist also das zweite, was das 2. Gebot von uns verlangt. Wir sollen Gottes Diener, seine heiligen Orte und Gegenstände und die heiligen Handlungen hochhalten.

Und das dritte schließlich, was dieses Gebot von uns verlangt: Wir sollen Gott loben wegen seiner Herrlichkeit, vor allem, wenn er seine Macht und seine Liebe an uns geoffenbart hat. Beispiele bietet dir Heilige Schrift in Fülle. Als die drei Jünglinge im Feuerofen von den Flammen nicht verzehrt wurden, da stimmten sie den Lobgesang an, den wir Priester noch heute jede Woche einmal beten, den wunderbaren Lobgesang der drei Jünglinge im Feuerofen. Als Tobias das Augenlicht wieder erhielt, da dankte er Gott für diese große Gunst. Als Maria mit ihrer Base Elisabeth zusammentraf, da entrang sich der Brust, dieser begnadeten Frau das wunderbare Magnificat: „Hochpreiset meine Seele den Herrn!“ Und der Priester Zacharias, der von seiner Stummheit geheilt wurde, hat uns das wunderbare Benedictus, das „Hochgepriesen sei Gott, der uns Erlösung bereitet hat“ geschenkt.

Ähnlich sollen auch wir, meine lieben Freunde, wenn wir Gottes Offenbarung, seine Macht, seine Hilfe, seine Güte erfahren haben, Gott danken. „Dank sei Gott!“ „Gott sei Dank!“ Diese Worte sollen uns aus dem Herzen kommen, nicht bloße Floskeln bleiben. Sie werden auch von Weltmenschen gebraucht, die nichts glauben. Aber nein, wir sollen aus gläubigem Herzen sagen: „Dank sei Gott!“ „Ehre sei dem Vater!“ „Gelobt sei Jesus Christus!“

Der evangelische Dichter Klopstock berichtet einmal, wie er ergriffen war, in katholischen Gegenden den wunderbaren Gruß „Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen“ zu hören. Dieser Gruß, meine lieben Freunde, ist heute fast ausgestorben. Als ich ein Knabe war, war das der selbstverständliche Gruß, mit dem wir die Sakristei betreten haben: „Gelobt sei Jesus Christus.“ Und der Priester antwortete: „In Ewigkeit. Amen.“ Und wenn man aus der Sakristei ging, so hat man wieder diesen Gruß angewendet. Heute sagen die Kinder „Guten Morgen“. Was ist das eine Verarmung, eine Aushöhlung im Heiligtum!

Wir wollen uns angewöhnen, nicht in frömmelnder Weise, aber in einer gesunden Gottesverehrung den Namen Gottes aus Dankbarkeit in den Mund zu nehmen. „Ich will den Namen des Herrn preisen. Sein Lob sei allezeit in meinem Munde!“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (9)

(Über die Verfehlungen gegen den Namen Gottes)

24.08.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“ So heißt das 2. Gebot Gottes. Am vergangenen Sonntag haben wir erkannt, was das positiv bedeutet und von uns verlangt, nämlich Ehrfurcht vor Gott und allem, was mit Gott in Beziehung steht, zu haben. Heute wollen wir sehen, was negativ in diesem Gebot enthalten ist, d.h. was es verbietet, was wir meiden und wovon wir uns hüten müssen, wenn wir dem Gebote Genugtuung leisten wollen: „Du sollst den Namen Gottes nicht eitel nennen!“

Das Gebot verbietet erstens, daß wir den Namen Gottes leichtfertig aussprechen. Der Name Gottes ist heilig. Er hat seine Stelle im Gebet, im Rufen zu Gott, im Gottesdienst. Aber er ist nicht ein Kraftausdruck. Er ist auch nicht ein Verlegenheitsausdruck. Er ist nicht ein Ausdruck des Jammers und der Klage oder auch des Entzückens. Wir dürfen also den Namen Gottes nicht bei allen möglichen Gelegenheiten gebrauchen, die dafür gar nicht geeignet sind. „Mein Gott, mein Gott!“ Wie leicht kommt das über unsere Lippen, auch wenn es gar nicht religiös gemeint ist.

Die Menschen gebrauchen den Namen Gottes zu unbedacht. Dadurch wird der Name Gottes entweiht, entheiligt, seiner eigentlichen Bedeutung entfremdet. Wir sollten uns andere Ausdrücke, die ja vielleicht psychologisch notwendig sind, um eine gewisse Entlastung zu bewirken, angewöhnen, etwa statt „Mein Gott“ „Meine Güte“. Das ist eine gewisse Hilfe für solche Verlegenheitssituationen, in denen wir nach einem Wort suchen, das unsere innere Stimmung zum Ausdruck bringt. Aber wir sollten uns abgewöhnen, Gott, den Himmel, den Herrgott, das Sakrament oder irgend etwas, was mit Gott in Verbindung steht, leichtfertig auszusprechen. Und wir sollten es bei anderen höflich, schonend selbstverständlich, rügen, wenn sie den Namen Gottes leichtfertig im Munde führen. „Du sollst den Namen Gottes nicht vergeblich gebrauchen!“ So heißt es im Alten Bunde. Vergeblich heißt eben in einer Lage, wo er gar nicht angemessen gebraucht wird.

Viel schlimmer freilich als der leichtfertige Gebrauch des Namens Gottes ist zweitens das Fluchen. Was ist das Fluchen? Das Fluchen ist das Anwünschen von Bösem im Zorne unter Anrufung des Namens Gottes. Wer flucht, der wünscht einer Person oder einer Sache im Zorn unter Anrufung Gottes Böses. Fluchen ist die Sprache der Hölle. Man kann einen Menschen nach seiner Sprache beurteilen, sein Herkunftsland feststellen, wenn er den Mund auftut. Die Kirchenväter sind einmütig der Auffassung, daß der Flucher, daß der gewohnheitsmäßige Flucher ein Mensch ist, der zur Hölle unterwegs ist. Das Fluchen kann man beobachten bei der Arbeit. Wenn etwas nicht gelingt, dann fluchen die Menschen, verfluchen ihr Werkzeug. Man kann es aber auch erleben bei Menschen. Der heilige Augustinus berichtet von einer Mutter, die von ihren Kindern geschlagen wurde, die daraufhin ihre Söhne verflucht hat. Die Söhne wanderten unsterblich umher, ruhelos, beladen mit dem Fluche der Mutter, bis sie in Hippo, also in seiner Bischofsstadt, durch die Auflegung der Reliquien des heiligen Stefanus geheilt wurden.

Gott scheint den Flucher häufig damit zu bestrafen, daß er den Fluch in Erfüllung gehen läßt. Der Landmann, der unter Flüchen sein Land beackert, wird gestraft durch Mißwachs. Der Arbeiter, der seine Arbeit verflucht, wird durch Mißlingen der Arbeit gestraft. Die mißhandelte Kreatur steht gleichsam auf gegen den Mißhandler. So ist also das Fluchen gewöhnlich, wenn es mit Überlegung getan wird, eine schwere Sünde. Es ist eine Sünde, die zur Gewohnheit werden kann, und die ge-

wohnheitsmäßige Sünde des Fluchens ist ohne Zweifel eine solche, daß sie vom Reiche Gottes ausschließt.

Was an dritter Stelle durch das 2. Gebot Gottes verboten wird, ist unehrerbietiges Verhalten gegenüber heiligen Personen, gottgeweihten Personen, gegen gottesdienstliche Handlungen und gegen heilige Orte. Gott setzt sich eben gleich mit seinen Dienern, mit seinen Priestern, mit seinen Propheten, und wer sie anrührt, der rührt ihn an. Die Priester und Propheten, die vor Gott versagen, werden ihre furchtbare Strafe erleiden. Aber das hindert nicht, daß aufgrund ihrer Funktion und ihres Dienstes Gott sich mit ihnen identifiziert. „Wer euch hört, hört mich.“ Aber auch: „Wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Es ist deswegen gefährlich, die Diener Gottes anzugreifen. Ebenso ist es bedenklich, heilige Handlungen oder heilige Gegenstände unehrerbietig zu behandeln. Aus dem Alten Bunde wird uns mehrfach von solchen Freveln berichtet. Die Söhne des Hohenpriesters Heli störten die Opferhandlungen. Sie stahlen das Opferfleisch, nahmen das beste Fleisch, das da von den Israeliten gebracht wurde, für sich und sie wurden furchtbar gestraft. Der Israelit Oza wagte es, die Bundeslade zu berühren, dieses heilige Gerät, das die Gegenwart Gottes versinnbildete. Er fiel augenblicklich tot um. Der König von Ozias drang in das Heiligtum ein und wollte hier räuchern. Er wurde dafür mit dem Aussatz bestraft. Und die Knaben, die dem Propheten Elisäus verspotteten: „Kahlkopf! Kahlkopf“, wurden von Bären zerrissen. Das alles sind Beispiele, wie Gott sich für sein Eigentum und für seine Diener einsetzt. Es ist gefährlich, mit Gottes Eigentum zu spielen oder seinen Spott zu treiben.

An vierter Stelle verbietet das 2. Gebot die Gotteslästerung. Gotteslästerung begeht, wer gegen Gott, seine Heiligen oder heilige Gegenstände Schmähworte ausstößt. Die Gotteslästerung hat eine alte Geschichte, und immer in Zeiten besonderer Krisen wächst die Gotteslästerung furchtbar an. Im Kriege wurde einmal ein verwundeter Soldat, der vom Glauben abgefallen war, in ein katholisches Krankenhaus gebracht. An der Wand des Krankenhauses hing ein Kreuz mit unserem Heiland. Als er es sah, da fing er an zu schreien und zu toben: „Hängt den Kerl ab! Hängt den Kerl ab!“ Das war eine Gotteslästerung, denn unser Herr und Heiland ist kein Kerl! Er ist ebenedeit in alle Ewigkeit!

Wer Menschen Eigenschaften zuschreibt, die nur Gott zukommen, ist auch ein Gotteslästerer. Als die Israeliten beim König Herodes riefen: „Nicht eines Menschen, sondern eines Gottes Stimme,“ da lästerten sie Gott. Auch wer von Gott verächtlich spricht, lästert ihn. Vom König Alphons von Aragonien wird berichtet, daß er einmal gesagt hat: „Wenn ich bei der Schöpfung dabei gewesen wäre, hätte ich Gott gesagt, wie er es hätte besser machen sollen.“ Das ist eine Gotteslästerung. Gott lästert auch, wer einen Gottesraub begeht. Der Gottesraub besteht darin, daß man mit Gott in Beziehung stehende Dinge oder Handlungen in schimpflicher Weise behandelt. Die schlimmste Form des Gottesraubes ist der unwürdige Empfang der Sakramente, ein Sakrileg. Der unwürdige Empfang der Sakramente raubt Gott etwas, was dem Menschen nicht zusteht, weil er nicht würdig ist. Und es ist zu den furchtbarsten Geschehnissen unserer Zeit zu rechnen, daß über den Gottesraub nicht mehr gepredigt und nicht mehr gelehrt wird, ja daß von manchen Geistlichen der unwürdige Empfang der Sakramente gleichsam forciert wird. Heilig das Heilige behandeln, das ist ein ehernes Gesetz im Reiche Gottes. Die Gotteslästerung ist schlimmer als alle anderen Sünden, denn die anderen Sünden wenden sich nur mittelbar gegen Gott, indem sie eben seine Geschöpfe unangemessen behandeln. Die Gotteslästerung dagegen richtet sich unmittelbar gegen Gott. Das ist eine Sünde mit erhobener Hand. Hier versucht der Mensch, am Throne Gottes zu rütteln. Das ist eine der furchtbarsten Sünden, die der Mensch begehen kann. Und Gott läßt seiner nicht spotten!

Der König Belsazar von Babylonien hatte die heiligen Geräte aus dem Tempel von Jerusalem geraubt, und als ein Zechgelage im Gange war, da ließ er sie bringen und trank aus ihnen mit seinen Genossen. Da erschien die Hand an der Wand, die da schrieb: „Mene - tekel - phares“ - gezählt, gewogen und zu leicht befunden. In derselben Nacht noch drangen die Feinde in das Land ein und stürzten den König vom Throne und töteten ihn. Gott läßt seiner nicht spotten! Der assyrische König Senncherib, der gegen Gott die Hand erhob, wurde geschlagen, getötet, und von seinen Soldaten gingen 200.000 zugrunde. Der König Herodes Agrippa wurde plötzlich von heftigen Leibschmerzen befallen und starb unter entsetzlichen Qualen, wie die Schrift sagt, von Würmern zerfressen. Gott läßt seiner nicht spotten!

Wir, meine lieben Freunde, wollen uns diese furchtbaren Beispiele der Strafen Gottes zu Herzen nehmen, wollen den Namen Gottes ehren, in Ehrfurcht in unserem Herzen tragen, mit Ehrfurcht von unseren Lippen strömen lassen, wollen vor der Majestät Gottes in heiliger Ehrfurcht dienen, ihm, dem unsterblichen König, ihm, dem alles gehört, dem heiligen, dreimal heiligen, unsterblichen Gott, ihm sei unser ehrfürchtiger Dienst geweiht, jetzt und allezeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (10)

(Über die Pflicht zur Sonntagsheiligung)

07.09.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Gedenke, daß du den Sabbat heiligest!“ So lautet das 3. Gebot, das Gott seinem Volke gegeben hat. Die Heiligung des siebenten Tages hat tiefe Wurzeln. Vermutlich ist sie schon ein Naturgesetz. Der siebente Tag ist ja der vierte Teil des Mondmonats. Der Mondmonat zählt 28 Tage, also vier mal sieben, und dieser Rhythmus scheint dem Menschen irgendwie von der Natur vorgezeichnet zu sein, daß er sechs Tage arbeitet und am siebenten Tage ruht. Aber ruht nicht nur, um von der Arbeit zu lassen, sondern ruht, um Gott anzubeten. Denn das ist der erste und tiefste Sinn des Sabbats, daß du den Herrn an diesem Tage anbetest. Heiligen heißt den Herrn anbeten! Der Sabbat ist von Gott eingesetzt, damit der Mensch seinen Blick zu seinem Schöpfer richtet, ihm dankt, ihn lobt, ihm Sühne leistet und seine Bitten vorbringt. Der Sabbat ist ein Tag der Besinnung. Der Mensch soll über der Arbeit der Erde den Himmel nicht vergessen. Der Sabbat ist von Gott eingesetzt, damit der Mensch seine Geschöpflichkeit im Angesichte Gottes bejaht.

Gewiß ist das nur möglich, wenn sich der Mensch freimacht von der Tagesarbeit. Die Erwerbsarbeit ist regelmäßig hinderlich, daß man seinen Geist zu Gott erhebt, daß man Gottesdienst, gemeinsamen Gottesdienst, hält. So soll also die Freiheit von Arbeit Raum schaffen für die Gottesverehrung.

Aber Gott ist auch ein sozialer Gott, d.h. er weiß, daß der Mensch Ruhe braucht, daß er in bestimmten Intervallen, in gewissen Abständen ruhen muß, wenn seine Arbeitskraft sich nicht vorzeitig erschöpfen soll. Wer ständig, ohne Pause und ohne Rast arbeitet, der zerstört seine Kraft und seine Gesundheit vor der Zeit. Darum hat Gott auch den sozialen Gesichtspunkt berücksichtigt, denn das Gebot Gottes fährt ja fort: „Sechs Tage sollst du arbeiten und deine Geschäfte tun!“ Sechs, also nicht sieben. Die Menschen haben versucht, diesen Rhythmus zu zerstören. Wenn Sie die Berichte unserer Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion lesen, da können Sie vielfach feststellen, daß die sowjetische Gewahrsamsmacht keinen Unterschied zwischen Sonn- und Werktagen kannte. In vielen Lagern mußten unsere gefangenen Soldaten am Sonntag genauso arbeiten wie am Werktag. Das ist die Frucht des Bolschewismus.

Es ist schon einmal ein solches Experiment gemacht worden, den Sonntag abzuschaffen, nämlich in der Französischen Revolution. Damals führte man den Dekadi ein, den zehnten Tag. Neun Tage wurde gearbeitet und nur am zehnten ein Ruhetag eingeschaltet. Die Probe dieses Experimentes ist unglücklich ausgefallen. Selbst die Anhänger der Revolution haben sich nicht an diese Ordnung gewöhnen können. Sie haben dagegen aufbegehrt. Die Arbeiter in den staatlichen Waffenfabriken Frankreichs haben den siebenten Tag als Feiertag nicht missen wollen.

Nun erhebt sich freilich eine schwierige Frage, denn wir feiern ja nicht den Sabbat, also den Samstag, wir feiern den Sonntag. Ja, ist das nicht ein Abgehen vom Gebote Gottes: „Gedenke, daß du den Sabbat heiligest“? Der Sonntag ist der erste Tag der Woche, und der Sabbat sollte der siebente sein. Ich habe eine Schulfreundin gehabt, die zu einer Sekte übergegangen ist, nämlich zu den Adventisten. Und diese Adventisten sind Anhänger der Sabbathheiligung, und ich hörte einmal von ihr die Frage, wie die Kirche es verantworten könne, daß sie vom Gebote Gottes abgehe, nicht den Sabbat, sondern den Sonntag zu heiligen.

Zunächst einmal ist davon auszugehen, daß Gott einen Tag in der Siebentagewoche für die Heiligung und für die Ruhe bestimmt hat, einen Tag. Daran hat die Kirche nie gerüttelt. Aber sie hat den Sabbat durch den Sonntag ersetzt. Dazu ist sie durch den Gang der Heilsgeschichte legitimiert. Das ist ein Ausdruck der Ablösung der alttestamentlichen Heilsordnung durch die neutestamentliche. Denn die Begründung des Sabbats wurde im Alten Testament dadurch gesucht, daß man sagte: Gott hat sechs Tage die Welt geschaffen und am siebenten geruht. Das ist natürlich menschlich gesprochen, denn Gott braucht keine Ruhe, er ist die Ruhe, und er wird nicht müde, wenn er schafft. Das sind also anthropomorphe Begriffe und Bilder, mit denen man die Sabbatruhe in Gottes Anordnung zu verankern versucht hat. Der Neue Bund ist eine neue Heilsordnung, und dieser Neue Bund hat seinen Grund und seine Wurzel im Auferstehungstage Jesu. „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat.“ Das ist der Tag, der zu heiligen ist. Das ist der Tag, auf den in der Vollmacht, die der Kirche gegeben ist, die Heiligung im Neuen Bunde fällt. An einem Sonntag ist der Herr von den Toten auferstanden. An einem Sonntag hat er den Geist über sein Volk ausgegossen. So ist der Sonntag der heilige Tag des neutestamentlichen Bundesvolkes. Darum hat die Kirche in der Vollmacht, die ihr geworden ist, die Heiligung vom Sabbat auf den Sonntag übertragen. Sie kann das, weil der Herr es ihr überantwortet hat.

Wir haben soeben in der heutigen Lesung gehört, wie sich der Herr gegen eine falsche Auslegung der Sabbathheiligung gewandt hat. Man soll den Tag des Herrn grundsätzlich freihalten von Arbeit. Aber es gibt unaufschiebbare Arbeiten. Ein Ochse, der am Sonntag in die Grube fällt, muß wieder herausgezogen werden, denn er könnte ja da unten verhungern und verdursten. Es gibt Arbeiten, die nicht unterlassen werden dürfen, etwa in der Versorgung der Menschen, im Krankenhaus, in den Elektrizitätswerken, bei den Verkehrsbetrieben. Gewiß ist dem Menschen auferlegt, alles Überflüssige und alles nicht Notwendige zu vermeiden. England kann uns ein Vorbild sein in der Sonntagsheiligung, denn da wird sie gewöhnlich strenger genommen als in vielen anderen Ländern. Aber ungeachtet dieser hohen Strenge ist daran festzuhalten, daß es Arbeiten gibt, die auch am Sonntag gestattet sind. Sie sollten nur auf das Notwendigste eingeschränkt werden, und sie sollten den Menschen nicht hindern, die Pflicht zu erfüllen, die die Kirche an dem Sonntag festgelegt hat durch das zweite Kirchengebot, nämlich eine heilige Messe mit Andacht zu hören.

Das Herz des Sonntags ist tatsächlich die heilige Messe. Sonntag nennen wir diesen Tag, nicht wegen der irdischen Sonne, die geht ja auch an den Werktagen auf, sondern weil die Sonne des Heiles am Sonntag aufgegangen ist, nämlich Christus, der Auferstandene. Das ist der Grund, warum der Sonntag diesen Namen trägt. Die Sonne des Heils ist uns aufgeschienen angesichts des verklärten Christus. Und diese Sonne des Heiles strahlt nirgends heller und wirksamer als im Meßopfer der heiligen katholischen Kirche. Deswegen die strenge Pflicht, jeden Sonntag die heilige Messe, eine ganze heilige Messe, andächtig mitzufeiern. Das ist der Grundquell des Heiles.

Ich habe Menschen gekannt, meine lieben Freunde, die tief in Sünden verstrickt waren, die jahrelang keine Sakramente empfangen, aber die jeden Sonntag in die Messe gingen. Ich habe noch nie erlebt, daß einer dieser Menschen vor seinem Tode nicht die Gnade der Bekehrung empfangen hätte. Ich glaube, man kann sagen: Wer in die Sonntagsmesse geht, geht nicht verloren. Das ist die Überzeugung, die ich in 35 Priesterjahren gewonnen habe. Der Sonntag ist für den Katholiken unentbehrlich. Der Nichtkatholik mag in seiner Bibel lesen, das mag ihm genügen, dem Katholiken genügt es nicht. Er muß am Sonntag an dem heiligen Opfer teilnehmen, das seine Kraftquelle und die Quelle seines Trostes ist.

Den Sonntag heiligen. Das ist uns aufgegeben. Wir sollen die Sonntagsfeier der Messe möglichst noch erweitern und verbreitern, indem wir an der nachmittägigen Andacht teilnehmen oder indem wir zu Hause beten, indem wir in der Heiligen Schrift oder in einem frommen Buche lesen. Das kann dazu kommen, das soll dazu kommen. Ich war einmal in Österreich auf einer Alm, also auf einer Wirtschaft oben in den Alpen, wo die Menschen bei den Tieren monatelang ausharren, ohne die Möglichkeit der Sonntagsmesse. Aber da lernte ich ein Geschwisterpaar kennen, einen Bruder und seine Schwester, etwa im Alter von 70 - 75 Jahren. Jeden Sonntag lasen sie in der Postille, also in jenem herrlichen Buch, in dem die Sonntagsevangelien niedergelegt und erklärt sind mit Beispielen aus der Heiligenwelt und aus der Geschichte der Kirche. Auch das ist eine Form der Sonntagsheiligung.

Wir, die wir das Glück haben, am Sonntag einer heiligen Messe beiwohnen zu dürfen, wir sollten Gott danken, wir sollten diesen Tag heiligen, ihm, dem unsterblichen, alleinigen, ewigen, heiligen Gott Lob und Dank darbringen für das große Geschenk seiner Offenbarung.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (11)

(Über den Wert und die Bedeutung der Arbeit)

14.09.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das 3. Gebot Gottes befiehlt uns, den Sonntag zu heiligen. Eng mit ihm verbunden, ja gar nicht zu erklären ist dieses Gebot, wenn man nicht von der Arbeit spricht. Denn der nächste Satz im Buche Exodus lautet gleich: „Sechs Tage sollst du arbeiten!“ Gott hat das Gebot der Arbeit gegeben. Dieses Gebot ist so alt wie der Mensch. Das Tier sammelt aus Instinkt, der Mensch arbeitet, planmäßig, zielbewußt. Schon im Anfang, im Paradies, hat der Mensch gearbeitet. Das Paradies war kein Schlaraffenland wie im Märchen, denn es heißt: „Gott setzte den Menschen in den Garten Eden, daß er ihn bewache und bearbeite.“ Die Arbeit des Menschen, der mit Gott und der Welt im Einklang war, war freilich eine Lust. Sie war eine Freude, ein Vergnügen für den Menschen. Ja, sie war, wenn man so sagen will, eine Erholung.

Seit der Sünde ist die Arbeit eine Mühe. Seit der Sünde ist zu der Arbeit die Erfolglosigkeit, der Schweiß, die Plackerei gekommen. Seit der Sünde, seit dem Sündenfall heißt es: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Also es ist wohl zu unterscheiden: die Pflicht zur Arbeit, die dem Menschen kraft seines Menschseins zukommt, und die Mühsal der Arbeit, die aus der Sünde, aus der Ur- und Erbsünde stammt.

Christus hat die Arbeit zudem erhoben und geheiligt, weil er selbst arbeiten wollte. Sein ganzes Leben war Arbeit, zuerst körperliche, dann geistige Arbeit, aber gearbeitet hat er zeit seines Lebens. Damit hat er eine Lehre gegeben, die angesichts der Zeitverhältnisse sehr angebracht war. Denn die herrschenden Schichten von damals hielten es unter ihrer Würde, zu arbeiten. Die ermüdende, die körperliche Arbeit war in der Welt des Hellenismus den Sklaven überlassen. Der freie Mann arbeitete nicht in diesem Sinne, er beschäftigte sich mit Politik, mit der Leitung des Staatswesens. Christus hat auch die körperliche Arbeit erhoben und geheiligt. Als Sohn eines Handwerkers - Bauhandwerkers vermutlich - wurde er angesehen, und er hat jahrzehntelang bei seinem Pflegevater gearbeitet und dann in seiner öffentlichen Wirksamkeit die Tätigkeit gewechselt, aber nicht aufgegeben. So haben es ihm viele, viele nachgemacht. Paulus war bekanntlich nicht nur ein großer Theologe, sondern hat auch ein Handwerk gelernt. Er war Zeltmacher, und er hat dieses Handwerk ausgeübt, um niemandem zur Last zu fallen. Wir wissen von großen Heiligen, die körperlich gearbeitet haben. Der heilige Bischof Hilarius von Poitiers arbeitete auf dem Felde, und der weise Mönchsvater Benedikt hat seinen Mönchen nicht nur geistige Tätigkeit, sondern auch körperliche Arbeit verordnet.

Ich war einmal als Theologiestudent in dem Benediktinerkloster Schäftlarn bei München. Ich habe dort erlebt, wie die älteren Patres, die teilweise schon im Pensionsalter waren, nicht nur in der Schule tätig waren - das Kloster unterhält ja ein Gymnasium -, sondern auch im Garten und auf dem Feld sich nützlich machten, eingedenk der Weisungen ihres Mönchsvaters Benedikt. Kaiser Joseph II. von Österreich führte den Pflug in Raubnitz bei Mähren. König Ludwig XVI. von Frankreich war ein tüchtiger Schlosser. Und die Hohenzollern hatten ein Hausgesetz, wonach jedes Mitglied ein Handwerk lernen mußte.

Alle diese Beispiele weisen darauf hin, welchen hohen Wert die Arbeit, auch und gerade die körperliche Arbeit, besitzt. Die Arbeit ist eine Pflicht. Sie ist eine Pflicht vor allem, wenn sie Berufsarbeit ist. Es gibt in der Welt verschiedene Stände. Das Wort „Stand“ kommt von „stehen“ und hängt zusam-

men mit „beständig“. Ein Stand ist eben eine Verfassung des Lebens, in der man ständig tätig ist. Die Stände sind von Gott geschaffen oder wenigstens angelegt, denn aus den Notwendigkeiten und Bedürfnissen der Gesellschaft ergeben sich der Nährstand und der Wehrstand und der Lehrstand, um nur einige dieser Stände zu nennen.

Eng mit dem Stand verbunden ist der Beruf. Beruf hängt mit „Berufung“ zusammen. Man soll möglichst einen Beruf wählen, zu dem man sich berufen fühlt. Freilich ist das nicht ein bloßes, unsicheres Meinen, die Berufung, sondern sie ist ein klares Erkennen. Berufung hat immer zwei Merkmale, nämlich Eignung und Neigung. Man muß körperlich und seelisch für den Beruf geeignet sein, also die Fähigkeiten dazu besitzen. Und man muß Neigung verspüren, also ein Hingezogensein, einen Drang, diesen Beruf zu übernehmen und auszuüben. Wenn man dann diesen Beruf erwählt hat, ist die Berufsarbeit das Wichtigste im ganzen Leben. In der Berufsarbeit wirkt man oder verspielt man sein Heil.

Bei Seligsprechungsprozessen lautet eine der ersten Fragen immer: Wie hat der oder die Selige ihren Beruf ausgeübt? Denn die Berufsarbeit ist uns von Gott aufgetragen. Sie ist Gott wohlgefällig, und es gibt kein schlimmeres Sich-Verfehlen, als wenn man meint, man müsse die Berufsarbeit zugunsten von Frömmigkeitsübungen geringschätzen oder aufgeben. Nein, eher muß man Frömmigkeitsübungen aufgeben als die Berufsarbeit. Erst kommt der Beruf, erst kommt das, wozu Gott uns gerufen hat, erst kommt die Arbeit im Dienste des Nächsten, und dann kommen die Frömmigkeitsübungen. Wir verfehlen unser Leben, wenn wir unsere Berufsarbeit nicht ernst nehmen, wenn wir uns nicht auszeichnen in unserem Beruf.

Diese Arbeit sollen wir verrichten in der Gesinnung des Dienstes an Gott und dem Nächsten. Wir sollen vor der Arbeit und bei der Arbeit und nach der Arbeit zu Gott unseren Blick erheben. Vor der Arbeit, indem wir die gute Meinung erwecken. Es gibt so schöne Gebete, um die gute Meinung hervorzurufen. „O Gott, komm meinem Handeln mit deinen Eingebungen zuvor und begleite es mit deiner Hilfe, damit all mein Reden und Tun stets von dir seinen Ausgang nehme und durch dich seine Vollendung finde!“ Wie schön, dieses Gebet zur Erweckung der guten Meinung! Während der Arbeit sollen wir immer wieder aufschauen zu Gott und unsere gute Meinung erneuern. „Alles meinem Gott zu Ehren!“ Indem wir Stoßgebete sprechen, indem wir die Hilfe Gottes anrufen. „O Gott, komm mir zu Hilfe! Herr, eile, mir zu helfen!“ Wenn der Priester sein Morgengebet im Brevier betet, da kommt eine Anrufung vor, die dreimal gesprochen wird: „O Gott, komm mir zu Hilfe! Herr, eile, mir zu helfen!“ Warum denn dreimal? Das erklärt sich aus der Entstehung dieses Gebetes. Denn das Brevier kommt ja aus dem Kloster. Das Brevier ist zuerst von den Mönchen eingeführt und geschaffen worden. Und jeder dieser Mönche nahm seine Tätigkeit auf dem Feld, im Garten, in der Küche, in der Wäscherei auf mit dem Rufe: „O Gott, komm mir zu Hilfe! Herr, eile, mir zu helfen!“ Deswegen das dreifache Anrufen, auch wenn der Priester einsam für sich sein Brevier betet. So sollen wir also unsere Arbeit gleichsam durchwirken, indem wir zu Gott aufschauen. Wir sollen so arbeiten wie die Engel. Sie verrichten ihren Dienst bei den Menschen, aber sie hören nicht auf, das Antlitz Gottes zu schauen. Wir sollen es machen wie der Schiffer, der immer wieder nach dem Kompaß schaut, um den Kurs nicht zu verlieren.

Nach der Arbeit sollen wir danken, daß wir arbeiten durften, daß wir etwas schaffen und leisten durften. Es gibt wenige Gefühle, die so beglückend sind, meine lieben Freunde, wie das Gefühl getaner Arbeit, erfüllter Pflicht.

Und so trägt denn auch die Arbeit ihren Lohn in sich selbst. Wer arbeitet, fühlt sich nicht überflüssig, er entbehrt der Langeweile, er ist zufrieden und heiter gestimmt. Mag die Arbeit ermüdend sein und mag sie uns den Schweiß austreiben, aber das Bewußtsein, etwas schaffen und leisten zu dürfen, gehört zu dem Beglückendsten, was der Mensch erfahren kann.

Die Arbeit wehrt auch vielen Gefahren. Der Volksmund sagt nicht umsonst: „Müßiggang ist aller Laster Anfang.“ Derjenige, der sich müde arbeitet, wird viele Gefahren, wird viele Versuchungen nicht haben, die anderen, die müßig gehen, bereitet werden. Ich habe deswegen immer auch den Theologiestudenten in der Vorlesung gesagt: „Meine Herren, lernen Sie nicht nur aus Büchern, sitzen Sie nicht nur am Schreibtisch, sondern arbeiten Sie auch körperlich!“ Und wenn das nicht möglich ist, dann

wenigstens Sport treiben, auch das ist ja eine Art Arbeit. Aber es muß immer auch der Körper in die Arbeit einbezogen werden. Es erheben sich sonst Gefahren aus dem Körper.

Die Arbeit bringt irdischen Lohn. Wer arbeitet, hat etwas. Wer viel arbeitet, hat in der Regel mehr als jener, der wenig arbeitet. Der Gleichheitsgedanke kann ja übertrieben werden. Auch wenn man auf eine grüne Wiese zwei Männer setzen würde und jedem einen Spaten in die Hand gäbe, und sie sonst nichts hätten, sie also völlig gleich wären, so würde nach einer gewissen Zeit doch der eine mehr als der andere haben, weil er nämlich fleißiger und sparsamer ist. Die Gleichheit in den Chancen ist berechtigt, aber die Gleichheit in der Verteilung führt zur Ungerechtigkeit. Die Arbeitsamkeit muß ihren Lohn finden und die Faulheit ihre Strafe. Nicht umsonst zählt die Trägheit zu den Hauptsünden, denn aus der Trägheit quellen wie aus einem schmutzigen Loch viele andere Laster hervor.

So wollen wir also, meine lieben Freunde, den Sonntag heiligen. Aber wir wollen uns die Sonntagsheiligung dadurch besonders schätzenswert machen, daß wir die Woche über arbeiten, angestrengt arbeiten, etwas zu leisten versuchen, das Beste aus uns herauszuholen suchen, uns auszeichnen im Dienste Gottes.

Der große Joseph de Maistre, der französische Schriftsteller und Philosoph, hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Wer arbeitet, ist niemals ganz unglücklich.“ Ja wahrhaftig, wenn man arbeitet, wenn man arbeiten darf, kann man vieles leicht überwinden. Die Arbeit besitzt geradezu therapeutische Bedeutung für leidgebeugte, für schmerzgeplagte Menschen.

Außerdem ist der Arbeit der himmlische Lohn verheißen. „Jeder wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit,“ sagt der Apostel Paulus. So wollen wir also, meine lieben Freunde, nicht aufhören, angestrengt zu arbeiten, wollen wirken, solange es Tag ist, und hoffen auf den Lohn, den der Herr denen verheißen hat, die in seinem Dienste sich müde arbeiten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (12)

(Über die Pflicht, die Eltern zu ehren)

21.09.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohlergehe und du lange lebest auf Erden!“ So lautet das 4. Gebot im Dekalog. Dieses Gebot stellt uns drei Fragen, nämlich

1. Warum sollen wir Vater und Mutter ehren?
2. Wie sollen wir Vater und Mutter ehren?
3. Wie belohnt Gott den, der Vater und Mutter ehrt?

Die erste Frage lautet: Warum sollen wir Vater und Mutter ehren? Die Antwort heißt: Wir sollen Vater und Mutter ehren, weil sie Gottes Stellvertreter und unsere größten Wohltäter sind.

Die Eltern sind Gottes Stellvertreter. Indem sie uns das Leben schenken, nehmen sie an der Schöpfermacht Gottes teil, ja ihre Fähigkeit, Leben zu schenken, ist Ausdruck der Schöpfermacht Gottes. Als Stellvertreter nähren und lehren uns die Eltern, sie erziehen uns - alles im Auftrage und nach den Weisungen Gottes. Die Stellvertretung Gottes ist die Begründung ihrer Macht über die Kinder, sie ist aber auch die Grenze dieser Macht. Sie haben sich in allem als Statthalter Gottes zu verhalten. Wenn die Eltern dieser Aufgabe nachkommen, dann ist die Sorge um das Kind, um die Kinder ihre ständige Begleitschaft.

Im Drama „Rose Bernd“ von Gerhard Hauptmann heißt es zum Schluß: „Das eene“ - es ist ja in schlesischer Sprache geschrieben - „das eene habe ich gelernt, was eine Mutter ist, und was sie leiden muß.“ Ja wahrhaftig, was Eltern mit ihren Kindern durchmachen und mitmachen, das ist oft eine ungeheure Last des Leidens und der Schmerzen; in jedem Falle jahrelange Sorge, jahrelanges Mühen, jahrelange Aufopferung für die Kinder. Wir verstehen, daß die Eltern die größten Wohltäter ihrer Kinder sind.

Die zweite Frage lautet: Wie sollen wir Vater und Mutter ehren? Die Antwort heißt: Wir sollen sie ehren durch Achtung, Liebe und Gehorsam. Achtung erweisen wir den Eltern, indem wir sie im Herzen hochschätzen und diese Hochschätzung nach außen durch Wort und Tat beweisen. Äußere ohne innere Hochschätzung wäre Verstellung. Es muß zuerst im Herzen eine Hochschätzung der Eltern vorhanden sein, dann kann sie sich nach außen kundtun. Hochschätzung besagt eben eine Form der Achtung, des Aufblickens zu den Eltern. Solche Hochschätzung ist uns in der Heiligen Schrift bezeugt, etwa, wenn der ägyptische Josef seinen Vater vor aller Welt ehrte, indem er ihn Platz nehmen ließ an seiner Seite und sich zu ihm bekannte.

Es fällt nicht allen Kindern leicht, ihre Eltern hochzuschätzen, denn manche Kinder haben ihre Eltern in Situationen oder Lebensumständen erlebt, die dieser Hochschätzung nicht gerade günstig sind. Die Pflicht der Hochschätzung wird davon nicht berührt. Auch wenn die Eltern arm und ungebildet wären, auch wenn sie kein tugendhaftes Leben führten, den Eltern gebührt als Stellvertretern Gottes Hochschätzung.

Den Eltern müssen die Kinder Liebe erweisen. Liebe ist Wohlwollen und Wohltun. Wohlwollen heißt, daß die Kinder den Eltern das Gute wünschen müssen. Freilich darf es beim bloßen Wunsch nicht bleiben, die Kinder müssen den Eltern auch wohltun. Sie müssen sich ihrer annehmen, vor allem im Alter, in der Krankheit, in der Schwäche. Das Wohltun ist verlangt als Beweis des Wohlwollens. Als der spätere berühmte General Ziethen noch ein Knabe war, diente er als Page am Hofe König

Friedrichs I. von Preußen. Als Page mußte er manche Nächte im Vorzimmer des Königs wachen. Eines Nachts rief ihn der König, aber der Knabe hörte nicht, er war eingeschlafen. Der König ging hinaus und sah, daß er über einem Briefe eingeschlafen war, über einem Briefe, den er an seine Mutter geschrieben hatte. Und in diesem Briefe stand geschrieben: „Mutter, ich schicke Dir die 10 Taler, die ich beim König verdient habe, weil Du arm bist.“ Da war der König gerührt und steckte dem armen Knaben zwei Rollen Dukaten in die Tasche. Das war Wohltun, Wohltun an einer armen Mutter. Als der ehemalige englische Kanzler Thomas Morus hingerichtet worden war, wollte ihn niemand beerdigen, denn keiner mochte sich zu dem als Feind des Königs verschrienen Manne bekennen. Einzig seine Tochter Margarethe ging furchtlos hin und beerdigte den Vater. Das war Wohltun an einem als angeblichem Staatsverbrecher zum Tode verurteilten und hingerichteten Vater.

Achtung, Liebe und Gehorsam. Das ist das dritte, wodurch wir die Eltern ehren. Die Kinder sind den Eltern zum Gehorsam verpflichtet in allen erlaubten Dingen, solange sie unter der Gewalt der Eltern stehen. In jeder Gemeinschaft gibt es eine Ordnung von Befehl und Gehorsam, sonst kann eine Gemeinschaft überhaupt nicht bestehen. Das gilt auch für die Familie. Auch hier muß Befehl und Gehorsam die soziale Einung bewirken. Aber die Eltern haben das Recht, zu befehlen, nur in erlaubten Dingen, also in allem, was Gottes Willen gemäß ist. Sie dürfen nichts Unerlaubtes von den Kindern verlangen. Der Westgotenkönig Leovigild verlangte von seinem Sohne Hermenegild, daß er dem katholischen Glauben abschwöre und Arianer würde. Hermenegild saß in Sevilla im Gefängnis; als ihm der Befehl des Vaters überbracht wurde, dem katholischen Glauben abzuschwören, da sagte er dem Boten: „Richte dem Vater aus, ich verzichte auf seine Liebe, ich verzichte auf den Thron, ja ich verzichte auf mein Leben eher, als daß ich dem Glauben abschwöre.“ Er wurde vom eigenen Vater hingerichtet. Und das ist nicht der einzige Fall aus unseren Heiligenleben. Dasselbe ist Perpetua, dasselbe ist Vitus wiederfahren. Die Gerechtigkeit ist die Grenze des elterlichen Befehls.

Auch zeitlich ist die Befehlsmacht der Eltern nicht unbegrenzt. Solange die Kinder unter der Gewalt der Eltern stehen, dürfen die Eltern ihnen befehlen. Es gibt einen Punkt, wo die Kinder selbständig sind; dann dürfen selbstverständlich die Eltern noch raten, und die Kinder sind gut beraten, wenn sie sich raten lassen. Aber sobald die Kinder aus der Gewalt der Eltern ausgetreten sind, hat die Befehlsmacht der Eltern ein Ende. Es ist immer empfehlenswert, auf den Rat älterer Menschen zu hören; denn ältere Menschen haben eine größere Erfahrung, und es gibt Dinge im Leben, die lernt man nur durch Erfahrung; diese kann kein Studium und keine Bücherweisheit ersetzen. Erfahrung ist unersetzlich. In gesunden Gemeinwesen hat man auch immer die alten Menschen geehrt. Als bei den Olympischen Spielen ein alter Mann keinen Platz fand, stand niemand auf. Aber als er zu den Spartanern kam, erhoben sich alle und boten dem alten Manne Platz. Als König Alexander der Große sich am Feuer wärmte, sah er einen alten Soldaten, der vor Kälte zitterte. Da stand er auf und bat diesen Soldaten auf seinen Thron, damit er sich wärme. Im israelitischen Volke gab es die siebenzig Ältesten, die als eine Art Regentschaftsrat mit Moses tätig waren. Und in Rom war der Senat, d.h. der Rat der Alten, lange Zeit die entscheidende Regierungsbehörde. Eine ähnliche Stellung nahmen bei den Lazedämoniern die Geronten, die Greise, ein.

Die Heilige Schrift berichtet so manches Mal von weisen Ratschlägen der Alten und unbesonnenen Empfehlungen der Jungen. Roboam, der Sohn des Königs Salomon, hatte die Herrschaft übernommen, und das Volk hatte Wünsche, stellte Forderungen an ihn. Da hörte er zunächst die Alten, und die sagten: „Wenn du jetzt dem Volke nachgibst, wirst du das Volk für dich gewinnen.“ Dann begab er sich zu den Jungen, und die rieten ihm, jeden Wunsch des Volkes abzulehnen. Roboam sagte dann den Vertretern des Volkes: „Mein Vater hat euch mit Geißeln geschlagen; ich will euch mit Skorpionen züchtigen.“ Die Folge war, daß zehn Stämme von ihm abfielen, und das Reich dadurch geteilt wurde.

Wir sollen also die Eltern ehren durch Achtung, Liebe und Gehorsam.

Dann tritt auch das ein, was Gott denen verheißt hat, die seinem Willen gemäß leben, „auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden.“ Das ist das einzige Gebot, an das Gott eine Verheißung geknüpft hat. Gottes Verheißungen gehen häufig schon auf Erden in Erfüllung. Wir können oft beobachten, daß Eltern, die selbst vorbildliche Kinder waren, ebenfalls gute Kinder haben. Und ein langes Leben mag vielen braven Kindern gewährt sein. An denjenigen, die im Kindesalter sterben,

obwohl sie gute Kinder waren, wird die Verheißung Gottes nicht zuschanden, denn wen Gott zu sich nimmt, dem schenkt er ja noch mehr als ein langes Leben auf Erden. Wen er davor bewahrt, daß die Leidenschaft und die Sünde seinen Verstand trüben und sein Leben beflecken, dem gibt er eigentlich, wenn wir es richtig sehen, viel mehr als demjenigen, dem er ein langes Leben auf Erden schenkt.

Umgekehrt: Wer die Eltern nicht ehrt, hat häufig Schande auf Erden, einen unglückseligen Tod und möglicherweise ewige Verdammnis. Die Heilige Schrift weiß von schrecklichen Fällen zu berichten, in denen undankbare Kinder in Strafe genommen worden sind. Die beiden ungehorsamen Söhne des Hohenpriesters Heli fielen in der Schlacht. Absalom, der mißratene Sohn des Königs David, wurde bei der Flucht in elender Weise von drei Lanzen durchbohrt. Der heilige Augustinus berichtet von zwei jungen Männern, die ihre Mutter schlugen und beschimpften. Sie wurden von einem Gliederzittern befallen. Sie irrten umher, bis sie endlich in Hippono, also der Bischofsstadt des Augustinus, durch die Berührung mit den Reliquien des heiligen Stefanus geheilt wurden. Lassen wir uns warnen! „Verflucht sei, wer Vater und Mutter schlägt!“ So heißt es in der Heiligen Schrift.

O, meine lieben Freunde, wir wollen uns das 4. Gebot zu Herzen nehmen. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl ergehe und du lange lebest auf Erden!“ Wir wollen es tun, weil Gott es befohlen hat, weil die Eltern Gottes Stellvertreter und unsere Wohltäter sind. Und wenn wir ihnen nichts anderes mehr tun können, dann wollen wir für sie beten, wollen nicht aufhören, für sie zu beten, solange wir auf dieser Erde wandeln.

Der Dichter Freiligrath hat einmal die schönen Verse geschrieben: „Ach, lieb', solang' du lieben kannst! Ach, lieb', solang' du lieben magst! Die Stunde kommt, die Stunde kommt, wo du an Gräbern stehst und klagst!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (13)

(Pflichten der Untergebenen gegen die Obrigkeit)

28.09.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das 4. Gebot Gottes verpflichtet die Menschen zum Gehorsam gegen die Eltern. Aber die Kirche hat dieses Gebot immer so verstanden, daß darin die Achtung vor jeder Autorität aufgerichtet wird, also nicht nur vor der elterlichen, sondern auch vor der staatlichen und vor der kirchlichen. So hat sie in ihren Katechismen regelmäßig nach den Pflichten gegen die Eltern die Pflichten gegen die Staatsführung und gegen die Kirche lehren lassen.

In der Tat: Gott hat zwei Gewalten aufgerichtet, damit sie über die Gesellschaft, über die Menschen herrschen, die geistliche und die zeitliche, die kirchliche und die staatliche. Wir beobachten ja in der Wirklichkeit überall eine Art Hierarchie, also eine Über- und Unterordnung. Denken wir an die Welt der Gestirne! Der Mond ist abhängig von der Erde, die Erde ist abhängig von der Sonne. Dank wunderbarer Gesetze, vor allem dank des Gravitationsgesetzes haben wir diese Über- und Unterordnung des einen Gestirnes über das andere, des einen unter das andere. Ähnlich ist es im Reiche des Menschen auf unserer Erde. Die Mineralien dienen den Pflanzen, die Pflanzen den Tieren, die Tiere den Menschen. Auch hier eine Über- und Unterordnung. Selbst bei den rein geistigen Wesen, im Engelreich, gibt es Über- und Unterordnung. Es besteht eine Hierarchie der Engel.

Wenn Gott schier überall diese Über- und Unterordnung gewollt hat, dann offenbar deswegen, damit dadurch die Ziele der jeweiligen Wirklichkeit leichter erreicht werden. Ohne Führung, ohne Lenkung, ohne Leitung sind die Menschen eine zügellose Rote. Sie bedurften wahrscheinlich schon vor der Erbsünde einer Führung, aber als die Erbsünde dazwischenkam und auf alle Menschen überging, da wurde die Lenkung durch eine Obrigkeit unerläßlich. Wie wilde Tiere würden die Menschen sonst übereinander herfallen. Das erste und traurigste Beispiel ist ja die Ermordung des Abel durch den Kain. So hat Gott also eine Obrigkeit eingerichtet, und zwar eine doppelte, eine für die geistlichen Angelegenheiten und eine für die zeitlichen Angelegenheiten, eine, die die Menschen zum Himmel führen soll, und eine andere, die für die irdischen Bedürfnisse des Menschen sorgen soll.

Das gläubige Mittelalter hat - wohl nicht zu Unrecht - die geistliche Gewalt mit der Sonne, die weltliche Gewalt mit dem Mond verglichen. So wie der Mond von der Sonne sein Licht empfängt, so hat man damals argumentiert - etwa der große Innozenz III. -, so ähnlich ist es auf Erden. Die weltliche Gewalt wird von der geistlichen insofern gelenkt, als die geistliche Gewalt kraft göttlicher Ermächtigung das Sittengesetz verkündigt und über das Sittengesetz Erklärungen gibt und Bestimmungen trifft. Die geistliche Gewalt sagt: Das ist erlaubt, das ist nicht erlaubt. Und daran hat sich die zeitliche Gewalt zu halten. Wegen dieses Vorgangs hat man die geistliche Gewalt mit der Sonne, die zeitliche Gewalt mit dem Mond verglichen. Ein anderes Exempel für den Versuch, eine Verhältnisbestimmung der beiden Gewalten vorzunehmen, ist die Zwei-Schwerter-Lehre. Gott, so hat man argumentiert, hat der menschlichen Gesellschaft zwei Schwerter - ein Bild für die Gewalt - übergeben, das geistliche Schwert und das zeitliche Schwert. Das geistliche Schwert führt die Kirche, etwa in der Exkommunikation, in der Lehrerkklärung, das zeitliche Schwert führt der Staat, der Herrscher, der König. Aber er hat es nach Weisung der Kirche zu führen.

Daß die beiden Gewalten von Gott sind, ergibt sich aus der Heiligen Schrift. Die oberste kirchliche Gewalt liegt beim Papst, und zum ersten Papst, zu Petrus, hat Christus gesprochen: „Weide meine

Lämmer! Weide meine Schafe!“ Damit hat er ihm die oberste Gewalt über seine Kirche, über alle Bischöfe und über alle Gläubigen übertragen. Der Nachfolger des Petrus ist der Bischof von Rom; deswegen hat auch der heutige Papst die Gewalt, wie sie dem Petrus übertragen wurde mit den Worten: „Weide meine Lämmer! Weide meine Schafe!“

Aber auch die zeitliche Gewalt ist von Gott. Christus hat es dem Landpfleger Pontius Pilatus bei seinem Prozeß gesagt: „Du hättest keine Gewalt, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre.“ Von oben, das heißt natürlich von Gott. Also Pilatus hat Gewalt; er hat rechtmäßige Gewalt, denn er hat seine Gewalt von Gott. Und Paulus, der ja in seinem Römerbrief die Gewaltenlehre weiterentwickelt hat, sagt im 13. Kapitel, erster Vers: „Es ist keine Gewalt, außer von Gott, und die besteht, ist von Gott angeordnet.“

Wenn also die zeitliche und die geistliche Gewalt von Gott sind, dann müssen sich die Menschen ihnen unterordnen; dann sind sie ihnen etwas schuldig, und zwar Gehorsam und Achtung, Ehrerbietung schulden sie ihnen, und Dienstleistung.

Wir wollen zuerst einmal betrachten, was die Menschen der geistlichen, und dann, was sie der zeitlichen Gewalt schulden. Was schulden die Menschen der geistlichen Gewalt? An erster Stelle *Gehorsam*. Die in der Kirche Versammelten müssen dem Papste gehorchen. In allen erlaubten geistlichen Angelegenheiten müssen sie ihm folgen. Ich habe also eine doppelte Einschränkung gemacht: Es muß sich um geistliche Angelegenheiten handeln, und es muß sich um erlaubte geistliche Angelegenheiten handeln. In allen erlaubten geistlichen Angelegenheiten ist dem Papst Gehorsam zu leisten, von allen, von den Gläubigen wie von den Hirten der Kirche. Wir haben dem Papst auch *Hochachtung* entgegenzubringen. Denn er ist Vollmachträger Gottes. „Wer euch verachtet, verachtet mich,“ sagt der Heiland, und natürlich gilt das an erster Stelle für seinen Statthalter, für seinen Stellvertreter. Man muß dem Papst *treu* bleiben. Die Treue ist verlangt, und die sie ihm gebrochen haben, die Schismatiker aller Zeiten, sind gleichsam von Gott selbst abgefallen. Es ist nicht leichtzunehmen, daß die ganze griechische Kirche sich vom Nachfolger Petri getrennt hat, und es ist überhaupt nicht einzusehen und vorzustellen, wie eine Vereinigung mit diesen Leuten möglich sein soll ohne die Anerkennung der Stellung des Papstes. Ich halte deswegen den ganzen Ökumenismus für eine glatte Illusion. Wer sich vom Papste trennt, der trennt sich in gewisser Hinsicht von Gott, so ernst ist die Treue zum Papste zu nehmen. Wir müssen weiter dem Papste das *Gebet* und unsere *Mittel* schenken. Als Petrus im Gefängnis war, da betete die Kirche für ihn, und sie hat nicht aufgehört, für den Papst zu beten. In jeder heiligen Messe betet der Priester an erster Stelle für den Papst. Wer für seine Eltern nicht betet, ist ein schlechtes Kind, und wer für den Papst nicht betet, ist ein schlechter Christ. Wir haben die heilige Pflicht, die vielfältigen Aufgaben und Sorgen des Papstes betend mitzutragen. Wir sind ihm aber auch unsere Mittel schuldig. Der Papst hat mannigfache Verpflichtungen. Er muß die Missionen unterhalten. Die meisten Bistümer sind auf Zuschüsse angewiesen. Er muß bei Katastrophen und Verfolgungen helfend eingreifen. Er muß die römische Kurie, den Vatikanstaat, seine Berater und Helfer tragen, und wir wissen wie es aussieht: Im Jahre 1985 fehlten dem Papste hundert Millionen Mark. Hundert Millionen Defizit im Vatikan, weil die Christen offenbar zu wenig spenden.

Es wird bei uns einmal im Jahre der Peterspfennig eingesammelt. Da kommt eine lächerliche Summe zusammen. Das Bistum Speyer hat für den Peterspfennig 43.000 Mark gesammelt. Das ist das Gehalt eines kleinen Angestellten im Jahr. Was sind 43.000 Mark für ein ganzes Bistum? Nein, wir müssen auch finanziell dem Papste unter die Arme greifen und für seine großen, unerläßlichen Unternehmungen ihm die Mittel zur Verfügung stellen.

Welche Pflichten haben wir gegenüber der weltlichen Obrigkeit? Nun, sie sind nicht sehr verschieden von denen, die wir der geistlichen Obrigkeit schulden. Auch ihr müssen wir gehorchen. In allen erlaubten zeitlichen Angelegenheiten müssen wir Gehorsam leisten. Maria und Josef begaben sich nach Bethlehem, um sich dort aufschreiben zu lassen, weil eben der Befehl ergangen war, jeder habe sich in seine Vaterstadt zu begeben, um sich der Volkszählung zu stellen. Und so müssen auch wir der Regierung, den weltlichen Mächten in allen erlaubten Dingen Gehorsam leisten. Nur wo es um unerlaubte Dinge geht, da gilt das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Es ist deswegen ganz falsch und ungerecht, der katholischen Kirche vorzuwerfen, daß sie im Jahre 1933 und in den folgenden Jahren keinen Aufstand gemacht habe. Das konnte sie nicht, das durfte sie nicht! Denn

der Herr, der damals regierte, war eben rechtmäßige Obrigkeit. Die Kirche hätte sich gegen Gottes Befehl vergangen, wenn sie in dieser Zeit zum Aufstand gerufen hätte. Wir müssen der Obrigkeit auch treu sein. Treu sein heißt, zu ihr halten in allen Fährnissen, so wie Andreas Hofer, der große Volksführer, dem angestammten Kaiserhause treu war, als Frankreich Tirol von Österreich lösen wollte. So müssen wir treu sein und dürfen uns nicht erheben gegen die rechtmäßige Obrigkeit.

Es kann freilich eine Lage geben, meine lieben Freunde, in der eine Obrigkeit unrechtmäßig wird. Das ist dann der Fall, wenn eine Regierung sehenden Auges ein ganzes Volk ins Unheil führt. Sobald das feststeht, ist es möglich, ist es erlaubt, die Obrigkeit ihres Amtes zu entsetzen. Ab wann das der Fall war in jenen traurigen Jahren von 1933 bis 1945, das ist schwer zu bestimmen. Aber man wird sagen können, daß von einem bestimmten Zeitpunkt an diese Regierung aufgehört hat, rechtmäßig zu sein, und daß deswegen ein Versuch, ein wohlüberlegter, ein mit Aussicht auf Erfolg unternommener Versuch, sie zu stürzen, sittlich gerechtfertigt war. Aber wir müssen die Obrigkeit hochachten. Das fällt nicht immer leicht, denn wir kennen ja die öffentlichen und privaten Verhaltensweisen von vielen, die zu dieser Obrigkeit gehören. Es ist bekannt, wie sie sich an der staatlichen Futterkrippe bereichert haben. Wir wissen, wie sie sich gegenüber ihren ersten und zweiten Ehefrauen verhalten haben. Aber das ändert nichts daran, daß sie in ihrer rechtmäßigen Stellung Hochachtung beanspruchen dürfen. Wir müssen auch für sie beten. Das steht schon im ersten Timotheusbrief, daß man für den Kaiser beten muß, ja für den Kaiser, der die Christen verfolgte, hat die Kirche das Gebet verlangt. Das Gebet ist jedem zu gewähren, auch dem Verfolger; denn wir beten dafür, daß er die Gewalt, die er besitzt, zu unserem Nutzen gebraucht, daß er Anordnungen trifft, die uns nützlich sind. Wir beten nicht darum, daß er in seiner Bosheit verhärtet, sondern wir beten, daß er sich bekehrt und segensreich sein Amt verwaltet. Wir sind ihm auch Steuern schuldig. Der Herr selbst hat die Steuer bezahlt. „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und gebt Gott, was Gottes ist!“ Diesen Ausspruch hat der Herr getan, als man ihn fragte: „Ist es erlaubt, dem Kaiser Steuern zu zahlen?“ Ja, es ist erlaubt! So sind also auch wir um des Gewissens willen verpflichtet, nicht nur den Befehlen der rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen, sondern auch Steuern zu zahlen und andere Dienste zu leisten, etwa den Wehrdienst. Es ist eine Pflicht, zum Schutze des Friedens und zur Verteidigung des Vaterlandes Wehrdienst zu leisten. Und wir haben immer hervorragende Beispiele in der Geschichte gehabt, wie Männer und Frauen in wunderbarer Weise zum Schutze des Vaterlandes angetreten sind. Noch heute klingt hoch das Lied der dreihundert Mann unter dem König Leonidas, die in den Thermopylen ein ganzes persisches Heer aufgehalten haben. Sie wurden dann, als der Ephialtes, der Verräter, sie umgangen hatte, bis auf den letzten Mann niedergemetzelt. Sie haben ihre Treue zu Volk und Vaterland mit ihrem Leben bezahlt.

Das sind die Pflichten, die wir der weltlichen Obrigkeit schulden. Nun hat, meine lieben Freunde, in den letzten Jahrhunderten, eine Bewegung zur parlamentarischen Demokratie eingesetzt. Nicht mehr ein Monarch, nicht mehr ein Monarch allein regiert ein Land, sondern er teilt seine Macht, oder - in einer Republik - steht an der Spitze ein gewählter Präsident, ein auf Zeit gewählter Präsident. Die eigentliche Macht liegt beim Parlament. Denn das Parlament beschließt die Gesetze, das Parlament bestellt die Regierung, spricht ihr sein Vertrauen oder sein Mißtrauen aus. So ist eine neue, schwerwiegende Pflicht auf die Christen zugekommen, nämlich die Männer und Frauen ins Parlament zu wählen, die geeignet sind, die Geschicke des Vaterlandes in geordneter und mit dem Sittengesetz übereinstimmender Weise zu regeln. Es liegt eine große Verantwortung auf dem Wahlrecht. Das Wahlrecht ist nach Gottes Willen auszuüben. Wir haben uns vor der Wahl die Gewissensfrage vorzulegen: Was will Gott, daß ich wählen soll? Wen soll ich nach Gottes Willen wählen? Denn wir müssen eben Männer und Frauen wählen, die Gottes Gesetz sich selbst und ihren Beschlüssen zum Maßstab nehmen.

Ein französischer Bischof hat einmal in einem Hirtenbrief geschrieben: „Ich katholischer Wähler bin schuld, daß die Kinder keinen Religionsunterricht in der Schule haben. Ich bin schuld, daß die Beamten ihren religiösen Pflichten nicht nachkommen können. Ich bin schuld, daß in den Krankenhäusern keine Priester zugelassen werden.“ Er hat damit die katholischen Wähler angesprochen, die nichtkatholische, kirchenfeindliche Abgeordnete gewählt haben. Eine ganz große Verantwortung liegt also auf der Ausübung des Wahlrechts. Da kann man nicht fragen: Was nützt eine Stimme? Sehr viel! Eine Stimme ist alles, was ich habe. Und wenn ich meine Stimme eben nicht gebrauche oder falsch verwende, dann mache ich mich schuldig, soweit es mir überhaupt möglich ist, mich in dieser wich-

tigen Frage schuldig zu machen. Außerdem bleibt es ja nicht bei dieser einen Stimme. Es gibt viele einzelne Stimmen, die nicht oder falsch abgegeben werden. Man muß also, meine lieben Freunde, die Verantwortung, die im Wahlrecht liegt, ernst nehmen.

Der Ungehorsam gegen die Obrigkeit ist immer schwer von Gott bestraft worden. Die Rote Kore im Alten Testamente, die sich gegen das Priestertum erhob, wurde von der Erde verschlungen. Der Absalom, der sich gegen seinen Vater empörte, wurde von drei Lanzen durchbohrt. Der Semmai, der dem David geflucht hatte und dem verboten worden war, den Bach Cedron zu überschreiten, wurde, als er dieses Verbot übertrat, hingerichtet.

So haben wir also eine Menge von Beispielen, wie der Ungehorsam gegen die gerecht gebietende Obrigkeit von Gott gestraft wird. Als im vorigen Jahrhundert die Iren, die katholischen Iren, um Freiheit der Religion rangen im englischen Parlament in London, da gab es einen Mann, der hieß O'Connell. O'Connell war der Führer dieser Iren, ein gläubiger, ein glühend überzeugter katholischer Mann. Und einmal war im englischen Parlament eine wichtige Debatte, und O'Connell war nicht auf seinem Platze. Man suchte ihn, man hastete, um ihn zu finden. Man fand ihn in seinem Zimmer, da betete er den Rosenkranz. Seine Mitabgeordneten bestürmten ihn, er solle doch sogleich ins Parlament, ins Plenum kommen. Er sagte: „Laßt mich erst den Rosenkranz fertig beten, das ist wichtiger als die größten Debatten.“ Damit hat er etwas angegeben, was alle tun können. Alle, ob sie nun Wahlrecht haben oder nicht, können beten. Sie können beten wie bei den Wahlen in früheren Zeiten. In besseren Zeiten haben die katholischen Bischöfe an den Wahlsonntagen Betstunden vor dem ausgesetzten Allerheiligsten angeordnet, und das war richtig, denn das Gebet bewegt einen Arm, und dieser Arm bewegt die ganze Welt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (14)

(Pflichten der Obrigkeit gegen die Untergebenen)

05.10.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Bei der Betrachtung des 4. Gebotes haben wir am vergangenen Sonntag darüber nachgedacht, welche Pflichten wir gegenüber der Obrigkeit, der geistlichen und der weltlichen Obrigkeit, haben. Pflichten haben die Untergebenen gegen die Obrigkeit, aber Pflichten hat auch die Obrigkeit gegenüber den Untergebenen. Wir wollen am heutigen Sonntag in vier Sätzen die Pflichten der Obrigkeit gegenüber den Untergebenen zusammenfassen.

Der erste Satz lautet: Niemand soll sich zu einem Amte drängen, dem er nicht gewachsen ist. Wir alle kennen den Ehrgeiz im Menschen. Die Menschen, viele Menschen wollen etwas gelten, wollen etwas werden, wollen etwas bedeuten. Es gibt einen gesunden Kern in diesem Streben, nämlich durch Leistung sich zu der Höhe zu erheben, die Gott einem bestimmt hat. Es gibt aber auch ein ungesundes Ehrstreben, einen ungesunden Ehrgeiz, den man schon manchmal an Schülern beobachten kann, die sich verzehren, um gute Noten zubekommen, um sich hervorzutun vor anderen.

Erst recht ist dieser Ehrgeiz verderblich, wenn er auf obrigkeitliche Ämter sich richtet. Denn wenig ist für ein Volk, ist für eine Kirche so schlimm wie die Tatsache, daß in diesem Volke, in dieser Kirche Personen Ämter bekleiden, denen sie nicht gewachsen sind. Um ein Amt zu bekleiden, muß man die Fähigkeiten haben, die dazu erforderlich sind. Man muß auch den Charakter besitzen, den das Amt braucht, denn nicht nur intellektuelle oder manuelle Fähigkeiten sind für ein Amt gefordert, sondern auch Tugenden, Charaktereigenschaften. Die Großen unserer Kirche, die Großen der Heilsgeschichte haben eher abgewehrt, wenn ihnen ein Amt angetragen wurde. Moses, der Führer des israelitischen Volkes, wehrte sich gegen den Ruf Gottes, und immer wieder war er geneigt, dieses Amt, das Gott ihm übertragen hatte, aufzugeben. Augustinus, Ambrosius hielten sich nicht für würdig, die Ämter zu bekleiden, zu denen sie berufen wurden. Papst Gregor der Große floh in einen Wald, als man ihn zum Papst machen wollte.

Alle diese Männer waren geeignet für die Ämter, die sie bekleiden sollten. Aber es ist ein Zeichen ihres Wissens um die Anforderungen der Ämter, daß sie zunächst sich weigerten, sie anzunehmen.

Im Kirchenrecht, das der oströmische Kaiser Justinian erließ, wurde als Zeichen der Eignung eines Mannes für das Bischofsamt angegeben: *Er muß sich weigern, es zu übernehmen*. Also die Weigerung, dieses Amt zu bekleiden, galt als ein Zeichen der Erwählung. Wir begreifen, wie wichtig es ist, daß dieser Satz Geltung behält: Niemand soll nach einem Amte streben, dem er nicht gewachsen ist, für das er nicht die Fähigkeiten und die Eignung besitzt. Wer dagegen erkennt, daß er befähigt und geeignet ist, der soll auch danach streben, gemäß seiner Fähigkeit und Eignung Verwendung zu finden, der soll sein Licht nicht unter den Scheffel stellen, ja, der hat manchmal die heilige Pflicht, ein Amt zu übernehmen, damit nicht schlechtere Bewerber, ungeeignete Kandidaten in die Funktionen einrücken.

Der zweite Satz lautet: Wer ein obrigkeitliches Amt bekleidet, soll sich nichts darauf einbilden, sondern an seine Verantwortlichkeit denken. Das Amt als solches, die Ehrenstellung, macht den Menschen nicht besser. Sie verändert ihn nicht. Was den Menschen ehrt und was ihn besser macht, das sind Tugenden, das ist die Bekämpfung der Fehler, das ist die Ausrottung der Laster. Diese Tugenden ehren und erheben den Menschen. Wer sich auf sein Amt etwas einbildet, der zeigt damit nur, wie beschränkt und wie armselig er selbst ist. Das Amt ist ein Dienst, und dieser Dienst verlangt Verantwortlichkeit. Wer ein Amt bekleidet, sollte daran denken, daß er vor Gott einmal Rechenschaft für die

Verwaltung des Amtes ablegen muß. Und je höher das Amt, desto größer die Verantwortung, desto schwerer die Rechenschaft.

Beim letzten Gericht wird Gott einmal das Wirken der Amtsträger wägen und sie vor dem Angesichte der gesamten Menschheit richten. Die Verantwortlichkeit also soll den Amtsträger prägen, und nicht ein falscher, unangebrachter Stolz auf seine Ehrenstellung. Herodes war ein König, und Maria und Josef waren einfache Leute, doch wie sind sie geehrt, von Generationen und Generationen von Christen. Und was ist mit Herodes?

Das faulige Holz leuchtet in der Finsternis, aber bei Tageslicht betrachtet, erkennt man die Verwesung. Und so sollte es auch beim Amtsträger sein; nicht ein unangebrachter Hochmut sollte ihn geleiten, sondern eine heilige Furcht vor der Rechenschaft, die er einmal ablegen muß. Der heilige Thomas von Villanova - ein Spanier - hat einmal das schöne Wort gesagt: „Seitdem ich Bischof bin, habe ich eine heilige Furcht vor dem Gericht in mir.“

Der dritte Satz in unseren Überlegungen lautet: Wer ein Amt bekleidet, soll auf das Wohl des Volkes bedacht sein, unparteiisch und gerecht. Denn das Amt wird einem Menschen nicht übertragen, damit er sich damit Vorteile verschafft, damit er in den Genuß von Vorzügen kommt, sondern das Amt wird ihm übertragen zum Besten des Volkes. Da hat Friedrich II. von Preußen schon richtig gesehen, wenn er sagte: „Ich bin der erste Diener meines Staates.“ Wahrhaftig, das ist das Amt, das in Kirche und Staat übertragen wird: ein Dienst am Volk, ein Dienst am Gemeinwohl, nicht zum Nutzen der Einzelperson, die sich damit bereichern könnte, sondern zum Segen für die anvertrauten Menschen. Dieses Amt ist unparteiisch zu führen, unparteiisch, das heißt ohne Ansehen der Person. Es darf also nicht eine Bevorzugung, eine ungerechtfertigte Bevorzugung bestimmter Menschen vor anderen geschehen - der Reichen vor den Armen, der Mitglieder einer Partei vor den Nichtmitgliedern, der Angehörigen einer bestimmten Klasse vor denen einer anderen Klasse, nein, unparteiisch und gerecht muß das Amt geführt werden. Der heilige Thomas Morus hat einmal das schöne Wort gesprochen: „Wenn mein Vater, den ich über alles liebe, zu mir mit einer Rechtssache käme, und auf der anderen Seite der Teufel, den ich über alles hasse, und der Teufel hätte recht, dann würde ich dem Teufel sein Recht verschaffen.“

Ungerechte Richter, ungerechte Amtsträger sind aus der Geschichte in großer Zahl bekannt. Wir wissen, daß Pilatus ein ungerechter Richter war. Er verurteilte den unschuldigen Jesus zum Tode, obwohl er von seiner Unschuld überzeugt war, aus Furcht vor dem Volke. Die Menge drohte ihm: „Wenn du diesen freiläßt, bist du kein Freund des Kaisers mehr,“ und das wollte er ja bleiben. Und doch hat ihn eines Tages sein Schicksal ereilt. Er wurde angezeigt, verlor seinen Posten und wurde verbannt. Ein gerechter Oberer, Obrigkeitsträger, wird niemanden ungehört verurteilen. Im Sachsenspiegel, dem alten Rechtsbuch unserer germanischen Vorfahren, steht das schöne Wort: „Eenes Mannes Rede ist keenes Mannes Rede. Man soll sie hören beedel.“ Und so haben es die Großen im Amt getan. Alexander, der makedonische König, sagte, wenn ihm eine Klage vorgetragen wurde: „Ein Ohr gewähre ich dem Kläger, das andere dem Verteidiger.“

Der vierte Satz, den wir über die Obrigkeit sagen wollen, lautet: Die Amtsträger sollen ihren Untergebenen durch das Beispiel voranleuchten. Worte sind nicht schwer zu machen, Worte sind billig. Aber Beispiele, Beispiele des Lebens sind schwer, und deswegen sind sie so selten. Die Obrigkeitsträger sollen ein Vorbild sein, ein Vorbild der Tugenden, die sie von ihren Untergebenen erwarten; denn die Untergebenen richten sich nach ihnen, sie schauen auf sie. Und wenn sie Fäulnis und Laster auf den Thronen und auf den Amtsschemeln sehen, dann werden sie geneigt sein, diese Fäulnis und diese Laster nachzuahmen.

Ein Mann wie König Ludwig XV. von Frankreich war ein lasterhafter Mensch. Er hat jahrzehntelang den französischen Thron mit seinen Leidenschaften beschmutzt. Und wie das nun so ist: Diese Verfehlungen lassen sich nicht verbergen, sie werden bekannt, das Gerücht von ihnen verbreitet sich. Und so dringt sein Verhalten ins Land und schafft eine allgemeine Atmosphäre des Libertinismus, aber auch der Empörung; und so hat nicht zuletzt Ludwig XV. mit seinen Lastern, bei denen er Hunderte von unbescholtenen Mädchen verbraucht hat, den Weg zur Französischen Revolution bereitet.

Die Vorgesetzten sollen durch ihre Tugenden die Untergebenen erleuchten, sie sollen ihnen ein Wegweiser sein, sie sollen zu den guten Eigenschaften führen, die sie selbst erworben haben; und sie

sollen für ihre Untergebenen beten. Vor einigen Jahren trafen sich einmal Schüler einer oberschlesischen Schule zu einem Wiedersehenstreffen, und es war auch ein alter Lehrer dieser Schule dabei. Da fragten ihn die Schüler: „Sagen Sie einmal: Warum haben wir eigentlich Sie so gern gehabt? Warum haben wir so an Ihnen gehangen?“ Da sagte dieser alte Lehrer: „Ich bin jeden Tag in die heilige Messe gegangen, und ich hatte immer in der heiligen Messe einen Klassenspiegel bei mir, wo die Namen aller Schüler aufgeführt sind, und ich habe jeden Tag für jeden meiner Schüler gebetet.“ Das ist wahrhaft ein Vorgesetzter nach dem Herzen Gottes.

Wir, meine lieben Freunde, haben keine hohen Stellungen und sind von geringem Einfluß. Aber in dem Bereich, der uns anvertraut ist, und jeder hat einen solchen, in dem Bereich wollen wir uns bemühen, uns auszuzeichnen im Dienste Gottes, wollen wir unsere Angehörigen und Anvertrauten erleuchten durch die Tugenden, um die wir uns mühen, und wollen an die Verantwortung denken, die wir für sie alle haben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (15)

(Pflichten gegen das eigene Leben)

12.10.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst nicht töten!“ So lautet das 5. Gebot Gottes. In diesem Gebot hält uns Gott an, das eigene und das fremde Leben zu schonen. Wir wollen am heutigen Sonntag Gedanken über die Pflichten gegen das eigene Leben uns vornehmen, und in 14 Tagen die Pflichten hinsichtlich des fremden Lebens.

Die Kirche umgibt, wenn sie die Sakramente spendet, diese Feier mit heiligen Zeremonien, die auf den Wert und die Würde des Körpers hindeuten. Sie will uns mit diesen heiligen Handlungen Ehrfurcht vor dem Körper lehren. Ehrfurcht müssen wir vor dem Körper haben, weil er erstens die Wohnung der Seele und weil er zweitens das Werkzeug des Heiles ist.

Der Körper ist die Wohnstatt der Seele. Das Beste im Menschen, das Feurigste, ist das geistige Element, das im Körper anwesend ist und dem der Körper eine Wohnstatt bietet. Lassen Sie sich nicht irre machen, meine lieben Freunde, durch materialistische Äußerungen, die sagen, man habe bei der Untersuchung des Körpers eine Seele noch nicht gefunden. Man kann sie nicht finden, weil die Methoden der Naturwissenschaft das Geistige nicht fassen können! Was nicht materiell ist, das kann auch von der Naturwissenschaft nicht erfaßt werden. Es ist gar nicht zu erwarten, daß man bei Untersuchungen des Körpers die Seele sieht oder hört oder tasten kann. Die Seele ist ein geistiges Element, das im Körper anwesend ist, solange der Körper ein taugliches Werkzeug für die Seele ist. Wenn er zerfällt im Tode, dann wird die Seele frei und besitzt eine eigene und eigentümliche Existenz.

Der Körper ist aber auch das Werkzeug der Seele. Sie bedient sich seiner, um den Willen Gottes zu tun, ihre Aufgaben auf Erden zu erfüllen, um Verdienste für den Himmel zu erwerben. Im Leibe wirken wir unser Heil. Im Leibe schaffen wir uns aber auch das Unheil!

Wegen dieses hohen Wertes des Körpers hat uns Gott Pflichten auferlegt hinsichtlich des leiblichen Lebens, positive und negative, Bestimmtes, was wir tun sollen, anderes, was wir nicht tun dürfen. Was sollen wir tun? Wir sollen unseren Körper gesund erhalten und durch die geeigneten Maßnahmen für Heilung sorgen, wenn er krank ist. Man erhält seinen Körper gesund durch Mäßigkeit, Reinlichkeit, Ordnung und Arbeitsamkeit. Mäßigkeit: Der Körper kann, auch wenn er schwach ist, durch einen maßvollen Gebrauch von Speise und Trank für ein hohes Alter bereitet werden. Im Buche Daniel im Alten Testament wird uns berichtet, daß die israelitischen Jünglinge, die in die Gefangenschaft der Babylonier gekommen waren, aus der königlichen Tafel genährt wurden. Diese Tafel war üppig. Daniel und seine drei Gefährten baten den Speisemeister, er solle doch ein Experiment machen, er solle ihnen nur einfache Speisen geben und einmal abwarten, wer dann besser aussähe, sie, die sich aus einfachen Speisen nährten, oder die anderen, die von den üppigen Speisen des Königs verköstigt wurden. Zögernd ließ sich der Speisemeister auf diesen Vorschlag ein, und nach zehn Tagen schon sah man, daß die israelitischen Jünglinge, die sich genügsam ernährten, viel besser ausschauten als die anderen, die üppig mit Speisen sich vollstopften. Mäßigkeit dient der Erhaltung der Gesundheit.

Dann aber auch Reinlichkeit. Im heutigen Zeitalter der Hygiene braucht man darüber nicht viel zu sagen. Reinlichkeit des Körpers, Reinlichkeit der Kleidung, Reinlichkeit der Wohnung, das sind eigentlich - jedenfalls in unseren Breiten - Selbstverständlichkeiten geworden. Ordnung dagegen ist auch heute noch ein Desiderat für viele, Ordnung im ganzen Leben, im Aufstehen, im Sich-Niederlegen,

Ordnung in der Nahrung, Ordnung in der Kleidung, das alles sind wichtige Dinge, um das gesunde Leben des Körpers zu erhalten. Der preußische Generalfeldmarschall Moltke erreichte ein Alter von 91 Jahren. Er hat das ganze Leben ein außerordentlich geordnetes Leben geführt. Um 6 Uhr in der Frühe erhob er sich, um 10 Uhr am Abend legte er sich nieder.

Auch die Arbeitsamkeit dient der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit, natürlich im rechten Maße. Man darf sich nicht tot arbeiten, was ja auch vorkommt. Aber Arbeit nach Maßgabe der Kräfte ist ein wichtiges Element zur Erhaltung der Gesundheit. Der Müßiggang dient der Gesundheit nicht. Der Mensch ist von Gott zum Arbeiten geschaffen wie der Vogel zum Fliegen, und der Mensch, der sich von dieser Pflicht befreit, nützt sich nicht, sondern fügt sich Schaden zu. Wir haben auch die Pflicht, eine angeschlagene Gesundheit wiederherzustellen. Wir sind gehalten, den Arzt aufzusuchen, die Medikamente einzunehmen - das ist uns von Gott auferlegt. Nicht jeder tut das. Es gibt Sekten, die verbieten zum Beispiel ihren Angehörigen, sich eine Blutübertragung machen zu lassen. Lieber lassen sie die Menschen zugrunde gehen, als daß sie fremdes Blut aufnehmen. Diese Weigerung ist sicher nicht im Sinne Gottes.

Das sind die positiven Pflichten, die wir gegenüber unserem leiblichen Leben haben. Sie dürfen nicht so ausarten, daß wir nur noch Leib sein wollen, denn der Leib dient der Seele, und wer seinen Leib zu sehr hätschelt und pflegt, der kann darüber das seelische Leben vergessen. Viele Menschen halten es mit Friedrich Nietzsche, der gesagt hat: „Leib bin ich ganz und gar.“ Nein, du bist auch Seele, und eine Seele braucht Pflege und Sorge und noch viel mehr als der Leib. Vergiß nicht über dem leiblichen Leben, vergiß nicht über der Pflege des leiblichen Lebens deine Seele, deine unsterbliche Seele, die für das ewige Leben bei Gott geschaffen ist.

Wir haben sodann negative Pflichten gegenüber unserem Leibe. Wir dürfen ihn nämlich erstens nicht leichtsinnig in Gefahr bringen, wir dürfen ihm zweitens nicht schaden, und wir dürfen drittens unser Leben nicht wegwerfen im Selbstmord.

Wir dürfen uns nicht leichtsinnig in Gefahr begeben. Doch wie oft geschieht das, meine lieben Freunde! Die Zeitungen sind fast jeden Tag voll davon, wie Menschen sich leichtsinnig, ohne Not, in Gefahr begeben. Waghalsige Bergsteiger versuchen in Turnschuhen oder Halbschuhen hohe Berge zu besteigen. Im Straßenverkehr benehmen sich viele Menschen in einer unverantwortlichen Weise. Tausende von Toten, Hunderttausende von Verletzten jedes Jahr allein in unserem Lande. Man kann sein Leben auch leichtfertig in Gefahr begeben durch Albernheiten, zum Beispiel durch Wettessen. In manchen Gegenden werden Wettbewerbe veranstaltet, wer am meisten oder am längsten essen kann. Das alles sind Torheiten, die zweifellos Sünden, schwere Sünden darstellen. Wir dürfen unser Leben nicht leichtsinnig in Gefahr bringen. Wir dürfen aber auch unserem Leben nicht schaden durch Ergötzlichkeiten und Vergnügungen. Eine ganze Nacht durchtanzen ist sicher nicht im Sinne Gottes. In dem, was wir unserem Körper zuführen, müssen wir Verantwortung beobachten. Genußmittel, Lebensmittel im Übermaß zu sich nehmen, das kann uns schaden. Der große Wiener Prediger Abraham a Santa Clara hat einmal von der Kanzel des Stefansdomes in Wien ausgerufen: „Die meisten Krankheiten stammen aus Frißland.“ Auch die Kleidung, auch das Schuhwerk kann eine Sünde darstellen gegen unsere leibliche Befindlichkeit. Vor einiger Zeit kam einmal ein Mädchen zu einem Arzt und sagte, sie habe ständig Husten und Schnupfen. Der Arzt schrieb ihr ein Rezept aus. Sie ging zum Apotheker. Der Apotheker sah sich das Rezept an. „Ja,“ sagte er, „da müssen Sie nebenan gehen in das Wollwarengeschäft.“ „Ja, wieso? Wieso?“ „Der Arzt hat Ihnen aufgeschrieben 'Ein Paar warme Strümpfe'.“ Sie sehen, meine lieben Freunde, daß die Menschen sich häufig selbst die Krankheiten erzeugen, über die sie sich dann bitter beklagen.

Und am schlimmsten ist es natürlich, wenn Menschen meinen, ihr Leben wegwerfen zu sollen. Es sind fast immer Menschen in Not, in körperlicher oder seelischer Not, die meinen, es nicht mehr aushalten zu können auf Erden, die an Gottes Hilfe und an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln und deswegen Hand an sich selber legen. Im Alten Bunde wird uns berichtet, daß der König Saul nach einer verlorenen Schlacht sich in das Schwert stürzte. Und im Neuen Bunde wissen wir, daß einer der Apostel des Herrn, der unglückliche Judas, einen Strick nahm und sich erhängte: „Ich habe unschuldig Blut verraten.“

So gibt es auch heute viele Menschen, die sich das Leben nehmen aus Kummer, aus Verzweiflung, aus Angst. In der Bundesrepublik sind es im Jahre gewöhnlich 12.000 bis 13.000 Selbstmörder. Und daß der Selbstmord etwas mit der Religion zu tun hat, das sieht man daraus, daß in Ägypten, das ja fast ganz mohammedanisch ist und vierzig Millionen Einwohner zählt, im Jahr nur 63 Selbstmörder gezählt werden. Im sogenannten christlichen Deutschland 12.000, im mohammedanischen Ägypten 63! Wir müssen uns schämen angesichts einer solchen Zahl. Und das ist tatsächlich so: Mit dem Schwinden der Religion wächst die Selbstmordquote. Je mehr die Menschen von Gott lassen, um so eher verzweifeln sie, verlieren den Lebensmut und die Hoffnung. Schreckliche Selbstmordorgien haben wir erlebt am Ende des letzten Krieges. Wie viele Männer haben sich schon, als die Schlacht von Stalingrad zu Ende ging, selbst den Tod gegeben! Und noch viel mehr, und dann aber auch Frauen, haben am Ende des Krieges, also im April, Mai 1945 Selbstmord begangen.

Der Selbstmörder begeht großes Unrecht gegenüber Gott. Der Mensch ist nicht Herr seines Lebens, Gott ist der Herr des Lebens. Gott hat ihm das Leben geschenkt, Gott hat ihn geschaffen, Gott hat ihn erlöst. Er ist der Herr des Lebens. Der Mensch ist nicht Eigentümer, er ist nur Mieter, er ist nur Verwalter, er ist nur Nutznießer. Und deswegen darf er nicht sagen: „Mein Bauch gehört mir!“ Aber er darf auch nicht sagen: „Mein Leben gehört mir!“ Nein, Bauch und Leben, das ganze irdische Sein ist Gottes Eigentum. Der Selbstmörder begeht auch großes Unrecht gegenüber der Gemeinschaft. Er fügt ihr Schaden zu, der er hätte dienen sollen, er bringt Unglück über die Familie, der er ein schlechtes Beispiel gibt. In jedem Falle, so groß die Not auch sein mag, ist es den Menschen verwehrt, Hand an sich selbst zu legen. Die Kirche urteilt freilich im allgemeinen milde über die Selbstmörder. Sie weiß, daß Angst und Verzweiflung und Erregung im Menschen häufig eine Minderung der Schuld verursachen.

Wir haben also zwei Dinge zu tun, einmal daran festzuhalten, daß der Selbstmord absolut verboten ist, ohne Ausnahme, andererseits milde zu sein, wenn wir davon hören, daß ein unglücklicher Mensch sich das Leben genommen hat. Wir wissen nicht, was in seiner Seele vor sich gegangen ist, wir kennen nicht seine letzten Augenblicke, wir dürfen, ja wir sollen ihn der Barmherzigkeit Gottes empfehlen.

Das sind die positiven und negativen Pflichten gegenüber unserem Körper. Es gibt aber durchaus die Möglichkeit, daß man seinen Körper opfert, etwa, um das ewige Leben zu gewinnen. „Wer das Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen,“ sagt der Heiland. Und so haben eben viele Missionare sich aufgebraucht und aufgezehrt in der Sorge um Seelen. Vom heiligen Franz Xaver wird berichtet, daß er den Tag über so viel getauft und gepredigt hat, daß er am Abend den Arm nicht mehr heben konnte und seine Stimme versagte. Im Dienste des Nächsten dürfen wir unser Leben aufopfern. Der heilige Aloysius und der heilige Karl Borromäus, zwei wunderbare Gestalten des 16. Jahrhunderts, haben sich im Dienste der Kranken aufgebraucht. Wer sein Leben für den Nächsten opfert, der tut Großes. „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben gibt für seine Freunde.“

Wir wollen, meine lieben Freunde, das Leben zu erhalten versuchen. Wir wollen unseren Körper kräftigen und gesund erhalten, soweit es an uns ist. Wir wollen aber immer im Bewußtsein behalten: Noch wichtiger als das Leben des Körpers ist das Leben der Seele, ist der Dienst am Nächsten, ist der Dienst an unserem Gott und Heiland.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (16)

(Pflichten gegen fremdes Leben)

26.10.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Vor zwei Wochen haben wir den ersten Teil des 5. Gebotes betrachtet: „Du sollst nicht töten!“ Dieser erste Teil befaßt sich mit den Pflichten gegen das eigene Leben. Der zweite Teil, den wir uns heute vornehmen, geht auf die Pflichten am fremden Leben. Das 5. Gebot verlangt von uns, daß wir fremdes Leben achten. Das bedeutet

1. daß wir dem Nächsten am leiblichen Leben nicht schaden, und
2. daß wir ihm an seiner Seele keinen Schaden zufügen.

Man kann den Leib töten, man kann aber auch die Seele morden. Die ersten Pflichten richten sich gegen das leibliche Leben des anderen. Man darf Nächsten nicht hassen, man darf ihm keinen Schaden zufügen, man darf ihn nicht ungerecht und absichtlich töten.

Der Haß ist ein Vernichtungsaffekt. Wer haßt, wünscht dem anderen Schaden zuzufügen, kleinen oder großen Schaden. In seiner Abneigung, in seiner Erbitterung gegen den anderen möchte er, daß es ihm schlecht geht, daß ihm Unheil und Ungemach zugefügt werden. Vom Haß kündigt die Heilige Schrift schon auf den ersten Seiten. Esau haßte seinen Bruder Jakob, Kain haßte seinen Bruder Abel. Vom Haß wird berichtet in der Königsgeschichte. Der König Saul haßte den David. Die Söhne Jakobs haßten ihren Bruder Josef und wollten ihn töten auf dem Felde; Ruben verhütete, daß ihr Haß zum Mord wurde.

Der Haß ist immer eine schwere Sünde. Er ist eine Wurzelsünde, eine Grundsünde, eine Sünde, die viele andere Sünden nach sich zieht. „Wer seinen Bruder haßt, ist ein Mörder,“ sagt der Apostel Johannes. Warum? Weil der Wille für die Tat steht, weil die Absicht, dem anderen Schaden, womöglich den Tod zuzufügen, schon fast so schlimm wie Mord ist. Das 5. Gebot verbietet den Haß.

Es wendet sich aber auch dagegen, daß wir dem Nächsten am leiblichen Leben schaden. Ein häufiger Fall, wie den anderen Schaden zugefügt wird, ist der Streit. Der Zank schadet dem Nächsten. Der andere wird aufgeregt, es wird ihm die innere Ruhe geraubt, die Zufriedenheit. Streit hat schädliche Auswirkungen auch auf das körperliche Leben. Der Zwist verursacht Nervenkrankheiten, hohen Blutdruck, Schlaganfälle. Wir dürfen dem Nächsten keinen Schaden zufügen durch Schläge. Das ist keine bloß theoretische Aussage, meine lieben Freunde. In vielen Familien gibt es Schläge zwischen den Ehegatten. Sehr viele Frauen wissen zu berichten, daß sie von ihren Männern geschlagen worden sind. Schläge sind eine Auswirkung der Abneigung, der Unbeherrschtheit, der Rücksichtslosigkeit. In der Gegenwart lesen wir oft von einem weiteren schweren Vergehen gegen das 5. Gebot, nämlich der Verfälschung von Lebensmitteln. Wir hören von gepanschten Weinen, von verfälschten anderen Lebensmitteln wie Mehlspeisen, Milchpulver. Auf diese Weise wird dem Nächsten auch Schaden zugefügt, schwerer Schaden, oft unbehebbarer Schaden an der Gesundheit. Im Mittelalter wurden Lebensmittelverfälscher mit ihren Waren lebendig begraben. So streng hat man dieses Vergehen geahndet. Wir dürfen dem Nächsten keinen Schaden an seiner Gesundheit zufügen.

Wir dürfen ihn noch viel weniger ungerecht oder heimtückisch oder grausam töten. Das nennt man Mord. Und wie wir jeden Tag aus der Zeitung entnehmen können, ist der Mord nicht selten. Gemordet wird allenthalben und überall. Der Mord ist immer eine schwere Sünde, er raubt dem Menschen das Wertvollste, was er - irdisch gesehen - besitzt, nämlich sein Leben. Er verkürzt seine Lebenszeit

und damit auch die Spanne, die er hätte, um sich Verdienste für den Himmel zu sammeln. Mord ist die Vollendung des Hasses gegen den Nächsten.

Nun ist allerdings das 5. Gebot auch schon manchmal mißverstanden worden. *Du sollst nicht töten*, das kann nicht heißen, daß die Beförderung vom Leben zum Tod absolut und in jedem Falle verboten sei. Das 5. Gebot will dem Unrecht wehren, aber nicht dem Recht. Und die Kirche hat durch zweitausend Jahre das Recht auf Notwehr verteidigt. Gegen einen gegenwärtigen gewaltsamen, das Leben bedrohenden Angriff darf sich der Mensch schützen. Er darf sich schützen, indem er den Angreifer niederschlägt und - unter Umständen - tötet. Das ist kein Vergehen gegen das 5. Gebot. Denn hier wird ja gar nicht einmal der Tod des anderen beabsichtigt, sondern der Schutz des eigenen Lebens; und wegen dieses guten Zweckes ist es gestattet, den ungerechten Angreifer abzuwehren.

Freilich soll man zunächst andere Mittel anwenden, um den Angriff abzuwehren. Man soll fliehen, man soll den anderen niederschlagen. Erst wenn das alles nichts hilft, ist die Tötung des ungerechten, das Leben bedrohenden Angreifers gerechtfertigt. Notwehr darf man üben nicht nur bei einem Angriff auf sich selbst, Notwehr darf man auch üben bei einem Angriff auf den Nächsten. Schon im Alten Testament wird berichtet, wie Moses einen Ägypter tötete, der einen Israeliten ungerecht bedrängte. Der Angriff, der sich auf die Gemeinschaft, auf das Volk richtet, darf ebenfalls durch Notwehr abgewiesen werden. Es gibt eine gesellschaftliche, eine Volksnotwehr, und sie hat zwei Gesichter. Einmal führt die Obrigkeit das Schwert; und wenn es zum Schutz der Gemeinschaft notwendig ist, die schwersten Verbrecher zur Hinrichtung zu führen, so erhebt die Kirche dagegen vom Glauben her keinen Einspruch. Die Todesstrafe ist legitim. Wenn sie nicht angewandt wird, dann ist das eine politische Maßnahme, aber das Recht der Obrigkeit, schwerste Verbrecher zum Tode zu bringen, ist unbestritten. Das ist die Notwehr der Gesellschaft. Sie wehrt sich hier gegen einen ungerechten Angreifer, der ihren Frieden, ihre Ruhe, ihre Ordnung bedroht. Selbstverständlich muß das die letzte Waffe sein. Zunächst müssen andere Mittel angewendet werden. Aber wenn sie versagen, dann hat die Obrigkeit das Recht, die Todesstrafe zu verhängen und zu vollstrecken.

Ähnlich ist es mit dem Kriegsdienst. *Ecclesia non sinit sanguinem* - Die Kirche dürstet nicht nach Blut, ganz gewiß nicht. Aber sie hat den Wehrdienst, sie hat den Kriegsdienst, sie hat den Kampf, den gerechten Kampf, niemals verurteilt. Der Staat, die Nation, das Volk hat das Recht, sein Leben, sein Eigenleben gegen den ungerechten Angreifer von außen zu verteidigen. Die Nation hat deswegen auch das Recht, von ihren Männern den Wehrdienst zu fordern. Im Evangelium ist nirgends die Rede davon, daß Christus ein Pazifist gewesen sei. Der Vorläufer des Herrn, Johannes der Täufer, hat, als die Soldaten zu ihm kamen und fragten: „Was sollen wir denn tun? Du predigst die Buße, die Bekehrung. Was sollen wir tun?“, da hat er nicht gesagt: Legt euer Waffen ab, sondern da hat er gesagt: „Seid mit euerem Lohn zufrieden und bedrückt niemanden ungerecht!“

So gibt es denn auch viele Kriegersleute, die Gott angenehm waren, wie der König David, wie der Hauptmann Cornelius in der Apostelgeschichte. Wir haben viele Soldatenheilige in unserer Kirche, von Florian angefangen über Goegr bis zu Sankt Martin. Die Kirche hat die gerechte Selbstverteidigung eines Landes, auch mit der Waffe, niemals grundsätzlich verworfen. Das ist kein Verstoß gegen das 5. Gebot.

Das sind die Verfehlungen gegen das leibliche Leben. Aber das 5. Gebot verbietet auch die Verfehlungen gegen das geistige Leben. Es untersagt Verführung und Ärgernis. Verführung ist die auf schlaue Weise geschehende Bemühung, einen anderen zur Sünde zu bringen. Der Urverführer ist der Satan. Er verleitete die ersten Menschen im Paradiese zu der Sünde des Hochmuts, des Ungehorsams, der Unbeherrschtheit, und seitdem hat die Verführung nicht mehr aufgehört. Die heiligen Martyrer wissen aus ihrer Lebensgeschichte zu berichten, wie sie verführt werden sollten, Christus das Zeugnis zu verweigern. Der Prokonsul bemühte sich, den greisen Polykarp von Smyrna - 86 Jahre alt - von seinem Glauben abzubringen. Der König Wenzel von Böhmen wollte den heiligen Johannes Nepomuk verführen, er bot ihm ein Bistum an, er könne Bischof werden. Und als die Verlockungen nicht verfangen, da drohte er. Er sperrte ihn in den Kerker, er ließ ihn peinigen, er warf ihn in die Moldau. Das waren Versuche der Verführung, mit Verlockung und mit Drohung den Menschen von seinem Glauben und seinem Vorsatz abzubringen.

Und so ist es immer geblieben bis heute. Der Verführer ist stets bereit, unschuldige Seelen zu verderben. Er hat immer zwei Mittel. Das eine Mittel ist das Versprechen von Vorteil, wenn man der

Verführung nachgibt, und das andere Mittel ist der Hinweis auf Übel, die zugefügt werden, wenn der andere sich dem Verführer nicht beugt.

Eines der düstersten Kapitel unserer Jugend ist die Verführung. Die große, herrliche Frau, Christa Meves, hat ein schönes Buch geschrieben mit dem Titel „Wieviel Verführung verträgt ein Volk?“ Wahrhaftig, das ist ein zeitgemäßes Buch, denn öffentliche und geheime Verführer suchen unserem Volk die Sittlichkeit und die Religion auszutreiben. Zu lange schon wirken die Mächte der Verführung auf unser Volk ein.

Die primitivste, aber oft die wirksamste Verführung ist die zu einem liederlichen Leben, also zu geschlechtlichen Exzessen. Denn hier kommt dem Verführer die Triebhaftigkeit entgegen, die im Menschen, in jedem Menschen, auf der Lauer liegt. Und weil eben im Inneren des Menschen ein solcher Trieb ist, spricht er auf diese Verführung auch so leicht an.

Eine andere Weise, dem anderen Menschen am geistigen Leben zu schaden, ist das Ärgernis. Ärgernis ist eine Handlung oder Unterlassung, durch die einem anderen Anstoß gegeben wird und Anlaß zur Sünde. Der Ärgernisgeber macht es nicht so wie der Verführer, daß er es darauf anlegt, daß er die Absicht hat, den anderen zur Sünde zu bringen, aber aus seiner Handlung erwächst eine solche objektive Anreizung zur Sünde.

Das Ärgernis ist mannigfaltig. Unbedachte Äußerungen der Eltern können in den Seelen von Kindern schwerste Verwüstungen anrichten. Der ständige Unfriede im Haus kann die Kinder für das ganze Leben schädigen. Das ist Ärgernis! Ärgernis kann es auch im Kirchenraum geben. *Sancta sancte* - mit dem Heiligen muß man heilig umgehen, und wer im Kirchenraum eine Art Happening veranstaltet, wer die Eucharistiefeyer umfunktioniert zu einem Gemeinschaftsmahl, der gibt Ärgernis! Mir sagte einmal eine fromme Frau aus einer Gemeinde: „Der Pfarrer macht keine Kniebeuge, wenn er am Allerheiligsten vorübergeht. Wenn es aber wahr ist, daß dort der Heiland ist?“ Das ist Ärgernis! Vom Ärgernisgeber steht in der Heiligen Schrift geschrieben: „Es wäre besser, er wäre nie geboren, oder es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt, und er würde in die Tiefe des Meeres versenkt werden.“

Es ist häufig Unbedachtsamkeit, die Ärgernis geben läßt. Es ist nicht immer böser Wille, keineswegs. Es ist manchmal einfach Nachlässigkeit; aber trotzdem ist das Ärgernis von furchtbarer Macht. Es ist schon manchem durch das, was er an einem Priester erleben mußte, ein ganzer Himmel eingestürzt. Ähnlich ist aber auch die Verantwortung der gläubigen Laien. Wir dürfen das Heilige nicht zum Ärgernis werden lassen. Ein frommer Mensch, der große Verheißungen erweckt, dann aber in seinem Verhalten zum Nächsten hart, ungerecht, verleumderisch ist, gibt Ärgernis. Er wird zum Anlaß, daß die Menschen sagen: Da seht ihr sie, die Kirchgänger! Da seht ihr sie, die Kommunikanten! Da seht ihr sie, die Katholiken! Mit dem Gott, den sie anbeten, will ich nichts zu tun haben. Das ist Ärgernis! Hier muß man auf der Hut sein, meine lieben Freunde, daß man nicht aus Unbedachtsamkeit, aus Nachlässigkeit dem Nächsten zum Ruin wird.

Das 5. Gebot hat eine doppelte Seite. Es legt uns Pflichten auf gegen uns selbst und Pflichten gegen den Nächsten. Wir dürfen nicht unser Leben zugrunde richten, wir dürfen aber auch nicht das Leben des Nächsten schädigen. Das 5. Gebot wird erfüllt durch die Liebe zum eigenen Selbst und durch die Liebe zum Nächsten. Die Liebe tut nichts, was dem Nächsten oder dem eigenen Selbst schadet. „Hast du die Liebe, dann hast du das Gesetz erfüllt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (17)

(Verfehlungen gegen das sechste Gebot)

01.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ haben wir als 6. Gebot in unserem Katechismus gelernt. Wenn Sie neuere Katechismen aufschlagen, finden Sie da den Satz: „Du sollst nicht ehebrechen!“ Aha! So haben mir schon verunsicherte Christen in Briefen oder am Telefon gesagt, es ist also nur der Ehebruch im 6. Gebot verboten. Alles andere Tun auf dem geschlechtlichen Gebiete ist frei. Und nach diesem Prinzip leben manche. Wie kommt dieser scheinbare Widerspruch zustande, daß in älteren Katechismen steht: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ und in neueren: „Du sollst nicht ehebrechen!“? Wenn man vom Zehn-Gebote-Gesetz ausgeht, wie es im Buch Exodus, im 2. Buch Moses, formuliert ist, so muß man sagen, dort steht: „Du sollst nicht ehebrechen!“ Warum hat aber die Kirche dann dieses Gebot umgeformt in den Satz: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“? Einfach deswegen, weil an vielen anderen Stellen des Alten und des Neuen Testaments nicht nur der Ehebruch, sondern jede Art geschlechtlichen Mißbrauchs. jede Form von Unzucht verboten ist. Die Kirche hat also durchaus recht gehabt, wenn sie in einem Katechismus, also in einem nicht exegetischen Werke, sondern in einem Handbuch der christlichen Lebensführung das Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen!“ umgeformt hat in den Satz: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“ An vielen Stellen des Alten und des Neuen Testaments wird nicht nur die Untreue in der Ehe, sondern jegliche Art von Unzucht verboten.

Im Buche Genesis wird zum Beispiel berichtet, daß die Männer von Sodoma, als Lot an diesen Ort gekommen war, begehrten, daß sie sich mit den zwei Männern zusammaten, die Lot besuchten; und das wird als ein furchtbares Verbrechen bezeichnet. Deswegen, auch deswegen ging Sodoma zugrunde, wegen der sodomitischen Sünde. An einer anderen Stelle des Alten Testaments wird von einem Manne namens Onan berichtet. Dieser Onan hat sich der Verfehlung schuldig gemacht, so heißt es hier in der Genesis im 38. Kapitel, daß er, wenn er der Frau seines Bruders beiwohnte, den Samen zur Erde fallen ließ. Also eine Verfehlung, die innerhalb der Ehe stattfand, die vom Alten Testament gebrandmarkt wird und die man als Onanie bezeichnet.

Im Neuen Testamente ist an vielen Stellen jegliche Unzucht verurteilt, etwa im 6. Kapitel des 1. Korintherbriefes: „Wißt ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden? Täuscht euch nicht! Weder Unzüchtige noch Götzendiener noch Ehebrecher noch Lüstlinge noch Knabenschänder werden das Reich Gottes erben!“ Also hier sind wenigstens vier verschiedene Unzuchtsvergehen genannt, Unzüchtige, Ehebrecher, Lüstlinge, Knabenschänder. Das habe ich nur deswegen ausgeführt, um den Unfug zurückzuweisen, als ob Gott lediglich den Ehebruch verboten hätte und nicht auch alle anderen Taten der Unzucht. Die Kirche hat also mit vollem Recht den Satz formuliert: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!“

Unzucht ist ein weites Feld, meine lieben Freunde. Sie beginnt, wie jede Sünde, im Herzen, mit Gedanken. „Gedanken sind zollfrei“, so sagt der Volksmund. Aber Gedanken sind nicht frei von Schuld! Die Gedanken, in denen sich ein Mensch aufhält, sind von dem Augenblick an nicht mehr schuldlos, wo er sich mit Wohlgefallen unzüchtigen Gedanken zuwendet. Es gibt Menschen, die leiden viel unter unzüchtigen Vorstellungen, ohne daß sie das wünschen und ohne daß sie es herbeirufen. Das ist eine Krankheit, aber keine Schuld. Aber freilich, es kann aus solchen Zwangsgedan-

ken eine Versuchung werden, wenn man ihnen zustimmt und wenn man sich darin mit Wohlgefallen aufhält. Außerdem pflegen Gedanken leicht zum Wunsch überzugehen. Sobald sich der Wille einschaltet - durch das Streben, durch die Begierde -, ist mit Sicherheit von Schuld zu reden.

Die Seele drängt nach dem Ausdruck dessen, was in ihr lebt, und so sind unzüchtige Worte nicht selten. Was man vor allem in Männergemeinschaften, also beim Militär oder in Betrieben oder in Sportvereinen in dieser Richtung zu hören bekommt, ist grauenhaft. Die Menschen, die von diesen Dingen reden, wissen oft nicht, welchen Schaden, welche Verwüstungen sie in den Seelen anderer, Unschuldiger, anrichten. Die unkeuschen, unzüchtigen Worte können wie ein Frost in eine Blüte fallen. Und derjenige befleckt sich selbst, der solche Worte gebraucht.

Begierde und Worte verstärken sich zur Tat. Die unzüchtige Tat ist mannigfaltig, sie hat verschiedene Namen, je nachdem, ob sie von Ledigen, ob sie von Verheirateten, ob sie mit Blutsverwandten, ob sie wider die Natur begangen wird. Als oberstes Prinzip hat zu gelten, was die Kirche seit zweitausend Jahren mit wunderbarer Konsequenz formuliert hat: Die Geschlechtskraft hat einen einzigen legitimen Ort, an dem sie sich auswirken darf, und das ist die gültige Ehe! Außerhalb der Ehe, vor der Ehe ist ein Gebrauch der Geschlechtskraft normalerweise immer schwere Sünde. Der einzige rechtmäßige Platz geschlechtlicher Betätigung ist die Ehe, weil der Geschlechtskraft ein Lebenswert, nicht bloß ein Genußwert innewohnt. Gott hat diese wunderbaren und doch gleichzeitig furchtbar gewaltigen Kräfte geschaffen, daß das Menschengeschlecht sich erhält; und er hat diese Kräfte gleichzeitig zu einem Mittel gemacht, daß sich Gatten in einer rechtmäßigen Ehe in Liebe einander schenken. Aber es ist keine Frage, daß der Lebenszweck der Geschlechtlichkeit den Dienst an der liebenden Vereinigung der Gatten weit, weit überragt. Die Kirche hat - nicht zu Unrecht - deswegen immer einen ersten und obersten Ehezweck, nämlich die Weitergabe des Lebens, vor einem zweiten, nachgeordneten Ehezweck, nämlich der gegenseitigen Hilfe und Liebe der Gatten, gelehrt.

Der erste Ehezweck ist ein sozialer. Er geht auf die Gemeinschaft, und die Gemeinschaft hat eben den Vorrang vor dem einzelnen. Der zweite Ehezweck ist ein individueller. Er ist deswegen dem ersten Ehezweck nachgeordnet. Diese Unterscheidung bleibt wahr und richtig, ob sie im kirchlichen Gesetzbuch steht oder nicht. Sie ist in der Natur des Menschen, sie ist im Naturgesetz, im sittlichen Naturgesetz angelegt und von der Kirche immer gelehrt worden.

Die Taten der Unzucht pflegen psychologisch größte Verwüstungen anzurichten. Der heilige Hieronymus hat einmal geschrieben von der geschlechtlichen Begierde: „Usu crescit, numquam satiatur“ - Sie wächst durch den Gebrauch, und sie wird niemals satt! Wie richtig hat Hieronymus beobachtet! Dieser Trieb ist tatsächlich im wahren Sinne unersättlich, und der Mensch, der ihm nachgibt, der ihn nicht beherrscht, der wird verschlungen wie von einem Strudel. In der echten Sage vom Tannhäuser, nicht in der von Richard Wagner verfälschten, ist der Held der Sage, also Tannhäuser, festgehalten im Zauberberg, im Hörselberg bei Frau Venus, und er spürt diese furchtbare Zerrissenheit, das Hingezerrtsein zum Bösen und das Wissen um das Gute. Er kann sich nicht lösen, und Frau Venus läßt ihn auch nicht fliehen. Erst als er die reinste der Jungfrauen anruft, Maria, da gelingt es ihm, sich von dem Zauber dieses Hörselberges zu befreien. „Usu crescit, numquam satiatur.“ Der Trieb, dem man nachgibt, verlangt immer stärkere Dosen, und von einfacher Unzucht kommt man zu qualifizierter, ja bis hin zu Sünden wider die Natur. Soeben hat der oberste Wächter des Papstes über die Glaubens- und Sittenlehre, der Kardinal Ratzinger, eine Instruktion über oder besser gegen die Homosexualität herausgegeben. Das Laster der gleichgeschlichen Verbindung ist wider die Natur.

Der Mensch ist erfinderisch im Dienste dieser Laster. So schafft er immer neue Anreizungen. Ich erwähne vor allem Bilder, Filme, Romane, Zeitschriften. Die Bilder sind deswegen so gefährlich, weil sie eine suggestive Kraft haben. Was man hört, dringt nicht so in die Seele ein wie das, was man sieht. Deswegen ist es so wichtig, daß wir uns und andere dazu erziehen, Bilder, die aufregen, Bilder, die anreizen, zu vermeiden, Filme, Fernsehsendungen, die in diese Richtung gehen, nicht anzuschauen. Wir dürfen es den Kindern nicht nur verbieten, meine lieben Freunde, wir müssen ihnen klarmachen, daß sie sich damit schaden. Wir müssen ihnen die Überzeugung beibringen, daß diese aufreizenden Filme ihnen nichts Gutes bringen, sondern Schlechtes, daß sie sie in den Schlamm tauchen, in den Schlamm, in dem sie möglicherweise versinken werden.

Auch die Lektüre ist auszuwählen. Man soll Kindern nicht nachspionieren, aber man soll das Vertrauen haben, daß sie sich mit einem Erwachsenen über ihre Lektüre unterhalten und daß man sie deswegen vor gefährlichen Büchern warnen kann. „Eine Jungfrau, die noch keusch ist, hat keine Romane gelesen,“ hat einmal der französische Philosoph Rousseau gesagt. Auch er wußte, wovon er sprach.

Zu diesem Gebiet gehört endlich auch die Frage der Kleidung. Die Entblößung des Körpers, das Anlegen aufreizender, die Sinnlichkeit anregender Kleidung, ist nicht ohne Schuld. Gewiß denken die meisten Männer und Frauen nicht an die Folgen, die sie mit ihrer Kleidung anrichten. Aber diese Folgen sind verschwinden deswegen nicht. Wir sollten darauf hinarbeiten, soweit es in unserer Macht steht, daß wir vor allem Jugendliche darauf hinweisen, ihre Kleidung so zu wählen, daß sie nicht der auf der Lauer liegenden Begierde Zündstoff liefert.

Wir begehen heute das Fest Allerheiligen. Alle Heiligen haben mit denselben dunklen Kräften gerungen, die auch in unserem Körper und in unserer Seele zu spüren sind. Aber sie haben diese Kräfte bewältigt und besiegt. Sie haben sie überwunden - und das ist der häufigste Fall -, indem sie ihre Zuflucht nahmen zu der reinsten Jungfrau, zu Maria. Sie rufen wir an in der Lauretanischen Litanei: „Du reine Jungfrau, du keusche Jungfrau, du unversehrte Jungfrau, du unbefleckte Jungfrau.“ Vier Anrufungen, die wir als Schutz vor den Gefahren der Geschlechtlichkeit uns zu eigen machen sollen. In der Allerheiligenlitanei kommt die wunderbare Anrufung vor: „*A spiritu fornicationis libera nos*“ - Vom Geiste der Unlauterkeit erlöse uns!

Wir wollen uns heute, meine lieben Freunde, im Geiste dieser Anrufung erneuern, wollen den Heiligen, die uns vorangegangen sind im Zeichen des Glaubens, unsere Bitte vortragen, daß sie uns und alle, die uns anvertraut sind, daß sie unser Volk und unsere Kinder bewahren vor dem Makel der geschlechtlichen Sünde, daß sie uns befähigen, die Schönheit der Reinheit, die Schönheit der Tugend, die Schönheit der Keuschheit zu erkennen und dann diesem Ideal nachzuleben und auf diese Weise ihre Gemeinschaft zu erlangen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Armen Seelen

02.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Als ich ein Knabe war, nahm mich die Großmutter bei der Hand und ging mit mir auf den großen Simultanfriedhof meiner Heimatstadt. Dann deutete sie auf einen Grabstein und sagte: „Siehst du, da liegt ein Katholik begraben.“ „Ja,“ sagte ich, „Großmutter, wieso weißt du, daß das ein Katholik war?“ „Ja, das sieht man an den drei Buchstaben R.I.P. Requiescat in pace. Nur Katholiken schreiben auf ihre Grabsteine, er möge ruhen in Frieden.“

Tatsächlich besteht zwischen dem Totengedenken der Protestanten und dem Allerseelentag der Katholiken eine tiefe Kluft. An die Toten gedenken können auch Nichtkatholiken, aber für die Toten beten können nur Katholiken. Denn nur Katholiken sind überzeugt, daß man mit dem Gebet den Verstorbenen zu Hilfe kommen kann. Und sie sind dieser Überzeugung, weil sie den Glauben an den Reinigungszustand, an das Fegefeuer, haben. Wir wollen den heutigen Allerseelentag benutzen, um drei Fragen über den Reinigungszustand zu stellen, nämlich

1. Worin besteht er?
2. Gibt es einen solchen Reinigungszustand?
3. Wie können wir den dort Befindlichen zu Hilfe kommen?

Die erste Frage lautet: Worin besteht der Reinigungszustand? Im Reinigungszustand, im Fegefeuer, sind diejenigen Gläubigen, die noch zeitliche Sündenstrafen abzubüßen haben. Die Sünde fordert nach Gottes Gerechtigkeit Strafe, die schwere Sünde schwere Strafe, die leichte Sünde leichte, läßliche, zeitliche Strafe. Zwar werden bei der Sündenvergebung im Bußsakrament alle Sünden vergeben, ohne Ausnahme. Wenn überhaupt Sündenvergebung erfolgt, dann werden alle vergeben. Ebenso wird die ewige Strafe, die wir verdient haben, erlassen. Aber nicht immer werden alle zeitlichen Sündenstrafen nachgelassen, und die müssen entweder auf Erden oder im Jenseits abgebüßt werden.

Die Armen Seelen, wie wir sie nennen, die abgeschiedenen Verstorbenen, könnte man auch als reiche Seelen bezeichnen. Arm sind sie, weil sie die Anschauung Gottes noch nicht haben und Schmerzen leiden. Es ist klar: Wenn man Sehnsucht nach Gott hat, und die Armen Seelen haben nichts mehr, womit sie sich über ihre Sehnsucht hinwegtrösten können wie auf Erden, wo man sich mit den Schätzen der Erde blenden lassen kann, also wenn man Sehnsucht hat nach Gott, große Sehnsucht, und die Sehnsucht wird nicht erfüllt, so ist das ein starker Schmerz. Deswegen nennen wir zu Recht die im Fegefeuer befindlichen Seelen „arme“ Seelen, denn sie darben noch der Freude des Himmels, der Anschauung Gottes, und sie leiden Schmerzen. Aber sie sind gleichzeitig reiche Seelen, weil sie gerettet sind. Wer im Fegefeuer ist, ist gerettet! Die Armen Seelen sind also reich an Freude, nämlich daß sie es geschafft haben, daß sie die gewisse Aussicht haben, in den Himmel zu kommen, wenn ihre Läuterung vollendet ist. Die Armen Seelen sind darum sicher auch von einem tiefen Glück erfüllt, von einem Glück, daß sie den Sieg über die Welt und den Tod und den Teufel errungen haben.

Die Kirche lehrt uns nun für die Verstorbenen beten: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“ Was ist mit der Ruhe gemeint? Die Ruhe ist der Gegensatz von den Schmerzen, welche die Armen Seelen leiden. Wenn man Ruhe hat, dann sind die Schmerzen verschwunden. Die hier angesprochene Ruhe ist der Zustand des Friedens und des Glücks in der Gegenwart Gottes. Deswegen: „Gib ihnen die ewige Ruhe!“ Das bedeutet soviel wie „Erlöse sie von den Schmerzen!“ „Und das ewige Licht leuchte ihnen!“ Nun, das Licht, von dem hier die Rede ist, ist die Anschauung Gottes. Gott ist Licht, und wer ihn sehen darf, der ist im Lichte, in einem Lichte, das

niemals erlischt. Jetzt verstehen wir, was die Kirche sagt, wenn sie uns beten lehrt: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen! Laß sie ruhen in Frieden!“

Gibt es ein solches Fegefeuer? In einigen Büchern der Heiligen Schrift finden sich Andeutungen. Wenn der Heiland sagt: „Wer gegen den Heiligen Geist lästert, dem wird diese Sünde weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden,“ dann scheint das ein Hinweis zu sein, daß eben auch in jener Welt noch eine Nachlassung von Sündenfolgen und Sündenresten, wie es die Strafen ja sind, erfolgt. Oder wenn der Heiland sagt von einem Sünder, er wird nicht herauskommen aus dem Kerker, bis er den letzten Heller bezahlt hat, dann deutet das die Kirche auf den Reinigungszustand, wo durch Leiden Genugtuung geleistet werden muß. Außerdem spricht der Apostel Paulus einmal von der Rettung wie durch Feuer, was von dem läuternden Reinigungszustand verstanden werden kann. Außerdem hat die Kirche nicht nur die Glaubensquelle, die Offenbarungsquelle der Schrift, sie hat auch die Tradition. Und die Tradition bezeugt, daß in der Kirche immer für die Verstorbenen gebetet worden ist. Wir haben ein ergreifendes Zeugnis von der Mutter des heiligen Augustinus, Monika. Als sie auf dem Sterbebett lag, sagte sie: „Wo ihr mich begrabt, ist völlig gleichgültig, aber nur: Gedenket meiner am Altar!“ Also sie wünschte das Gebet für ihre Seele.

Im Alten Bunde schon finden sich Andeutungen für den Reinigungszustand; denn warum hätte Judas Makkabäus große Mengen Silbers nach Jerusalem schaffen lassen, damit dort Opfer dargebracht würden, wenn es sinnlos gewesen wäre? Opfer für die Verstorbenen, und zwar für die Gefallenen, bei denen im Tode Götzenbilder gefunden worden waren, die also zwar den Tod für Israel erlitten hatten, bei denen aber die Befürchtung bestand, daß sie noch nicht frei von aller Schuld seien, hatten doch nur einen Sinn, wenn ihnen dadurch geholfen werden konnte. So gibt es also schon im 2. Buch der Makkabäer einen Hinweis auf den jenseitigen Läuterungszustand.

Seine Notwendigkeit läßt sich auch durch eine Vernunftüberlegung einsichtig machen. Viele Menschen sind nicht rein genug, um in den Himmel einzugehen, aber sie sind auch nicht so verdorben, daß sie die Verdammnis erfahren müßten. Also müssen sie noch eine Zeit schmerzlicher Läuterung über sich ergehen lassen. Es scheint, daß auch in den Sagen der Völker eine Ahnung von dem Läuterungszustand vorhanden ist. Ich denke etwa an die Gestalt des Prometheus in der griechischen Sage. Prometheus ist nach der Sage der Mann, der den Göttern das Feuer gestohlen und es auf die Erde gebracht hat. Er wurde deswegen im Kaukasus an einen Felsen angekettet, und dann kam ein Adler und fraß ihm täglich die Leber ab, die nachts nachwuchs, schmerzhaft gequält, bis ihn endlich Herakles befreite.

Das alles scheint dahin zu konvergieren, daß wir in der Kirche sagen müssen: Es gibt einen Läuterungszustand, in dem diejenigen, die beim Tode noch nicht Vollendete sind, rein gebrannt werden, damit sie Gott zu schauen voll befähigt werden.

Dieser Läuterungszustand ist schmerzlich, und da erhebt sich die Frage: Ja, kann man denn den in diesem Zustand Befindlichen nicht zu Hilfe kommen? Doch, man kann es! Die Armen Seelen können für sich selbst nichts mehr tun, sie können nur noch leiden. Sie können nicht mehr genügen, sie können keine Verdienste mehr sammeln, sie können nur noch genügen. Aber es ist möglich, daß ihnen von außen Hilfe kommt. „Es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden erlöst werden,“ haben wir soeben in einer der Lesungen dieses Tages gehört. Wir können also den Verstorbenen durch Gebet zu Hilfe kommen, etwa indem wir das schöne, wunderbare Gebet immer wieder sprechen: „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen! Herr, laß sie ruhen in Frieden!“

Das wirksamste Mittel, den Verstorbenen zu Hilfe zu kommen, ist die heilige Messe. In jeder heiligen Messe wird sowieso schon für die Verstorbenen gebetet, und um so wirksamer ist das Meßopfer, wenn es für die Verstorbenen in besonderer Intention, in besonderer Meinung dargebracht wird.

Wir können für die Verstorbenen Ablässe gewinnen und sie ihnen fürbittweise zuwenden. Über die Verstorbenen hat die Kirche keine Gewalt, sie kann deswegen die Ablässe nicht in hoheitlicher Zusprennung ihnen zuteilen, aber sie kann sie ihnen fürbittweise zuwenden. Und das sollten wir tun. Wir sollten den Allerseelenablaß gewinnen, heute bis um 12 Uhr nachts auf dem Friedhof oder in der Kirche durch Gebet nach der Meinung des Heiligen Vaters. Im Buche Job heißt es: „Erbarmt euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde, denn die Hand des Herrn hat mich getroffen!“ Ja, das ist der Ruf,

der heute aus dem Läuterungszustand an uns ergeht: „Erbarmet euch unser, ihr, meine Freunde, denn die Hand des Herrn hat uns getroffen!“

Wir wollen diesen Ruf hören. Wir wollen für die Armen Seelen beten, und wir wollen sie auch anrufen um ihr Gebet, denn das vermögen sie: Sie können für uns beten, und sie werden für uns beten; denn ihre Liebe zu uns ist in fortwährendem Wachstum begriffen. So geschieht ein wunderbarer Austausch in der Gemeinschaft der Heiligen. Engel tragen unsere Gebete empor zu Gott für die im Reinigungszustand auf den Eingang in den Himmel Harrenden, und Engel tragen die Gebete der im Läuterungszustand Befindlichen vor Gottes Angesicht, damit uns Hilfe werde, damit wir wie sie uns einmal in Ewigkeit im Lichte Gottes freuen können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (18)

(Über das Recht auf Eigentum)

09.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

„Du sollst nicht stehlen!“ lautet das 7. Gebot Gottes im Dekaloggesetz. Es ist mit diesem Gebot wie mit den anderen auch: Es will nicht punktuell und beschränkt auf den Wortlaut ein einziges bestimmtes Verhalten verbieten, etwa nur den Diebstahl, sondern das 7. Gebot hat seine Intention darin, so hat es die Kirche immer verstanden, die Eigentumsordnung unter den Menschen aufzurichten. Es versteht sich von selbst, daß das 7. Gebot das Stehlen verbietet und erst recht den Raub, der ja schlimmer ist als Diebstahl, verboten wissen will. Aber darüberhinaus hat das Gebot auch einen positiven Sinn, und dieser Sinn besagt: Habe Achtung vor dem Eigentum!

Der Mensch hat ein Recht auf Eigentum. Dieses Recht ist ein Naturrecht. Es ist mit der Natur des Menschen und mit der Schöpfungsordnung Gottes gegeben. Der Mensch hat das Recht - und auch die Pflicht -, sich selbst zu erhalten. Er kann dies aber unter normalen Umständen nur, wenn er das besitzt, was zur Nahrung, zur Kleidung, zur Wohnung vonnöten ist. Er braucht für seine persönlichen Bedürfnisse Güter. Diese Güter sind sein Eigentum, er kann darüber verfügen. Auch aus anderen Gründen benötigt der Mensch Eigentum. Er soll ja sein ewiges Ziel anstreben, er soll für den Himmel arbeiten. Das ist aber nicht möglich, wenn er fortdauernd und in jedem Augenblick nur für den unmittelbaren Lebensunterhalt besorgt sein muß. Es muß ihm die Möglichkeit gegeben sein, daß er beispielsweise am Sonntag seine Hände ruhen läßt und sein Gemüt zu Gott erhebt.

Der Mensch hat sodann auch die Pflicht, für seinen Nächsten zu sorgen. Die pflichtmäßige Sorge für den Nächsten ist nur möglich, wenn die Mittel dafür vorhanden sind, Geld und Gut, Eigentum.

Schließlich ergibt sich die Institution des Eigentums auch aus der Sorge für den Frieden unter den Menschen. Wenn die Menschen fortwährend die Güter unter sich teilen müßten, wäre der Streit ohne Ende programmiert. Wenn sich Kinder um das Erbe streiten müßten, wenn sie sich ständig neu um das Wasser in einem Brunnen, der in einem Hause angelegt ist, streiten müßten, wenn der Besitz immer wieder geteilt werden müßte, dann wäre der Unfriede für alle Zeiten festgelegt. Deswegen besteht nach Gottes Willen eine Ordnung des Eigentums so wie es eine Ordnung der Ehe und eine Ordnung der Obrigkeit gibt. Strittig ist weniger das persönliche als das Eigentum an Produktionsmitteln. Da ist ja, wie Sie wissen, im vorigen Jahrhundert eine Bewegung entstanden, der Kommunismus, der das Eigentum an Produktionsmitteln schlechthin verwirft und das eingängige Wort geprägt hat: Eigentum ist Diebstahl. Die Kirche hat diese Lehre als eine Irrlehre verworfen. Nicht das Eigentum an Produktionsmitteln ist an der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen schuld, wie der Kommunismus meint, sondern das Vergessen der Sozialpflichtigkeit des Eigentums, die kapitalistische Raffgier, die liberalistische Rücksichtslosigkeit ist es, die das Elend, das im vorigen Jahrhundert unter den Lohnarbeitern herrschte, verschuldet hat.

Kapitalismus ist im Kommunismus in der reinsten Form verwirklicht, nämlich der Staatskapitalismus. Im Kommunismus gibt es nur einen allmächtigen und alles beherrschenden Kapitalisten, das ist der Staat, der von der kommunistischen Partei gelenkt wird. Unter den anderen wirtschaftlichen Systemen, die Eigentum an Produktionsmitteln zugeben, kann der Lohnarbeiter wählen, ob er zu diesem oder jenem Unternehmer geht. Im Kommunismus kommt er immer an ein und denselben Unternehmer, er ist ihm rechtlos und schutzlos ausgeliefert, und das ist der Kapitalist Staat.

Der frühere Kommunist Djilas in Jugoslawien hat ein Buch geschrieben „Die neue Klasse“. Wenn Sie dieses Buch lesen, fällt es Ihnen wie Schuppen von den Augen. Sie sehen, wie hier ein Insider, ein Mann, der das ganze System jahrzehntelang beobachtet hat, die Schäden, ja die Unmöglichkeit des Staatskapitalismus, Kommunismus genannt, aufweist. In diesem Buch heißt es unter anderem sinngemäß: „Die Kommunisten verfahren mit dem Staate so, als ob es ihr Privateigentum wäre. Sie lassen sich vom Staat Häuser und Autos und Angestellte zur Verfügung stellen, als ob sie Unternehmer wären, und auf diese Weise holt die schlimmste Form des Kapitalismus den Kommunismus ein.“

Es gibt also, das sei als erstes festgehalten, ein Recht auf Privateigentum. Freilich muß das Eigentum auf rechte Weise erworben sein. Zum Erwerb von Eigentum führen drei Wege. Erstens, die Besitzergreifung von herrenlosem Gut. Als die Erde noch wenig bevölkert war, sind die Menschen eben ausgezogen und haben von dem Land, das sie vorfanden, Besitz genommen. Sie sind damit legitime Besitzer geworden. Die Besitzergreifung von herrenlosem Gut ist auch heute noch in bescheidenem Umfang möglich. Ich verweise Sie nur auf die zweimal im Jahr stattfindende Abfuhr von Sperrmüll. Was die Menschen als Sperrmüll vor die Häuser stellen, ist aufgegebenes Eigentum. Und zum Erstaunen vieler fährt dann Auto um Auto an dem Sperrmüll vorbei, und ein jeder sucht sich heraus, was er noch für brauchbar hält und für sich erwerben möchte. Das ist legitim. Das ist Besitzergreifung von herrenlosem Gut.

Die zweite Weise, sich Eigentum zu erwerben, ist die Arbeit. Gott hat die Erde so geschaffen, daß sie das Ihrige nur hergibt, wenn der Mensch arbeitet. Wer aber arbeitet, soll auch den Lohn seiner Arbeit genießen. Er soll die Frucht seiner Arbeit haben. „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert,“ heißt es schon in der Heiligen Schrift. So ist also normalerweise das Eigentum erarbeitet, und es wäre ungerecht, dem, der arbeitet, das Eigentum vorzuenthalten oder zu versagen, zu beschneiden oder zu entziehen.

Der dritte Weg, sich Eigentum zu erwerben, ist die Schenkung. Schenkung ist vor allem üblich zwischen Angehörigen. Der Vater übergibt dem Sohn oder der Tochter sein Gut für den Erbfall. Es gibt ein Erbrecht. Und sogar die kommunistischen Staaten haben wieder ein Erbrecht eingeführt, nachdem sie es am Anfang abgeschafft hatten. Das Testament und das Vermächtnis sind legitime Weisen, wie Eigentum vom einen zum anderen, vom Erblasser auf den Erben übertragen wird.

Das sind die drei Wege, wie man Eigentum erwirbt: Besitzergreifung von herrenlosem Gut, Arbeit und Geschenk. Auch der Staat hat etwas mit dem Eigentum zu tun. Er ist nicht der Obereigentümer, aber er hat ein Überwachungsrecht, kein Verfügungsrecht, wohl aber ein Ausichtsrecht über das Eigentum. Er hat darüber zu wachen, daß das Eigentum in rechter Weise erworben und nicht in unrechter Weise verwendet wird. Die Verteilung des Eigentums erfolgt nicht immer nach Gottes Willen. Die Verteilung des Eigentums ist manchmal ungerecht. Dann darf, dann muß der Staat eingreifen.

Wir haben nach dem Kriege ein in der ganzen Welt gerühmtes Eingreifen des Staates in das Eigentum in Deutschland erlebt, nämlich bei dem sogenannten Lastenausgleich. Zwölf Millionen Menschen aus den Ostgebieten strömten völlig mittellos in das Gebiet der Bundesrepublik ein. Diejenigen, die auch gelitten hatten durch Bombenschäden und andere Verluste, waren immer noch besser dran als die Massen dieser aus den Heimatgebieten vertriebenen Menschen. So hat der Staat veranlaßt, daß sie von ihrem Gut, das sie noch besaßen, etwas abgaben zugunsten der Vertriebenen. Das war eine große soziale Tat und hat das Recht des Staates, über die Verteilung des Eigentums und über seine Verwendung zu wachen, klar und deutlich herausgestellt.

Dasselbe tut der Staat, wenn er Steuern einnimmt. Die Besteuerung ist auch ein Mittel der Eigentumslenkung, und der Staat hat das Recht der Besteuerung. Die Grenzen dieses Rechtes sind freilich umstritten. Das ist auf allen Rechtsgebieten so, meine lieben Freunde, an den Grenzen gibt es immer Unschärfen, aber auch Härten. Das ändert nichts daran, daß der Staat berechtigt ist, Steuern zu erheben. Er hat weiter über die Sozialpflichtigkeit des Eigentums zu wachen. Man kann mit seinem Eigentum nicht unbegrenzt tun, was man will. Man darf sein Haus nicht anzünden, man darf seine Kühe nicht töten, etwa um aus der Versicherung Geld herauszuholen. Der Staat hat das Recht, über die Verwendung, über den Gebrauch des Eigentums zu wachen. Er muß die Menschen an die Sozialpflichtigkeit, an die Gemeinverbindlichkeit des Eigentums erinnern. Und die Menschen haben die heilige Pflicht, mit ihrem Vermögen Bedürfnislosen, Hungernden, Frierenden zu Hilfe zu kommen. Es muß

eine Solidarität unter den Besitzenden sein. Sie müssen ihr Eigentum so verwalten, wie es der Apostel Paulus verlangt: „Die da kaufen, müssen sein, als ob sie nichts besäßen; denn die Gestalt dieser Welt vergeht.“

Im Evangelium finden sich viele Worte über den Umgang mit Geld und Gut. Eines der schönsten lautet: „Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn es ausgeht, in die ewigen Wohnungen aufnehmen!“

Ja, meine lieben Freunde, wollen wir das Eigentum, das Gott uns beschieden hat, in der rechten Weise verwenden, damit uns der Herr einmal beim großen Gericht sagen kann: „Wohlan, du kluger, du guter, du treuer Knecht, wohlan, du kluge, du treue, du gute Magd, weil du über wenig getreu gewesen, will ich dich über vieles setzen. Geh ein in die Freude deines Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (19)

(Verfehlungen gegen das siebente Gebot)

16.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das 7. Gebot schützt das Eigentum. Wir haben am vergangenen Sonntag die Berechtigung, Eigentum zu erwerben, erkannt, aber auch die Sozialpflichtigkeit des Eigentums erwähnt. Es bleibt uns am heutigen Sonntag, von den Verfehlungen gegen das 7. Gebot zu sprechen. Es sind deren sieben; sieben Gruppen von Sünden, die sich gegen das 7. Gebot richten.

Die erste ist selbstverständlich der Diebstahl. „Du sollst nicht stehlen,“ heißt ja das Gebot. Diebstahl ist die heimliche Wegnahme eines fremden Gutes gegen den vernünftigen Willen des Eigentümers. Die Heimlichkeit ist das prägende Merkmal des Diebstahls. Wir wissen schon aus der Heiligen Schrift, daß ein Mann, der unrühmlich in die Kirchengeschichte eingegangen ist, ein Dieb war, nämlich Judas. Er trug einen Geldbeutel, und er nahm aus diesem Beutel, dessen Inhalt für alle bestimmt war, Geld heraus für seine persönlichen Bedürfnisse. Er war ein Dieb, so meldet es uns der Evangelist Johannes.

Der Diebstahl ist außerordentlich häufig. Das hängt einmal damit zusammen, daß die Menschen eben besitzgierig, habsüchtig sind, und zum anderen, daß der Gelegenheiten so viele sind, sich fremdes Gut anzueignen. Ich kann mich erinnern, als ich ein Knabe war, gab es in meiner Klasse Kameraden, die gewissermaßen einen Sport aus dem Diebstahl machten. Vor allem auf den Jahrmärkten stahlen sie, was ein Junge nur eben begehren kann, Taschenlampen, Messer und ähnliche Gegenstände.

Der Diebstahl ist im Osten wie im Westen verbreitet. Im Osten deswegen, weil der Staat als der Eigentümer von beinahe allem auftritt und deswegen die Menschen zum Diebstahl reizt. Diebstahl an Volkseigentum, heißt das. Aber das Volk sieht sich eben weithin vom Staat um die Erträge seiner Arbeit betrogen und glaubt deswegen ein gutes Recht zu haben, sich am sogenannten Volkseigentum zu vergreifen. In unseren Breiten ist es das ungeheure Angebot an Waren, das die Menschen verleitet, Diebstähle zu begehen. Es ist bekannt, daß solche Diebstähle häufig von Angehörigen wohlhabender Familien begangen werden, die es also gar nicht nötig hätten, sich auf eine Weise zu bereichern, die nicht erlaubt ist.

Vom Diebstahl zu unterscheiden ist der Zugriff auf fremdes Vermögen in äußerster Not. Alsdann darf man an sich nehmen, was unbedingt vonnöten ist. Wir wissen, daß diese Weise, sich in äußerster Not selbst zu helfen, kein Diebstahl ist, weil hier die Wegnahme erfolgt nicht gegen den vernünftigen Willen des Eigentümers. Der wohlhabende Eigentümer müßte erkennen, daß er in dieser Lage verpflichtet ist, das abzugeben, wessen er nicht bedarf. In äußerster Not wird alles gemeinsam.

Wenn die Wegnahme des fremden Gutes in Gegenwart des Eigentümers gewaltsam geschieht, dann sprechen wir von Raub. Der Raub ist nicht selten verbunden mit einem Angriff auf den Eigentümer. Dann kommt es zu Gewalttätigkeiten, zu Verletzungen, ja manchmal zur Ermordung des Eigentümers. Man spricht dann von Raubmord. Ein solcher Raub mit Verwundung wird uns im Evangelium berichtet. An dem Mann, der von Jerusalem nach Jericho zog und dort halbtot geschlagen wurde, wurde ein Raub verübt.

Die dritte Verfehlung ist der Betrug. Betrug begeht, wer in listiger Weise jemandem am Eigentum schadet. Betrug ist außerordentlich häufig, je nach den Mitteln, mit denen man ihn begeht. Man kann jemanden betrügen durch falsches Gewicht, durch falsches Maß; Betrug ist möglich durch Verrückung von Grenzsteinen. Es gibt Betrug in der Weise, daß man einen betrügerischen Konkurs vornimmt.

Betrug geschieht durch Verfälschung von Lebensmitteln, durch Herstellung von Falschgeld. Es sind unendlich viele Möglichkeiten denkbar, wie jemand betrügerisch sich am Eigentum des Nächsten vergreift. Nicht selten ist der Versicherungsbetrug. Es schließt jemand eine Versicherung ab über Vermögensstücke, dann zündet er seinen Viehstall an oder zerstört ein kostbares Gerät und verlangt, daß die Versicherung ihm diesen Schaden ersetzt, der angeblich durch höhere Gewalt geschehen ist.

Ein besonders schlimmes Vergehen gegen das 7. Gebot ist der Wucher. Der Wucher besteht darin, daß jemand die Notlage eines anderen ausnutzt. Man unterscheidet vor allem den Geld- und den Getreidewucher. Der Geldwucher besteht darin, daß man Geld ausleiht, aber zu weit überhöhten Zinsen. Der Mann, die Frau, welche das Geld leihen, benötigen es dringend, und in ihrer Notlage sagen sie einen hohen Zinssatz zu. So wird ihre Verlegenheit durch den Geldgeber ausgebeutet. Der Getreidewucher besteht darin, daß jemand Lebensmittel zurückhält und sie erst in der äußersten Not auf den Markt wirft, um dann einen besonders hohen Preis zu erzielen. Beides ist höchst verwerflich. Es ist auch gleichzeitig eine Verfehlung gegen die Nächstenliebe, den Nächsten auszubeuten, seine Not auszunutzen.

Eine weitere Verfehlung gegen das 7. Gebot ist die Nichtbezahlung von Schulden. Das Geschäftsleben kann ohne Kredit nicht leben. Schulden müssen gemacht werden, um eine Existenz zu gründen, um Investitionen vorzunehmen. Die Kreditaufnahme als solche ist nicht verwerflich, nur das leichtfertige Schuldenmachen, und vor allem die Nicht-Zurückzahlung von Schulden. Die Nicht-Begleichung von Schulden nimmt den schlimmsten Charakter, nämlich den Charakter der himmelschreienden Sünde an, wenn sie gegenüber einem Menschen geschieht, der Arbeit geleistet hat und jetzt auf seine Bezahlung rechnet und darauf angewiesen ist. Das Alte Testament hat die Auszahlung des Verdienstes am Abend des Tages verlangt. Das Geld darf nicht über die Nacht bei dem bleiben, der zur Zahlung verpflichtet ist.

Die Auffindung von gefundenen Gegenständen verpflichtet regelmäßig zur Rückgabe. Die Nicht-Rückgabe gefundener oder geborgter Gegenstände ist ebenfalls eine Verfehlung gegen das 7. Gebot. Man kommt im menschlichen Geschäftsleben und auch im Nachbarschaftsleben nicht ohne Leihen, nicht ohne Borgen aus. Das ist nun einmal mit der menschlichen Angewiesenheit auf andere gegeben. Aber wer geliehen hat, muß zurückstellen, und wer etwas gefunden hat, muß es zurückgeben. Nur bei ganz geringfügigen Gegenständen dürfte man das Gefundene behalten. Wenn man den Besitzer nicht kennt, muß man sich um seine Identifizierung bemühen. Selbstverständlich hat der Finder Anspruch auf den Finderlohn, das ist ja sogar bürgerlich-rechtlich geregelt.

Und schließlich eine letzte Verfehlung gegen das 7. Gebot, die Beschädigung fremden Eigentums. Wenn man in öffentlichen Verkehrsmitteln oder überhaupt in öffentlichen Gebäuden sich aufhält, kann man oft feststellen, daß die Menschen sich dort benehmen, wie sie sich zu Hause niemals verhalten würden. Achtlos lassen sie Zigarettenasche zu Boden fallen, so daß der Teppichboden verbrannt wird; sie beschädigen Telefonzellen willkürlich; sie ritzen in Bänke, auch in Kirchenbänke, Namen und Zeichen ein. Gehen Sie einmal in die Kirche St. Bonifaz in Mainz! Da sehen Sie, wie die schönen Holzbänke mit Kritzeleien verunstaltet sind - Beschädigung fremden Eigentums.

Diese sieben Verfehlungen, meine lieben Freunde, verpflichten zur Wiedergutmachung, mit dem Fachausdruck: zur Restitution. Wer dem anderen am Eigentum geschadet hat, ist zur Wiederherstellung des früheren Zustandes verpflichtet. Er kann in der Beichte nicht losgesprochen werden, wenn er sich nicht verpflichtet, nach Kräften und Möglichkeiten die Restitution zu besorgen.

Nicht immer ist das leicht, aber der reuige Sünder muß wenigstens so viel tun, wie er kann, wie er vermag. Der heilige Clemens Hofbauer hatte einmal die Freude, daß ein Dieb ihm ein gestohlenen Buch zurückbrachte. Er stellte es dann dem Eigentümer zurück, doch der wollte es gar nicht mehr haben. „Nein,“ sagte Clemens Hofbauer, „nehmen Sie es ruhig an, man soll dem Dieb die Sache nicht leicht machen. Er soll lernen, daß es nichts Geringfügiges ist, Eigentum zu entwenden.“ Also die Restitution hat auch eine erzieherische, eine pädagogische Bedeutung.

Wir wissen alle, daß die Sünden die Neigung haben, zu wachsen. Der Volksmund sagt nicht ohne Recht: „Mit Kleinem fängt man an, mit Großem hört man auf.“ Unter Kindern ist der Diebstahl weit verbreitet. Was sie begehren, was ihr Herz ersehnt, das verschaffen sie sich nicht selten auf unrechte Weise. Und deswegen ist es so entscheidend für die Erziehung, daß wir schon den Kindern die Acht-

ung, die unbedingte Achtung vor dem Eigentum des anderen beibringen, denn sie begeben sich hier auf eine abschüssige Bahn. Die Verfehlungen werden immer größer, weil die Wünsche immer mehr wachsen, und es kommt möglicherweise eines Tages zur Katastrophe im Raub oder gar im Raubmord.

Ein Priester, der junge Zöglinge zu betreuen hatte, wurde von einem Siebzehnjährigen bestohlen. Da hat er sich folgende Pädagogik ausgedacht: Er nahm diesen Jungen und ging mit ihm ins Gefängnis. Der Gefängnisdirektor war instruiert. Dann zeigte er ihm die Zellen und die Schlösser und - damals auch noch - die Gitter. Der Junge hat von diesem Zeitpunkt an nie mehr einen Diebstahl begangen, so erschüttert hat ihn das Erlebnis dessen, wohin man kommt, wenn man sich dem Zug nach unten überläßt.

Wir wollen uns, meine lieben Freunde, an die Botschaft des Evangeliums erinnern: „Alles, was ihr wünscht, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun!“ Diese goldene Regel gilt auch im Verhalten gegenüber dem 7. Gebot.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (20)

(Verfehlungen gegen die Ehre des Nächsten)

23.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das 8. Gebot schützt die Ehre und verbietet die Falschheit. Wir wollen am heutigen Sonntag darüber nachdenken, was es um den Schutz der Ehre ist, der vom 8. Gebot gewährleistet werden soll.

Die Ehre - oder der gute Name - besteht darin, daß die Menschen von uns gut denken und reden. Gott hat dem Menschen das Ehrgefühl in die Seele gegeben. Das ist ein Zeichen, daß die Ehre etwas Gutes ist. Wer Ehre besitzt, ist zufrieden, ist glücklich. Mit Schande, mit Unehre kann man nicht dauernd leben. Wer ehrenhaft ist, ist bemüht, ein Leben zu führen, das seinem Ruf entspricht. Er möchte der Ehre, die ihm zuteil wird, gerecht werden. Die Ehre ist also ein Vehikel der Tugend. Die Ehre verschafft auch Einfluß. Von einem ehrenhaften Menschen läßt man sich etwas sagen. Dem Unehrenhaften hält man entgegen: „Arzt, heile dich selbst!“

So ist es also berechtigt, daß wir nach Ehre streben. Der Heiland selbst hat uns dazu aufgemuntert: „Laßt euer Licht leuchten vor den Menschen, damit sie eueren guten Werke sehen und eueren Vater preisen, der im Himmel ist.“ Dieses Wort darf nicht mißverstanden werden. Natürlich dürfen wir die guten Werke nicht um der Menschen willen tun, sondern müssen sie vollbringen um der Sache willen und um Gottes willen, aber wir dürfen durchaus besorgt sein um unseren guten Ruf. Und wenn er gefährdet ist, dürfen wir ihn zu schützen versuchen, wir dürfen ihn verteidigen. Das hat uns der Heiland selbst vorgemacht, als er mit dem Vorwurf konfrontiert wurde: „Durch den obersten der Teufel treibt er die Teufel aus!“ Da hat er sich verteidigt. Und als er zu Unrecht geschlagen wurde vor Pilatus, hat er sich gewehrt. Auch der Apostel Paulus hat seinen guten Namen vor Statthaltern und Königen verteidigt.

Freilich sollen wir nicht empfindlich sein. Wer unermüdlich jedem Gerücht nachgeht, das ihm etwas von seinem guten Namen rauben könnte, der verliert seinen Frieden und die Ruhe - und macht die anderen erst auf sich aufmerksam! Er zeigt, daß er kein gesundes Selbstgefühl hat. Er will dauernd von außen bestätigt werden, und das ist Zeichen eines schwachen Charakters. Wir müssen die Kraft haben, die Menschen reden zu lassen. Nur wenn es um schwere Ehrverletzungen und schimpfliche Vorwürfe geht, wenn uns Verbrechen und Vergehen angedichtet werden, dann sollen, dann müssen wir uns vielleicht wehren. Aber häufig ist es angebracht, zu schweigen. Die guten Taten, die wir vollbringen, zeugen für unsere Ehre, stellen die Ehre wieder her.

Die große Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach hat einmal den schönen Satz geschrieben: „Man hat nie den Ruf, den man verdient, sondern entweder einen zu guten oder einen zu schlechten.“ Wer vor den Menschen um Ehre ängstlich besorgt ist, der verliert leicht die Freundschaft Gottes, denn er stellt seine Ehre über Gott. Außerdem kann derjenige, der Gottes Willen tut, auf dieser Erde nicht bei allen Menschen angesehen sein, denn böse Menschen überfallen den, der nach Gottes Gesetz lebt, mit Spott und Hohn. Sie suchen seine Ehre in den Staub zu ziehen. „Alle, die gottselig leben wollen,“ heißt es in der Heiligen Schrift, „müssen Verfolgung leiden.“ So ist es also durchaus berechtigt, um den guten Namen besorgt zu sein. Aber jedes Übermaß ist schädlich. Wir sollen Gutes tun, fröhlich sein und die Spatzen pfeifen lassen, wie der heilige Johannes Bosco es einmal ausgedrückt hat. Die Spatzen - das sind die Menschen, die uns Übles nachreden.

Umgekehrt sollen wir niemanden an der Ehre kränken; und das kann auf fünffache Weise geschehen. Einmal durch Argwohn. Das Wort Argwohn im Deutschen kommt von „Arges wähen“, und das bedeutet soviel wie Böses vermuten. Wer argwöhnisch ist, der legt die Handlungen des anderen immer schlecht aus, denkt vom Nächsten ohne vernünftigen Grund Böses. Das ist ein großes Unrecht, denn wir können in den Menschen nicht hineinschauen. Wir wissen nicht, was in ihm ist. Durch Argwohn hat man schon oft Menschen Unrecht getan. Der Pharisäer im Tempel hielt den Zöllner für einen großen Sünder. Aber in Wirklichkeit ging dieser gerechtfertigt von dannen. Simon, der Pharisäer, der Jesus zum Gastmahl geladen hatte, meinte, die Frau, die ihm da die Füße wusch, sei eine große Sünderin. Tatsächlich war sie eine große Büberin. Die Freunde des Hiob meinten, er sei von Gott geschlagen. In Wahrheit hatte Gott ihn lieb und erprobte nur seine Treue. Als Paulus nach einem Schiffbruch auf Malta landete, machte er ein Feuer an. Da kam eine Schlange aus dem Reisig und schlang sich um seinen Arm. Sogleich hatten die Malteser ihr Urteil fertig: Das muß ein Mörder sein, der überall verfolgt wird.

Diese Beispiele zeigen, wie Argwohn in die Irre führen kann. Lieber von einem Bösen Gutes annehmen als von einem Guten Böses reden. Der Volksmund sagt nicht zu Unrecht: „Wer arg denkt, der ist arg.“ Er überträgt nämlich seine eigene schäbige Gesinnung auf die anderen. Nein, besser als Mißtrauen und Argwohn ist Vertrauen und Arglosigkeit. Vertrauen weckt Vertrauen. So wollen wir also den Argwohn meiden.

Die zweite Verfehlung gegen die Ehre des Nächsten ist die üble Nachrede. Die üble Nachrede besteht darin, daß man die geheimen Fehler des Nächsten öffentlich bekanntmacht. Wir alle wissen, wie häufig diese Sünde ist. Die meisten Menschen sprechen gern über die Fehler des Nächsten. Sofern sie öffentlich sind, mag die darin liegende Verfehlung nicht sehr schlimm sein. Aber wenn sie geheim sind, wenn wir geheime Fehler des Nächsten aufdecken, dann nehmen wir ihm den guten Ruf, dann rauben wir ihm den guten Namen und stürzen ihn womöglich in das Laster, weil das Vehikel der Tugend, das nun einmal der gute Name ist, weggefallen ist. Dann betrügt er sich auch so, wie man von ihm spricht. Wir haben also dann Mitschuld an seinem seelischen Ruin. Nein, wir sollen grundsätzlich schweigen über die geheimen Fehler des Nächsten; wir sollen sie nicht ohne Notwendigkeit verbreiten. Wir sollen und wollen dem Mitmenschen nicht etwas rauben, was ihm zu Recht zukommt, nämlich der öffentliche gute Ruf. Mit seinen eigenen Fehlern mag er fertig werden, aber wir wollen nicht unsere Hand dazu bieten, daß ihm der gute Ruf in der Öffentlichkeit genommen wird.

Noch schlimmer als üble Nachrede ist die Verleumdung. Sie besteht darin, daß wir dem Nächsten Fehler zuschreiben, die er gar nicht hat. Verleumdung kommt von dem Worte Leumund, und Leumund bedeutet eben „guter Name“. Verleumdung heißt also, jemandem den guten Namen durch erdichtete, erfundene Fehler, die man ihm zuschreibt, rauben. Die Verleumdung ist außerordentlich häufig. Sie hängt sich gern an tugendhafte und hochgestellte Personen an. Vor allem der Priester ist ein beliebter Gegenstand der Verleumdung. Der Grund für diese Erscheinung ist klar. Der Priester muß das Evangelium und die Gebote verkündigen, und davon fühlen sich die Menschen getroffen und betroffen; um sich der unbequemen Verkündigung zu erwhren, suchen sie den Verkündiger zu entwerten, indem sie ihm Fehler und Laster zuschreiben, indem sie seine Tugend bezweifeln und ihn mit erdichteten und erfundenen Sünden behängen.

Verleumdung ist uns aus dem Alten Testament schon bekannt. Die Frau des Putiphar, des ägyptischen Großen, verdächtigte den Josef, daß er sie habe verführen wollen. Die Juden verleumdeten den Heiland vor Pilatus: „Er wiegelt das Volk auf. Er verbietet, dem Kaiser Steuern zu zahlen.“ Das Gegenteil war der Fall - eine glatte Verleumdung. Solche Verleumdungen sind auch heute überaus häufig. Die Älteren von uns haben es erlebt, wie in den Jahren 1936/37 ein systematischer Verleumdungsfeldzug von einem Herrn namens Goebbels inszeniert wurde gegen Ordensleute und Priester. Vorgekommene Fälle von Schwächen wurden ausgenützt, um den ganzen Klerus und die Ordensbrüder und Ordensschwwestern zu verunglimpfen. Verleumdung ist eine fast tödliche Waffe. Sie entfremdet dem Verleumdeten die Menschen, sie bringt ihn in Schande und in Verruf, sie nimmt ihm die Möglichkeit zu wirken. Etwas bleibt immer hängen. Auch wenn dann ein gerichtlicher Freispruch erfolgt, wie es damals in gar nicht wenigen Fällen geschehen ist, etwas bleibt immer hängen. Nicht umsonst ist das

Jahr 1937 das Jahr mit der höchsten Zahl der Kirchenaustritte in der ganzen Zeit des Nationalsozialismus gewesen.

Eine vierte Verfehlung gegen die Ehre ist die Beschimpfung. Die Beschimpfung besteht darin, daß man die Geringschätzung, die man gegen den Nächsten hegt, öffentlich kundtut. Beschimpfung kommt gewöhnlich aus Haß oder Rachsucht. Beschimpfung raubt dem anderen, der physisch oder moralisch zugegen ist, die Ehre. Was sich Menschen durch Beschimpfung antun, ist gar nicht auszumachen. Auf welche Ausdrücke verfallen sie bei dieser Gelegenheit, welche Untiefen werden da zutage gefördert! Es ist entsetzlich, einen schimpfenden, einen keifenden Menschen anzusehen. Das ist ein großes Unrecht, meine lieben Freunde, und gewöhnlich kommt die Beschimpfung aus dem uneingestandenem Gefühl, daß man selber Unrecht hat. Wer im Unrecht ist, der wird grob, so ist die alltägliche Beobachtung. Beschimpfungen werden uns auch aus dem Alten Testament berichtet. Der Semmai beschimpfte den König David als einen Bluthund.

Wir wollen diese böse, diese schwere Sünde der Beschimpfung meiden, meine lieben Freunde, weil wir Achtung haben vor dem Ebenbild Gottes im Nächsten, weil wir uns selbst nicht entwürdigen wollen durch Ausdrücke, die unsere Seele beschädigen und verunstalten.

Die letzte Verfehlung gegen die Ehre des Nächsten besteht darin, daß man ehrverletzende Reden ohne Grund anhört. Ja, einer macht das Feuer, nämlich der, welcher ehrverletzend spricht. Aber der andere legt Reisig zu, das ist derjenige, der zuhört. Wenn es keine Zuhörer gäbe, dann würde es auch keine ehrverletzenden Reden geben. Deswegen ist es eine Sünde, ohne Grund solchen Reden sein Ohr zu leihen. Der heilige Bernhard sagte einmal: „Einer hat den Teufel auf der Zunge, der andere hat ihn im Ohr.“ Wahrhaftig, es ist etwas Schwerwiegendes, ehrverletzenden Reden grundlos das Ohr zu leihen. Der heilige Augustinus hatte in seinem Hause auf dem Tisch die Schrift stehen: Wer über andere ehrverletzend redet, der möge diesen Tisch meiden! Der heilige Thomas Morus sagte gewöhnlich, wenn er ehrverletzende Reden über einen anderen vernahm: „Ich bin der Meinung, das Haus ist gut gebaut und der Baumeister ist tüchtig.“ Auf diese Weise wehrte er ehrverletzende Reden ab.

Die Sünden gegen das 8. Gebot sind nicht leicht zu nehmen, meine lieben Freunde, weil die Ehre ein wichtiges Lebenselement für den Christen ist. Wer sich hierin verfehlt hat, muß die Verfehlung wieder gutmachen. Er muß zumindest den Willen zur Wiedergutmachung haben, wenn er im Bußsakrament losgesprochen werden will. Auch das gehört zur Reue, der Wille zur Wiedergutmachung. Die Wiedergutmachung geschieht in doppelter Weise, durch Abbitte und Widerruf. Abbitte liegt vor, wenn wir uns gegenüber einem anderen unter vier Augen beleidigend geäußert haben, Widerruf ist notwendig, wenn unsere Verfehlung nach außen gedrungen ist.

Wir wollen uns vornehmen, unsere Zunge zu hüten, denn die meisten Sünden geschehen mit der Zunge. „Neige mein Herz zu deinen Geboten, o Herr!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Gebote Gottes (21)

(Verfehlungen gegen das achte Gebot)

30.11.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Das achte Gebot verbietet, daß wir dem Nächsten an der Ehre schaden. Es ist ein Gebot zum Schutz der eigenen und der fremden Ehre. Gleichzeitig aber verbietet das achte Gebot die Falschheit. Gott ist die Wahrheit, Gott ist wahrhaftig, und Christus sagt von sich: „Ich bin die Wahrheit.“ Deswegen verabscheut Gott die Falschheit.

Es sind vor allem drei Verfehlungen, die er uns im achten Gebote verbietet.

Erstens: Die Lüge. Lügen heißt etwas anderes äußern, als man denkt. Die Lüge besteht darin, daß wir die Unwahrheit sagen, um einen anderen zu täuschen. „Leget ab die Lügen! Ein jeder spreche mit seinem Nächsten die Wahrheit!“ So fordert der Apostel Paulus die Christen auf. Und wahrhaftig, es ist etwas daran, wenn der Königsberger Philosoph Kant einmal sagt: „Die Lüge ist der eigentlich faule Fleck an der menschlichen Natur.“ So verbreitet nämlich ist sie und so geläufig ist sie. Wir unterscheiden drei Arten von Lügen. Die erste - und wohl häufigste - ist die sogenannte Notlüge. Der Mensch sagt die Unwahrheit, um sich aus einer unangenehmen Situation zu ziehen. Wir haben ein Beispiel dafür in der Leidensgeschichte des Heilandes. Als Petrus im Vorhof des Hohenpriesters gefragt wurde, ob er auch zu dem Galiläer gehöre, da antwortete er: „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Durch diese Lüge, die ja gleichzeitig ein Verrat an seinem Herrn war, wollte sich Petrus aus der Not des Gefragtwerdens und - möglicherweise - des Gefangenwerdens befreien.

Die zweite Art ist die Scherzlüge. Im Gespräch, zur Erheiterung gebrauchen die Menschen häufig eine Unwahrheit. Etwa wenn man bei großer Kälte sagt: „Heute ist es aber warm!“ Wir sehen, daß diese Art der Lüge leicht erkennbar ist und, wenn sie das ist, nicht als Sünde angesehen werden kann. Es ist eine Unvollkommenheit, aber keine Sünde.

Dagegen ist erheblich gewichtiger die Schadenslüge. Das ist jene Lüge, die dem anderen Nachteil, Schaden zufügt. Solchen Schaden hat Jakob dem Esau zugefügt, als er sich für den Esau ausgab und so den Segen seines Vaters Isaak erschlich. So hat Esau den Segen verloren durch die Täuschung, durch die Lüge seines Bruders.

Die zweite Sünde, die uns im 8. Gebot verboten wird, ist die Heuchelei. Heuchelei ist Lüge im Werk. Wer anders spricht oder handelt, als er denkt, ist ein Heuchler. Auch dafür bietet die Heilige Schrift manche Beispiele. Judas im Ölgarten küßte den Herrn. Der Kuß ist das Zeichen der Freundschaft, aber er verriet mit einem Kuß seinen Heiland. Das war Heuchelei.

Ein Heuchler war auch der König Herodes. Als die Magier zu ihm kamen, da sagte er: „Wenn ihr das Kindlein gefunden habt, dann saget es mir, damit auch ich hingehet und es anbetet!“ Er wollte es aber nicht anbeten - er wollte es töten! Er heuchelte. Und so hat sich die Heuchelei in der Geschichte fortgepflanzt bis in die Gegenwart. Auch im Raume des Heiligtums gibt es den Heuchler, den Scheinheiligen, der etwas anderes darstellen will, als er in Wirklichkeit ist. Diese Verfehlung ist deswegen so schlimm, weil sie die ganze heilige Religion in Mißkredit, in Verruf bringt. Der Heiland vergleicht die Heuchler mit übertünchten Gräbern, die außen schön gekalkt sind, innen aber voll Moder und Totengebein. Der Heuchler ist dem äußeren Schein nach ein Lamm, seiner Gesinnung nach ein Fuchs und seinen Taten nach ein Wolf.

Die dritte Verfehlung, welche das 8. Gebot verbietet, ist die Schmeichelei. Schmeichelei besteht darin, daß jemand um seines eigenen Vorteils willen gegen seine Überzeugung einem anderen Vorzüge zuspricht, die er nicht besitzt, oder daß er die vorhandenen unmäßig und über Gebühr steigert. Mit Schmeichelei werden häufig hochgestellte Personen umgarnt. Man feiert ihre wirklichen oder angeblichen Vorzüge oder Taten, um sie damit geneigt zu stimmen, den Ansichten und Absichten der Schmeichler zuzustimmen. Solches Verhalten läßt sich auch im Raume der Kirche beobachten. Die Menschen sind empfänglich für Lob, das weiß der Schmeichler. So schreibt er denen, von denen er etwas erwartet, die er für sich gewinnen, die er für sich ausnutzen will zum eigenen Vorteil, Eigenschaften, Kenntnisse und Fähigkeiten zu, die sie gar nicht oder jedenfalls nicht in dem hohen Maße besitzen, wie er es behauptet.

Die Schmeichelei ist deswegen so gefährlich, weil sie sich gewöhnlich an leitende Personen richtet und weil diese dadurch bestimmt werden, Schädliches, Nachteiliges für ihr Volk, für ihre Herde zu tun. Der Schmeichler gleicht einem Arzt, der einem Menschen die Speisen ohne Rücksicht auf Gedeih oder Verderb empfiehlt; Hauptsache ist, daß es ihm schmeckt. Das ist ein schlechter Arzt, der die Speisen, die einem Menschen nützen oder schaden, nicht unterscheidet.

Das sind die drei Verfehlungen gegen das Gebot, wahrhaftig zu sein. Wir wollen jetzt fragen: Warum sollen wir dieses Gebot beachten?

Dafür gibt es mehrere Gründe. Erstens: Der Lügner wird dem Teufel ähnlich; denn so steht es in der Heiligen Schrift: „Der Teufel ist ein Lügner und der Vater der Lüge.“ Wir wissen aus dem ersten Buch des Alten Testaments, daß die Schlange, in deren Gestalt sich der Teufel den Stammeltern genähert hat, sie belog: „Keineswegs werdet ihr sterben. Die Augen werden euch aufgehen, und ihr werdet sein wie Gott!“ Wer lügt, wird dem Teufel ähnlich, nicht nach der Natur, sondern wegen der Nachahmung.

Zweitens: Wer lügt, der mißfällt Gott. Der Heiland hat aus fast allen Sündern Menschen zur Seligkeit oder in seine Nachfolge berufen, den Verfolger Saulus, ausgelassene Weiber wie die Frau am Jakobsbrunnen und die Magdalena, Wucherer wie den Zachäus. Aber er hat keinen Heuchler berufen, er hat keinen Lügner berufen. Er hat den Schächer, einen Räuber in sein himmlisches Reich aufgenommen, aber die Lügner, die Heuchler, die verabscheut er. Gegen niemand ist er so scharf losgezogen wie gegen die Pharisäer, weil sie Heuchler waren.

Der dritte Grund, warum wir die Lüge meiden sollen, ist, daß wir das Vertrauen der Menschen dadurch verlieren. Es wird berichtet, daß einmal Menschen einem Hirten zuriefen: „Der Wolf kommt! Der Wolf kommt!“ In Wirklichkeit kam aber kein Wolf. Als aber wirklich einmal einer erschien, da nahm der Hirt diese Alarmrufe nicht mehr ernst, und der Wolf kam und riß seine Herde. Die Lügner richten nämlich häufig Unheil an. Es ist schon viel Schaden verbreitet worden durch die Scherztlügen am 1. April. Es wird erzählt, daß einmal ein Mann einem Bauern, der auf der Weide war, sagte: „Hören Sie mal,“ - am 1. April - „hören Sie mal, das halbe Dorf ist ja bei Ihnen abgebrannt und Ihr Hof auch.“ Der Bauer fiel auf der Stelle tot um. Solchen Schaden kann eine unbedachte, in diesem Falle als Scherztlüge gemeinte Aussage hervorrufen.

Außerdem gelangt der Lügner leicht zu anderen Verfehlungen, denn er denkt: Ich kann ja alles ableugnen. Und so kommen zur Lüge Betrug und Unterschlagung und viele andere Verfehlungen, die er meint im Schutze der Lüge begehen zu können. Die Lüge ist tatsächlich der faule Fleck an der menschlichen Natur.

Die Lüge ist in keinem Falle erlaubt. Sie ist auch dann nicht zulässig, wenn man damit Gutes erreichen könnte. Diese Meinung hat ein Mann namens Martin Luther vertreten, aber sie ist falsch. Der Zweck wird nicht dadurch erhaben, daß man schlechte Mittel dafür verwendet; der Zweck heiligt nicht die Mittel. Diese Maxime wird zwar fälschlicherweise dem Jesuitenorden zugeschrieben, aber die Zuweisung ist unzutreffend. Im vorigen Jahrhundert hat ein Jesuit eine hohe Summe Geldes bei der Universität Heidelberg hinterlegt, die demjenigen ausgezahlt werden soll, der aus einer Schrift von Jesuiten nachweisen könnte, daß Jesuiten den Satz aufgestellt hätten: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Das Geld ist niemals abgeholt worden; denn es gibt keine solche Schrift.

Freilich besteht die Möglichkeit, in bestimmten Fällen ausweichend zu antworten. Wer kein Recht hat, mich zu fragen, gegenüber dem habe ich auch keine Pflicht, zu antworten. Ausweichende Rede ist

etwas anderes als Lüge. Ausweichende Rede ist eine mehrfach deutbare, eine zweideutige Redewendung, und daß diese erlaubt ist, wissen wir aus der kirchlichen Lehrverkündigung und aus der Kirchengeschichte. Der heilige Athanasius, der Bischof von Alexandrien, wurde von den Häschern des Kaisers Julian Apostata verfolgt. Er fuhr auf einem Schiff im Nil. Die Soldaten kamen auf das Schiff und fragten: „Wo ist Athanasius?“ Die Begleiter des Athanasius antworteten: „Er ist nicht weit. Wenn ihr schnell fahrt, erreicht ihr ihn.“ Das war offenkundig eine Täuschung, aber eine Täuschung, die sich im richtigen Sinne deuten ließ und die deswegen nicht als Lüge bezeichnet werden kann. Ähnliches wird vom heiligen Thomas von Canterbury berichtet. Auch er wurde ja vom König verjagt, verfolgt; er war mit einem Reittier unterwegs. Da fanden ihn eines Tages die Soldaten und fragten ihn, ob er der Erzbischof von Canterbury sei. Er antwortete: „Seht selbst, ob ein Erzbischof mit einem solchen Lasttier unterwegs ist!“ Und sie ließen von ihm ab.

So ist es also auch uns in schwierigen Situationen erlaubt, zweideutige Redewendungen zu gebrauchen. Wenn uns ein Verschwender um Geld anhält, dürfen wir sagen: „Ich habe keines“ - nämlich für ihn. Wenn uns jemand um ein Geheimnis fragt, das zu erfahren der andere kein Recht hat, dürfen wir sagen: „Ich weiß es nicht.“ Aber diese Redewendungen sind gefährlich und nur in Not zu verwenden. Sie dürfen keine Stelle haben, wo es um Verträge geht, um Kauf, Verkauf, Ehe, wo der andere einen Anspruch hat, zu erfahren, wie es um eine Sache oder um eine Person bestellt ist.

„Lügnerische Lippen sind dem Herrn ein Greuel.“ So heißt es im Alten Testament. Dagegen ist der Wahrhaftige Gottes Liebling, er wird von Gott geschätzt. Über Nathanael sagte der Heiland einmal: „Wahrhaft ein Israelit, an dem kein Falsch ist.“ Die Heiligen haben uns mit ihrer Lebensgeschichte gezeigt, wie wahrhaftig man sein muß. Der Bischof Anthimus wurde eines Tages in der Christenverfolgung von Soldaten aufgefunden. Er bewirtete sie, und die Soldaten erboten sich, ihn mit einer Notlüge zu retten. Er lehnte es ab, ließ sich abführen und zum Richtblock bringen. Er hätte mit einer Notlüge sein Leben erhalten können - er hat es abgelehnt. Vom heiligen Johannes von Kenty wird berichtet, daß er auf einer Wallfahrt nach Rom von Räubern überfallen wurde. Sie nahmen ihm sein ganzes Besitztum ab, und auf die Frage, ob er noch etwas bei sich trage, antwortete er: „Nein.“ Als die Räuber von ihm abgelassen hatten, fiel ihm ein, daß er noch einige Goldstücke in seinem Mantel eingenäht trug. Da lief er den Räubern nach und sagte ihnen, er habe etwas vergessen. Die Räuber waren von dieser Wahrhaftigkeit so erschüttert, daß sie ihm das Geraubte zurückgaben.

Lügen haben kurze Beine! Sie beschämen oft den Menschen, der sich in ihnen verfängt. Sie geben Anlaß, ein unruhiges Gewissen zu haben, sie rauben uns den Frieden. Sie verscherzen uns die Achtung und das Vertrauen der Mitmenschen.

Deswegen, meine lieben Freunde, wollen wir uns vornehmen, die Wahrheit zu reden; lieber zu schweigen, als etwas zu sagen, was nicht wahr ist. Das viele Reden führt auch zu vielen Unwahrhaftigkeiten. Wahrhaftig zu sein: Unsere Rede soll ein Ja für ein Ja, ein Nein für ein Nein sein. Was darüber ist, das ist vom Bösen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Werke der Barmherzigkeit (1)

(Über die Werke der leiblichen Barmherzigkeit)

07.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Es gibt unter Menschen eine Weise der Beurteilung, die sich nach dem Vermögen richtet. Der Wohlhabende, der Reiche ist angesehen, der Arme, der Bedürftige, ist verachtet. Diese Sicht ist nicht richtig. Es ist nämlich nicht der Besitz der Güter, der uns zum Heil dient, sondern der Gebrauch, den wir von den Gütern machen, die Gott uns beschert hat. Das macht die Tugend aus. Reichtum und Wohlhabenheit als solche sind ethisch neutral. Sie sind nicht schlecht, wie eine bestimmte politische Richtung behauptet. Sie sind aber auch nicht gut, wie etwa der Calvinismus lange gelehrt hat, der in dem Erfolg, in dem wirtschaftlichen Erfolg den sichtbaren Segen Gottes erkennen wollte. Wir sind heute klüger als eine Zeit, die in der Anhäufung von Schätzen in jedem Falle Gottes Auserwählung wirksam sah. Wir wissen, daß Reichtum auch durch Ausbeutung gewonnen werden kann. Also nicht der Besitz von Gütern macht angenehm vor Gott, sondern ihr rechter Gebrauch. Deswegen warnt auch der Herr, sich Schätze zu sammeln auf Erden. „Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, die Rost und Motten verzehren, wo der Dieb kommt und sie stiehlt, sammelt euch Schätze im Himmel, wo weder Rost noch Motten sie verzehren können, wo ein Dieb nicht einbrechen und stehlen kann!“

Der oberste Herr allen Besitzes ist Gott. Er ist der wahrhafte Souverän dieser Erde und der ganzen Welt, und was uns übertragen, was uns zugefallen ist, das ist uns lediglich als Verwaltern anvertraut. Von Verwaltern wird verlangt, daß sie treu erfunden werden. Sie müssen das, was ihnen anvertraut ist, gewissenhaft nach Gottes Geboten verwenden. Wir haben also bei dem Gebrauch unserer Güter uns nach Gottes Willen zu richten. Eines Tages wird es heißen: „Verwalter, gib Rechenschaft von deiner Verwaltung!“ Dann wird es sich zeigen, was wir mit den irdischen Gütern getan haben. Und da hat uns der Herr einen Fingerzeig gegeben. Er hat nämlich uns gelehrt, daß niemand die Seligkeit erringen wird, der nicht barmherzig war, der nicht anderen mit seinen irdischen Gütern Barmherzigkeit erwiesen hat.

Es ist immer etwas Ergreifendes, wenn das Evangelium erklingt vom Weltgericht, wo der Herr die einen auf die rechte und die anderen auf die linke Seite stellt. Zu denen auf der rechten Seite wird er sagen: „Ich war hungrig, und ihr habt mich gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich getränkt; ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet; ich war ein Fremdling, und ihr habt mich beherbergt; ich war gefangen, und ihr seid zu mir gekommen; ich war krank, und ihr habt mich besucht.“ Da werden die auf der rechten Seite Befindlichen erstaunt fragen: „Herr, wann haben wir dich krank oder hungrig oder durstig gefunden?“ Und der Herr wird antworten: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan!“

Umgekehrt wird er zu denen auf der linken Seite sprechen: „Weicht ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist! Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeist; ich war durstig, und ihr habt mich nicht getränkt; ich war fremd, und ihr habt mich nicht beherbergt, ich war im Gefängnis, und ihr seid nicht zu mir gekommen.“ Auch diese werden erstaunt fragen: „Ja, wann haben wir dich hungrig oder durstig oder im Gefängnis gesehen?“ Und der Herr wird ihnen antworten: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan!“

Aus diesen ergreifenden Worten unseres Heilandes ergibt sich, daß das Gericht nach den Werken ergeht und daß es zuerst die Werke der Barmherzigkeit sind, die zählen im Gericht. Werke der Barmherzigkeit, der leiblichen Barmherzigkeit kann jeder verrichten, der Reiche wie der Arme. Vom Reichen, dem viel gegeben ward, wird auch viel erwartet werden. Der Arme, der wenig besitzt, kann von dem Wenigen Gutes tun. Das Scherflein der Witwe, das wunderbare kleine Scherflein der Witwe im Tempel hat den Herrn zu einem Ausruf der Begeisterung und der Dankbarkeit veranlaßt. „Sie hat mehr getan - aus ihrem kleinen Einkommen - als andere, die viel in den Kasten im Tempel geworfen haben.“ So sagte er seinen Jüngern.

Unbarmherzigkeit wird mit ewiger Strafe vergolten werden. Unbarmherziges Gericht wird über die Unbarmherzigen ergehen. Der Herr hat nicht umsonst das Gleichnis vom reichen Prasser vorgetragen, der in der Hölle begraben wurde, weil er kein Auge und kein Ohr und keine Hand für seine armen Mitbrüder gehabt hat.

Wir unterscheiden leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit. Werke der Barmherzigkeit heißen sie, weil sie aus dem Mitleid, aus dem Erbarmen mit der geschundenen, gefallenen Kreatur hervorgehen. Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit lauten: Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene besuchen, Kranke aufsuchen und Tote begraben. Das sind die sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Und für jedes gibt es Beispiele aus der Heiligen Schrift oder aus der Heiligengeschichte oder aus unserem eigenen Leben. Durstige tränken: Im Johannesevangelium wird berichtet, wie die Frau am Jakobsbrunnen den Heiland trankte. Hungrige speisen: Wir brauchen nur an die heilige Elisabeth zu denken, die den ganzen Getreidevorrat im Jahre 1215 austeilte, als eine Hungersnot ausbrach und die sich deswegen den Zorn ihrer Verwandten zuzog. Nackte bekleiden: Dafür gibt uns ein Beispiel der heilige Martin, unser Diözesanpatron. In Amiens hat er seinen Mantel geteilt mit einem armen Bettler. Fremde beherbergen: Nun, meine lieben Freunde, Martha und Maria haben den Herrn aufgenommen in ihr Haus, und noch heute wirken seit 600 Jahren auf dem großen Sankt Bernhard die regulierten Chorherren vom heiligen Bernhard, die dort die Pilger und die Wanderer, wenn sie in Gefahr geraten, aufsuchen, sie bei sich aufnehmen und sie erforderlichenfalls gesundpflegen. Nackte bekleiden: Jawohl, auch das ist eine wichtige Tätigkeit der Barmherzigkeit. Viele dieser Werke der leiblichen Barmherzigkeit müssen ja nicht immer durch eigenes Tun geschehen. Es ist heute, in der arbeitsteiligen Gesellschaft, möglich, das Vollbringen der Werke der Barmherzigkeit durch andere zu ermöglichen, indem man etwa Kleidung spendet oder indem man Geld zur Verfügung stellt. Auch das ist eine Möglichkeit, Nackte zu bekleiden. Gefangene besuchen: O ja, meine lieben Freunde, die Gefangenen warten, daß sie von der Gesellschaft, von ihrer Familie nicht aufgegeben sind. Natürlich haben viele von ihnen schlimme Taten verrichtet, natürlich haben sie Schande und Elend über ihre Familie gebracht, aber man darf auch solche Menschen nicht fallen lassen. Es ist Barmherzigkeit, sie aufzusuchen und ihnen Verständnis zu bezeigen. Dasselbe gilt für den Dienst an den Kranken. Es ist ja nicht immer angenehm, zu Menschen, die lange krank liegen, zu gehen und womöglich sie und ihre Umgebung zu belästigen. Aber es ist Barmherzigkeit, sich der Kranken anzunehmen, wie es die Kirche alle Zeit, zweitausend Jahre hindurch getan hat. Große Heilige, wie der heilige Aloysius und der heilige Vinzenz von Paul, stehen am Krankenbett und lehren uns und mahnen uns, die Kranken nicht zu vergessen. Tote begraben: Das kann auch ein Werk der Barmherzigkeit sein, in Zeiten, in denen die normale Beerdigungsweise nicht funktioniert - wir haben ja solche Zeiten erlebt! Aber auch heute können wir uns den Toten gegenüber barmherzig erweisen, indem wir sie zu Grabe geleiten, indem wir für sie beten, indem wir die Hinterbliebenen trösten. Joseph von Arimathäa und Nikodemus haben den Heiland bestattet. Die Bewohner von Naim geleiteten den Jüngling zu Grabe.

Leibliche Werke der Barmherzigkeit, meine lieben Freunde, sind auch den Fremden zu erweisen. Es ist notwendig, aber nicht immer leicht, Gastfreundschaft zu üben. Die Polen haben ein Sprichwort, das lautet: „Gäste und Fische stinken am dritten Tage.“ Das ist ein drastisches Wort, aber es ist etwas Wahres daran. Längere Zeit jemanden aufnehmen, das wird lästig. Aber auch darin ist die Barmherzigkeit unseres Herrn verborgen.

Über diese sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit, die die Lehre aufzählt, hinaus gibt es selbstverständlich viele andere. Veronika, die dem Heiland das Schweiß Tuch reichte, hat ein Werk der

Barmherzigkeit geübt. Die Freiwillige Feuerwehr, die bereit steht, ihren Mitbürgern zu helfen, übt ein Werk der Barmherzigkeit. Ja jeder, der seinem Nächsten auch nur einen Trunk frischen Wassers reicht, übt ein Werk der Barmherzigkeit aus. Als wir im Mai 1945, meine lieben Freunde, in langen grauen Kolonnen, von russischen Soldaten bewacht, die Straßen entlangzogen - es war ein sehr heißer Mai 1945 -, da kamen aus den Häusern gute Frauen und boten uns Wasser. Aber nicht selten haben die russischen Soldaten die Kübel umgestoßen, damit wir das Wasser nicht erreichen sollten. Diese guten Frauen wollten an uns ein Werk der Barmherzigkeit tun.

Wir aber, meine lieben Freunde, wollen es uns zu Herzen nehmen, wollen die Nächstenliebe in uns erneuern, wollen uns erinnern, daß wir unter dem Namen Christi angetreten sind, um die Liebe zu Gott im täglichen Leben durch die Liebe zum Nächsten zu beweisen. „Alles, was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Kommt deswegen, ihr Gesegneten meines Vaters, nehmt in Besitz das Reich, das euch bereitet ist seit Anbeginn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Werke der Barmherzigkeit (2)

(Über die Werke der geistlichen Barmherzigkeit)

14.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir haben am vergangenen Sonntag erkannt, daß es beim Gericht nicht genügen wird zu sagen: Ich habe meinem Nächsten nichts Böses getan. Denn unser Herr und Schöpfer will, daß wir ihm Gutes tun. Wir haben eine Reihe von guten Taten namhaft gemacht unter der Überschrift: *Werke der leiblichen Barmherzigkeit*. Diese Werke sind zum größten Teil der Heiligen Schrift unmittelbar entnommen. Neben den Werken der leiblichen Barmherzigkeit gibt es aber auch solche der geistlichen Barmherzigkeit, also Werke, die es nicht mit materiellen Dingen, sondern mit geistigen Dingen zu tun haben. Es sind ebenfalls ihrer sieben: Unwissende belehren, Zweifelnden gut raten, Sünder zurechtweisen, Unrecht geduldig tragen, Beleidigern gern verzeihen, Betrübe trösten, für Lebende und Verstorbene beten. Das sind die sieben *Werke der geistlichen Barmherzigkeit*, also Taten, die aus der Liebe zum gefallenem, schutz- und hilfebedürftigen Geschöpf hervorgehen. Denn Barmherzigkeit ist ja die Liebe zum hilflosen, zum erbarmungswürdigen Geschöpf.

Das erste Werk der geistlichen Barmherzigkeit heißt: Unwissende belehren. Diese Belehrung bezieht sich auf göttliche und irdische, auf ewige und zeitliche Dinge. Wer immer anderen in ihrer Unwissenheit beisteht, der erfüllt das Werk der geistlichen Barmherzigkeit. Natürlich gilt das in erster Linie für diejenigen, welche der Unwissenheit in religiösen Dingen abhelfen, also die Prediger des Glaubens, die Missionare, aber auch Eltern und Lehrer, die andere in den göttlichen Dingen unterweisen. Diese Menschen leisten dieses Werk der geistlichen Barmherzigkeit: Unwissende belehren. Wir wissen ja doch, meine lieben Freunde, wie groß die Unwissenheit in religiösen Dingen ist. Ich glaube, daß seit Menschengedenken nicht eine so ungeheuerliche Unwissenheit in Fragen der Religion war wie heute. Das hängt mit verschiedenen Dingen zusammen, mit der oft unzureichenden Ausbildung der Religionslehrer, mit dem schlechten Religionsunterricht, der vielfach erteilt wird, mit der wenig konkreten Verkündigung durch beamtete Träger der Glaubensverkündigung. Wir haben jedenfalls die heilige Aufgabe, soweit es an uns liegt und unsere Kräfte es gestatten, Unwissende zu belehren, indem wir sie mündlich oder durch Bücher und Schriften auf die Wahrheit aufmerksam machen.

Zweifelnden recht raten: Es wird wenig Menschen geben, die in allen Stationen ihres Lebens, an allen Kreuzwegen sich genau bewußt sind, in welche Richtung sie gehen sollen. Es werden uns Zweifel kommen über den Weg, den Gott uns führen will. Bei Entscheidungen ist es immer empfehlenswert, den Rat anderer einzuholen. Und diejenigen, die um Rat angegangen werden, haben die Möglichkeit, dieses Werk der geistlichen Barmherzigkeit zu üben. Freilich muß das mit großer Umsicht geschehen. Man muß sich fragen, ob man in der Lage ist, einen Rat zu erteilen, ob man über die fachliche Zuständigkeit verfügt, um einem anderen einen Rat zu geben. Man darf auch den Rat nicht aufdrängen. In der Heiligen Schrift wird uns mehrfach von Personen berichtet, die anderen geraten haben. Als der reiche Jüngling zu Jesus kam und ihn fragte, was er tun solle, da gab ihm der Herr den Rat: „Verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen, dann komm und folge mir nach!“ Und so ist aus diesem Rat, den der Herr gegeben hat, der evangelische Rat (also der Rat des Evangeliums) geworden, nämlich der Rat zur freiwilligen Armut. Als der Hohe Rat in Jerusalem beriet über die Christusbewegung, da gab der Schriftgelehrte Gamaliel ihm einen Rat. Er sagte nämlich: „Wenn diese Bewegung von Menschen ist, dann wird sie zerfallen, wenn sie aber von Gott ist, dann können wir sie nicht hindern.“ Er hat

ihnen gut geraten. So sollen auch wir den Ratlosen Rat geben, wann immer wir es vermögen und verantworten können.

Sünder zurechtweisen: Das ist das dritte Werk der geistlichen Barmherzigkeit und zugleich das schwerste von allen. Wenn jemand einen Blinden an einem Abgrund stehen sieht, dann wäre es ein Verbrechen, ihn nicht zurückzureißen. Ähnlich ist es beim Sünder. Wer einen Sünder im Begriffe sieht, die Sünde zu tun, der hat die heilige Pflicht, ihn davon abzuhalten, wann immer es ihm möglich ist. Er würde sich schuldig machen, wenn er diese Pflicht versäumen würde.

Freilich gibt es bestimmte Umstände, die diese Pflicht näher umschreiben. Man kann verpflichtet sein, dem Sünder Zurechtweisung zuteil werden zu lassen aus Liebespflicht, aber auch aus Gerechtigkeitspflicht. Aus Liebespflicht sind wir verpflichtet, dem Sünder Zurechtweisung zuteil werden zu lassen, gegenüber allen, aber eben in dem Maße, wie die Liebe verpflichtet, d.h. also: Man braucht den Nächsten nicht mehr zu lieben als sich selbst. Wenn Gefahr, wenn Schaden für einen selbst droht, dann zessiert diese Pflicht, dem Sünder Zurechtweisung zuteil werden zu lassen. Sie hört dagegen nicht auf bei demjenigen, der von Gerechtigkeits wegen verpflichtet ist, einen Sünder zurechtzuweisen, also etwa bei einem Priester oder bei den Eltern. Sie haben eine Pflicht der Gerechtigkeit, Sünder zurechtzuweisen. Man darf bei der Zurechtweisung freilich auch auf den Erfolg schauen. Besitzt die Zurechtweisung Aussicht, angenommen zu werden? Das darf man sich fragen. Und man hat zumindest das Recht, auf einen geeigneten Moment zu warten, auf den passenden Augenblick. Man wird einem Betrunknen nicht Zurechtweisung wegen seiner Trunksucht zuteil werden lassen, denn sonst wird er wild. Man wird warten, bis er nüchtern ist. Und ähnlich ist es mit anderen. Man muß den geeigneten Zeitpunkt abpassen. Und man muß die Zurechtweisung in der richtigen Weise vornehmen, d.h. in einem dreistufigen Verfahren: zuerst unter vier Augen. Im Beisein anderer sind die Menschen noch empfindlicher als sie sowieso schon sind und lassen sich noch weniger sagen als unter vier Augen, deswegen zunächst unter vier Augen einen zurechtweisen. Wenn das nicht fruchtet, dann mit einem oder mit zwei Zeugen. Und wenn auch das nichts hilft, dann eben der Obrigkeit, dem Vorgesetzten es unterbreiten. Die Zurechtweisung muß auch mit den richtigen Worten geschehen. Die Menschen sind alle - ich sage: alle! - empfindlich. Sie lassen sich nicht leicht an ihre Fehler erinnern. Deswegen muß man schonend mit ihnen umgehen. Man muß möglichst sanftmütig zu ihnen sprechen. Es empfiehlt sich, zuerst etwas Lobenswertes zu sagen und dann die Zurechtweisung anzufügen und zum Schluß noch einmal eine Ermunterung zu geben. Wenn man es mit harten, scharfen Worten tut, dann nimmt der andere es nicht an. Das ist so wie mit dem Regen. Der Regen muß sanft kommen, langsam. Wenn er plötzlich kommt, also als Platzregen, dann befruchtet er die Erde nicht, dann fließt das Wasser rasch ab, es zerstört die Erdkrume, und der Schaden ist größer als der Nutzen.

So also, meine lieben Freunde, müssen wir das wichtige geistliche Werk der Barmherzigkeit verrichten: Sünder zurechtweisen.

Das vierte Werk lautet: Unrecht geduldig tragen. Das ist schwer. Denn das Unrecht, das uns widerfährt, das reizt unser Gerechtigkeitsgefühl. Wir möchten uns wehren. Wir möchten es dem anderen heimzahlen. Der natürliche Mensch schreit auf, wenn ihm Unrecht geschieht. Aber der übernatürliche Mensch trägt Unrecht geduldig. Wenn er nämlich Geduld hat mit dem, der ihm Unrecht zufügt, dann verhütet er, daß der andere weiteres Unrecht tut, und er erleichtert ihm den Weg der Umkehr. Denn das ist immer so: Wenn jemand einen anderen schlägt, und der Betroffene schreit auf und wehrt sich und geht gegen den Schläger an, dann erneuert, ja dann verstärkt der erste Schläger seine Gewalt, und dann ist der Streit unabsehbar und führt zu den schlimmsten Folgerungen.

Nein, Unrecht geduldig ertragen ist ein Werk der Barmherzigkeit gegenüber dem anderen. Wir erweisen ihm damit Liebe, daß wir sein Unrecht ertragen. Ohne dieses Werk der Barmherzigkeit, meine lieben Freunde, geht es in keiner Ehe, geht es in keiner Familie, geht es in keiner Gemeinschaft. Wer sich immer und überall wehren will, wer niemals Unrecht ertragen will, der kann nicht auf Dauer in Frieden mit seinen Mitmenschen leben.

Im Gymnasium hatte ich einen barbarischen Direktor, der uns wahrhaftig wie den Auswurf behandelte. Aber auch dieser harte Mann hat uns manches Richtige gelehrt. Einmal sagte er zu uns: „Ihr müßt lernen, ungerechte Kritik zu ertragen!“ Jawohl, das muß man lernen! Das ist ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit.

Beleidigern gern verzeihen: Die Beleidigung ist ein Pfeil, der uns trifft, und dieser Pfeil tut weh, er schmerzt. Aber das Werk der Barmherzigkeit, das hier angerufen ist, verzichtet auf Rache, bleibt freundlich gegenüber dem Beleidiger, ja sucht ihm Gutes zu tun. Wir müssen auch Verständnis haben für die Menschen, die uns beleidigen, meine lieben Freunde. Oft haben sie sich's nicht überlegt. Sie denken sich manchmal gar nichts dabei. Ein Wort ist schnell gesagt, das einen anderen tief zu treffen geeignet ist. Also auch da barmherzig sein gegenüber dem Beleidiger und an die Vaterunser-Bitte denken: „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern!“ Nicht wahr, das sind ja doch diejenigen, die uns etwas schulden, die uns beleidigt haben. Aber wir wollen ihnen verzeihen, so wie es der Heiland uns vorgelebt hat, so wie es David mit dem Semmai tat, dem er verzieh, als er ihn einen Bluthund nannte und damit schwer beleidigte. Beleidigern gern verzeihen. Das sichert den Frieden, meine lieben Freunde, in der Ehe und in der Familie, auch am Arbeitsplatz und in der Gemeinschaft. Beleidigern gern verzeihen. Nichts nachtragen, nicht auf Rache sinnen, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, sondern feurige Kohlen auf dem Haupt des anderen sammeln dadurch, daß man gut ist zu dem, der böse zu uns war.

Betrübte trösten: Das ist das vorletzte Werk der geistlichen Barmherzigkeit. Der Mensch, der leidet, ist schon getröstet, wenn jemand mit ihm leidet. Das Mitleid ist tatsächlich eine große Hilfe. Und deswegen fordert der heilige Paulus auf: „Weinen mit den Weinenden.“ Wir sollen also die Menschen, die leiden, die leiden müssen, in unser Herz mit aufnehmen. Das Mitleid ist eine große Tat der Liebe. Wenn sich jemand an das Bett eines Kranken, eines Schwerkranken, eines unheilbar Kranken setzt, und es ist ihm anzuspüren, wie es ihn schmerzt, dann ist der Kranke schon getröstet.

Es gibt aber auch Trostgründe, die wir dem Betrübten vermitteln können. Dem Armen, dem Betrübten, dem Geschlagenen können wir den Hinweis geben auf die göttliche Vorsehung. Gott weiß, warum er diesen Schmerz geschickt hat. „Der liebe Gott, er schickt dir keinen nur darum, daß du wolltest weinen.“ So hat der Dichter es ergreifend formuliert. „Triffst dich ein Schmerz, so halte still und frag' dich, was Er von dir will! Der liebe Gott, er schickt dir keinen, nur darum, daß du solltest weinen.“ Man kann den Betrübten auch trösten in der Hoffnung auf den jenseitigen Ausgleich. Auf Erden gibt es oft keine Gerechtigkeit, aber die ewige Gerechtigkeit Gottes hat ihre Stunde. Sie wird einmal sprechen und den großen Ausgleich herbeiführen. Betrübte trösten, am wirksamsten natürlich durch Hilfe, wie sie der Heiland erwiesen hat, etwa der Witwe in Naim, als er ihren Sohn erweckte und ihn ihr zurückgab. Soweit es uns möglich ist, sollen wir also werktätige Hilfe mit der geistlichen verbinden und dadurch dem Betrübten Trost verschaffen.

Das letzte Werk der geistlichen Barmherzigkeit ist *Beten für Lebende und Verstorbene*. Ich habe noch niemals einen Menschen getroffen, meine lieben Freunde, der sich dagegen gewehrt hätte, wenn ich ihm sagte: „Ich werde für Sie beten.“ Das hat nach meiner Erfahrung ein jeder gern, das tut ihm wohl. Natürlich muß man es auch tun, man muß erfüllen, was man versprochen hat, aber das ist wahrhaft ein Werk der Barmherzigkeit, dem sich selbst der Ungläubige nicht verschließt; denn auch der Ungläubige hat in seiner Seele irgendwie das Gespür: Es muß doch etwas geben - so haben mir schon manche gesagt - es muß doch etwas geben. Und das ist ja richtig: Es muß etwas geben über Materie und Energie hinaus, nicht wahr, es muß etwas geben, eine planende göttliche Vernunft, eine lenkende göttliche Weisheit, eine jedem das Seine schenkende göttliche Gerechtigkeit. Es muß etwas geben.

Und das eben, meine lieben Freunde, das versichern wir dem, dem wir sagen: Ich werde für dich beten.

Für Lebende und Verstorbene beten; natürlich zuerst für unsere Angehörigen, dann für die Obrigkeit in Staat und Kirche. Diese Ordnung wird uns ja schon im ersten Timotheusbrief vorgeschrieben. Beten für die uns Anvertrauten. Es darf kein Tag vergehen, an dem wir nicht unsere Hände flehend zum Himmel erheben und für die beten, die Gott uns an die Seite gestellt hat. Und es ist ein heiliger und heilsamer Gedanke, für die Verstorbenen zu beten, daß sie von ihren Sünden erlöst werden. Freilich höre ich da die Klage: Mein Gebet wird nicht erhört, ich sehe nichts von der Erhörung. Ja, das sind zwei verschiedene Dinge. Mein Gebet wird nicht erhört - ich sehe nichts von der Erhörung. Die heilige Gertrud hat sich einmal bei Christus beklagt, daß sie die Frucht ihrer Gebete nicht sehe; und sie hörte - diese große Mystikerin - sie hörte Christus zu ihr sprechen: „Kein treues Gebet bleibt ohne

Frucht!“ Auch wenn der Mensch diese Frucht, die Art und Weise, wie diese Frucht erwächst, nicht sieht.

So wollen wir beten, weiterbeten, zuversichtlich, beharrlich, hoffnungsvoll beten und auf diese Weise Almosen über die streuen, die davon gar nichts wissen, vielleicht nichts davon wissen wollen.

Das sind die sieben Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Sie sollen uns in dieser Adventszeit lebendig vor Augen stehen. Wir wollen sie üben, wir wollen auf diese Weise unsere Berufung fester machen. Wir wollen dem Heiland die Geschenke unserer Barmherzigkeit ans Krippllein bringen, damit wir nicht mit leeren Händen vor diesem Wunder der Weihnacht stehen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Werke der Barmherzigkeit (3)

(Über Zweck und Ziel der guten Werke)

21.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Wir haben an den vergangenen Sonntagen die Werke der Barmherzigkeit uns vor Augen geführt. Es sind die sieben Werke der leiblichen und die sieben Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Wir haben heute noch zwei abschließende Fragen zu beantworten, nämlich

1. Wie sollen wir diese Werke verrichten?
2. Was erlangen wir aufgrund dieser Werke?

Erstens: Wie sollen wir die Werke der Barmherzigkeit verrichten? Wir sollen diese Werke so verrichten, daß wir keinen Lohn von Menschen suchen. Wir sollen sie also nicht in der Absicht tun, von den Menschen gesehen und gelobt zu werden, oder in der Absicht, daß die Menschen sie uns wieder vergelten. Nein, „deine linke Hand soll nicht wissen, was die rechte tut,“ d.h. du sollst die Werke der Barmherzigkeit so verrichten, als ob du gar nicht darum wüßtest. Wenn wir Lob von den Menschen suchen, dann erfüllt sich an uns das Wort des Heilandes: „Ihr habt eueren Lohn schon davon,“ nämlich von den Menschen. Ihr braucht also keinen göttlichen Lohn mehr zu erwarten. Und wenn wir nur denen Gutes tun, von denen wir ebenfalls wieder Gutes erwarten, dann ist das ja nur ein Tauschgeschäft. Nein, wir sollen denjenigen Gutes tun, von denen wir nichts erwarten können, und wir sollen es unbemerkt tun, wie es die Heiligen getan haben. Vom heiligen Bischof Nikolaus wird berichtet, daß er zur Nachtzeit seine Gaben in die Häuser brachte oder durch die Fenster warf. Ebenso wird erzählt von König Wenzel von Böhmen, daß er in die Hütten der Armen zur Nachtzeit ungesehen eingetreten ist, um sie zu beschenken.

Wir sollen die guten Werke tun um Gottes willen, weil wir im Nächsten den Bruder Jesu sehen. „Hast du den Nächsten gesehen, so hast du Gott gesehen,“ schreibt einmal der heilige Clemens von Alexandrien; und die heilige Magdalena von Pazzi hat sogar die Werke der Barmherzigkeit dem Gebet vorgezogen, denn sie sagte: „Wenn ich bete, hilft mir Gott, aber wenn ich Almosen gebe, helfe ich Gott.“ Also wir sollen im Nächsten Christus sehen und ihm dienen, damit sich an uns erfüllt die Verheißung beim letzten Gerichte: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“

Wir sollen die Werke der Barmherzigkeit auch freudigen Sinnes und schnell verrichten, nicht mürrisch. „Einen freudigen Geber hat Gott lieb,“ so heißt es im Evangelium, einen freudigen Geber; also nicht gezwungen, nicht unter dem Druck der dauernden Flehrufe des Armen und des Beladenen, nein, vom eigenen Herzen, aus eigenem Antrieb, und schnell. Wer schnell gibt, gibt doppelt! Also nicht lange zögern, nicht das Almosen in der Hand schwitzen lassen, sondern rasch zur Hilfe bereit sein, heute, und es nicht auf morgen verschieben.

Selbstverständlich dürfen wir uns die Menschen ansehen, denen wir Almosen geben, ob sie bedürftig, und vielleicht auch, ob sie würdig sind. Aber wir sollen hier nicht strenger sein als unser Herr. Lieber fehlen in der Freigebigkeit als fehlen durch Knauserigkeit. Wir dürfen durch Almosen nicht Trunkenbolde und Verschwender ermutigen, natürlich nicht, sonst machen wir uns ja mitschuldig an deren Sünde. Aber dem Sünder dürfen und sollen wir Werke der Barmherzigkeit erweisen.

Wir können nicht allen Menschen helfen. Wem sollen wir dann die Hilfe zuteil werden lassen? Die Heilige Schrift und die Kirchenväter geben uns Auskunft. Im Galaterbrief schreibt der Apostel Paulus:

„Tut Gutes allen, vor allem den Glaubensgenossen!“ Also, wenn wir nicht allen Gutes tun können - das ist ja unmöglich -, dann haben jene, die uns näherstehen, einen Vorzug. So sagt auch der heilige Augustinus: „Wenn du nicht allen helfen kannst, dann springe denen bei, die enger mit dir verbunden sind!“ Das sind sicher zuerst die Blutsverwandten, das sind unsere Nachbarn, das sind unsere Glaubensgenossen, also die mit uns in der einen heiligen katholischen Kirche leben. Wenn wir es ermöglichen können, sollen wir selbstverständlich darüber hinaus allen Menschen Gutes tun. Wir dürfen niemanden ausschließen wegen seiner Rasse oder seiner Nationalität oder wegen seines abweichenden Glaubens.

Vor einigen Jahren, meine lieben Freunde, haben jüdische Kreise einmal untersucht, wer in der Zeit des Dritten Reiches am meisten den Juden, den verfolgten Juden, beigestanden hat. Sie kamen zu dem überraschenden Ergebnis: Am meisten Hilfe hatten die Juden zu erwarten von den praktizierenden Katholiken. Das ist ein Ruhmesblatt für unsere Kirche und für unseren Glauben. Am meisten Hilfe haben den verfolgten Juden die praktizierenden Katholiken geleistet.

Wie sollen wir Werke der Barmherzigkeit verrichten? Das war die erste Frage. Die zweite: Was erlangen wir für die Werke der Barmherzigkeit? Nun, wir erlangen erstens die Vergebung der Sünden. Der schwere Sünder erlangt durch die Werke der Barmherzigkeit die Gnade der Bekehrung. Cornelius, ein heidnischer Hauptmann in Cäsarea, der wegen seiner Freigebigkeit bekannt war, wurde von Gott gewürdigt einer Botschaft des Engels und des Besuches des heiligen Petrus, des Glaubensboten, der ihn zum heiligen Glauben führte. Im vorigen Jahrhundert gab es einen Mann namens Clemens Brentano, der ja als Dichter bekannt ist. Dieser Clemens Brentano war zwar katholisch, aber ganz vom Glauben abgewichen und sittlich verkommen. Er war aber ein freigebiger Mann geblieben; und wir dürfen überzeugt sein, daß diese Freigebigkeit es war, die ihm die Gnaden erwirkt hat, daß er die Katharina Emmerich in Dülmen kennenlernte, diese weise Frau, die wunderbare Weissagungen von sich gegeben hat, und daß er durch diese Frau bekehrt wurde.

Wer nicht in schwerer Sünde ist, der erlangt durch Werke der Barmherzigkeit die Verzeihung der läßlichen Sünden und der Sündenstrafen. „Ich glaube nicht,“ sagt der heilige Hieronymus einmal, „daß jemand, der Werke der Barmherzigkeit verrichtet hat, verloren geht.“ Nein, an ihm wird sich das Wort erfüllen: „Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

Das ist nämlich die zweite Wirkung, der zweite Nutzen, der zweite Gewinn, den man, ohne ihn zu suchen, von Werken der Barmherzigkeit hat. Die Barmherzigen erlangen das ewige Leben. Ihre Werke der Barmherzigkeit werden von Gott in ein Buch eingetragen - das ist bildlich gesprochen -, und sie werden einmal beim Gericht für sie sprechen. Dann werden diejenigen, denen man Gutes getan hat, aufstehen und sagen: „Ja, zu mir war er gut. Mir hat sie geholfen!“ Sie werden dann für uns sprechen und für uns eintreten. Wir geben Zeitliches, und wir empfangen Ewiges. Wir geben Vergängliches, und wir empfangen Unvergängliches. „Gib, was du nicht behalten kannst, damit du empfängst, was du nicht verlieren kannst,“ schreibt einmal in einem wunderbaren Wortspiel der heilige Augustinus.

Der dritte Nutzen vom Almosen: Wir erlangen zeitlichen Gewinn. Das ist ja merkwürdig. Das ist ein erstaunliches Gesetz, daß man, wenn man weggibt, zeitlich gewinnen kann. Aber so ist es. Wer gern freigebig ist um Gottes willen, dem füllt Gott wieder die Hände. Ich könnte Ihnen, meine lieben Freunde, Beispiele, selbsterlebte Beispiele von Menschen erwähnen, die außerordentlich mildtätig und freigebig waren und die mir gestanden haben: „Ich habe kaum etwas weggegeben, dann bekomme ich schon wieder etwas.“ Ja, so ist Gott. Er läßt sich an Großmut nicht übertreffen. Der Knauserige, der alles festhält und der nichts weggibt, dem wird auch niemand etwas geben. Aber derjenige, der unter Verzicht auf eigenes Gut seine Hände und sein Herz dem Nächsten öffnet, dem wird von Gott wiedervergolten.

Schließlich - und das ist die letzte Wirkung - erlangt der Freigebige Erhörung seiner Gebete. Die Almosen und überhaupt jedes Werk der Barmherzigkeit steigen gleichsam wie ein Gebet, wie Weihrauch zu Gott empor und stimmen Gott gnädig, unsere Gebete zu erhören. Das ist von Cornelius bezeugt. „Dein Gebet und dein Almosen sind emporgestiegen,“ heißt es in der Apostelgeschichte. Ja, sie haben sich gleichsam auf Wanderschaft begeben und sind vor den Thron Gottes gekommen und haben dort die Erhörung der Gebete erwirkt.

So wollen wir also, meine lieben Freunde, in dieser vorweihnachtlichen Zeit den heiligen Entschluß fassen, dem Christkinde unsere Vorsätze zu Füßen zu legen, vor allem den Vorsatz, die Werke der Barmherzigkeit zu üben, die geistlichen Werke der Barmherzigkeit und die zeitlichen Werke der Barmherzigkeit. Erinnern wir uns, was einmal ein Heide - ein Heide! -, der Kaiser Titus, gesagt hat. Wenn er einen Tag verbracht hatte, an dem er nichts Gutes getan hatte, dann sagte er: „Diem perdidit - den Tag habe ich verloren.“

Wir wollen keinen Tag verlieren, sondern jeden Tag gewinnen, indem wir die Liebe, von der wir leben, liebend an andere weitergeben.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Venite adoremus

25.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte, zur Feier der Christgeburt Versammelt!

"Es waren da Hirten, die ihre Herde weideten." Es werden schätzungsweise drei, vier, fünf Mann gewesen sein. Die Herde waren vermutlich Schafe. In der Nacht gehen die Raubtiere auf Beute aus. So haben die Hirten ihre Herde in einen Pferch getrieben, den sie aus Dornen angefertigt haben. Sie selbst haben sich eine Hütte aus Zweigen gebaut. Da wachen sie, die heimatlosen Nomaden, bei ihrer Herde. Wegen ihrer unsteten Lebensweise, weil sie die Städte mieden, wegen ihres dauernden Umherziehens, waren die Hirten zu der Zeit, als Jesus geboren wurde, eine Menschenklasse, die man heute als *Outsider* bezeichnen würde, also Menschen, die man mied, denen man nicht traute, denen man Mißtrauen entgegenbrachte, von denen man sich fernhielt. Ihr ruheloses Umherschweifen, ihre - wie es schien - lichtscheue Art erfüllte die Menschen mit Verdacht gegen die ganze Menschenklasse der Hirten.

Aber Gott teilt das Urteil der Menschen nicht. Er sieht nicht die Oberfläche, er schaut in die Tiefe. Und er kannte das Herz dieser Hirten, er wußte, daß sie arme und rauhe, aber ehrliche, anständige, Gott liebende Männer waren, die ihre Blicke zu den Sternen und manches stille Gebet zum Lenker der Sterne emporsandten. So hat er diese Hirten erwählt, die ersten menschlichen Zeugen des Eintritts seines Sohnes in die Welt zu sein. Während sie bei ihrer Herde wachten, erstrahlte ein Licht vor diesen Männern. Licht ist immer Zeichen göttlicher Gegenwart. Wenn in der Heiligen Schrift von Lichterscheinungen die Rede ist, dann ist Gott am Werke, dann sendet er seine Boten oder dann spricht er selbst zu den Menschen. Gott ist Licht, und er wohnt in einem unzugänglichen Lichte, und manchmal bricht dieses Licht in diese irdische Welt ein.

So in jener Nacht, da die Hirten bei ihrer Herde wachten. Eine Lichterscheinung, eine Engelsstimme, eine Gegenwart himmlischer Heerscharen. Die Hirten sind entsetzt, erschreckt, zermalmt, betäubt; deswegen ergeht die Mahnung an sie: Fürchtet euch nicht! Das ist das Normale, daß der Mensch auf Gotteserscheinungen mit Furcht reagiert, denn Gott ist der absolute Herr, der Allgewaltige, der Schöpfer - und der Mensch ein Geschöpf. Und wenn er, der schuldbeladene Erdenpilger, in die Nähe Gottes gerät, dann muß er sich fürchten.

"Fürchtet euch nicht!" So sagt der Engelsbote. Ich komme nicht als Kündler der Gerichte, ich komme als Bote der Freude. "Ich verkünde euch eine große Freude, die euch und allem Volke bereitet ist: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!"

Jedes dieser kostbaren Worte, meine lieben Freunde, ist inhaltsschwer. Heute! Heute ist euch der Heiland geboren. Also nicht ein immerwährendes Gezeugtwerden und Sterben wie in den Kulte von Isis und Osiris, nicht eine Nachahmung natürlicher Begebenheiten, sondern ein geschichtliches Ereignis wird verkündigt. Heute! Heute ist der Tag oder vielmehr die Nacht, auf die Generationen von Propheten und Sehern gewartet haben, jener Tag, den die Väter jahrhundertlang herbeigesehnt, auf den sie geharrt haben: Heute!

Und dieses "Heute" ist unvergänglich. Wenn es einmal geschehen ist, dann ist es für immer geschehen. So ist darauf zu achten, daß, wenn dieser Knabe, der heute geboren wird, einmal heranwächst, immer wieder von heute die Rede ist. Das "Heute" der heiligen Nacht weitet sich gleichsam aus. Wenn der zum Mann gewordene Jesus als ein müder Pilger in Jericho einzieht und den Zachäus

auf dem Baume sitzen sieht, da wird er sagen: "*Heute* ist diesem Hause Heil widerfahren," dem Hause des Zachäus, in das er einkehren will. Heute! Und wenn er in der Synagoge zu Nazareth die Schriftrolle in die Hand nimmt und vorliest: "Dazu bin ich gesandt, Armen die Frohbotschaft zu künden, Gefangenen Befreiung, Blinden das Augenlicht, auszurufen ein Jahr des Herrn," wenn er das sagt, dann fügt er hinzu: "*Heute* ist diese Schrift in Erfüllung gegangen." Und wenn dieser Mann, der jetzt als ein Kindlein in der Krippe liegt, einmal am Kreuze hängen wird und die Sonne sich verfinstert, aber es Licht wird im Herzen eines armen Verbrechers, da wird er wieder sagen: "*Heute* noch! *Heute* noch wirst du bei mir im Paradiese sein!"

Wahrhaftig, was ist das für ein Tag, dieses Heute! Heute ist euch der Heiland geboren. Euch geringgeschätzten, euch verachteten, euch ausgestoßenen Hirten, euch ist er geboren!

Freilich sind sie nur die Repräsentanten, die Vertreter ihres Volkes und aller Völker, an die sich diese Botschaft richtet, aber sie sind die *erwählten* Repräsentanten, sie sind die von Gott ausgesuchten Vertreter. Euch ist heute der Heiland geboren, und ihr seid die ersten Zeugen dieser Geburt. Euch! Da klingt schon an der Grundakkord, der durch das ganze Leben dieses Mannes von Nazareth hallen wird. *Pro vobis!* Alles, was er tun und was er leiden wird - *pro vobis* - für euch! Für euch! Er ist nicht gekommen, sich selbst zu erlösen, sondern andere. Für euch! Er ist nicht gekommen, für sich selbst eine Strafe am Kreuze abzubüßen, sondern für euch - *pro vobis*. *Pro vobis!* So heißt es gleichsam durch das ganze Leben Jesu hindurch hallend: Für euch tut und leidet er alles, was er tut und leidet. Er ist ein Mensch für andere - er ist der Erlöser!

Euch ist heute in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr. Das ist nun der Gipfel. Meine lieben Freunde, drei inhaltsschwere Bezeichnungen für den Neugeborenen: Heiland, Christus, Herr. Drei Titel, die nicht Menschen erfunden haben, sondern die Gott ihm auferlegt hat, die seine Wesensart bezeichnen. Das ist nicht Schall und Rauch, sondern das ist Ausdruck seiner Natur. Heiland, Christus, Herr. *Heiland!* Das ist das hebräische "Jeschua", griechisch "Soter". Heiland bedeutet, daß der gekommen ist, der das Heil bringt, der die Heilszeit eröffnet. Und er bringt das Heil, und er eröffnet die Heilszeit, weil er selber das Heil ist. Er ist der Heilige, der andere heiligen kann, deswegen ist er der Heiland. "Jeschua", "Soter".

Er ist der *Christus!* Christus ist ein griechisches Wort und heißt "der Gesalbte". Das entsprechende hebräische Wort heißt Maschiach oder, wie wir es gewohnt sind, zu sprechen: Messias. Messias und Christus ist dasselbe, das eine ist eben hebräisch bzw. aramäisch, das andere ist griechisch bzw. lateinisch. Er ist der Gesalbte! Ja, was bedeutet denn diese Salbung? Wir haben es eben aus der Stelle bei Isaias gehört: "Der Herr hat mich gesalbt." Er salbt ihn mit Heiligem Geiste. Er stattet ihn aus mit seinem Geiste. "Darum wird auch das Heilige, das aus dir geboren wird, Sohn Gottes genannt werden." Er ist der Messias, aber nicht so einer, wie die in politischen Kategorien denkenden Zeitgenossen Jesu meinten. Er ist der Messias Gottes, der Messiaskönig, der Gottkönig Messias.

Und er ist der Herr! In der hebräischen Bibel - im Alten Testament - wird der Gottesname immer *Jahwe* genannt. Das ist das, was die Sekte der Zeugen Jehovas zu "Jehova" gemacht hat. "Jahwe" ist die hebräische Bezeichnung für Gott. Aber in der griechischen Übersetzung dieser Bibel wird immer da, wo "Jahwe" steht, das griechische Wort *Kyrios* eingesetzt. Über sechstausend Mal haben die Septuaginta, die siebenzig Übersetzer der hebräischen Bibel, an der Stelle, wo im Hebräischen "Jahwe" steht, *Kyrios* eingesetzt. *Kyrios* ist also im Alten Testament - im griechischen Alten Testament - Gottesname. Wenn jetzt dieser Gottesname von dem Knaben, der da im Futtertrog liegt, ausgesagt wird, dann ist ohne weiteres klar, daß Gott selber auf die Erde kommt, daß der *Kyrios* Mensch geworden ist. Also: Wenn dieser Neugeborene als "Herr" bezeichnet wird, dann deswegen, weil Weltherrschaft auf seinen Schultern liegt. "Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht die Weltherrschaft!"

Diese dreifache Bezeichnung des neugeborenen Knaben reißt den Hirten Horizonte auf, die für sie unfaßlich, unbegreiflich sind. Deswegen, um die Glaubwürdigkeit zu sichern, gibt ihnen Gott durch den Engel ein Zeichen, eine Beglaubigung, ein Gewißheitszeugnis. Und was ist das für ein Zeichen? "Ihr werdet ein Kind finden, in Windeln gewickelt, das in einer Krippe liegt." "Ach je", hätten da manche, hätten die klugen und weisen Theologen der damaligen Zeit gesagt, "ach je, was ist das ein Zeichen? Das ist garnichts, das ist ganz unglaubwürdig, das ist ganz schleierhaft. Was ist das für ein

kümmertliches Zeichen?" Denn sie erwarteten das Auftreten des Messias in ganz anderer Weise. Sie nahmen an, der Messias würde, wenn er kommt, auf einem weißen Roß an der Spitze einer Armee sieghaft in Jerusalem einziehen, das "Schwein", so bezeichnete man die Römer, aus dem Lande fegen und das davidische Königtum erneuern.

Nein, Gott macht die Gedanken der Menschen zunichte. "Das wird euch zum Zeichen sein: Ihr werdet ein Kindlein finden, das in einer Krippe liegt und in Windeln gehüllt ist." Jetzt beginnt die Bewährung dieser Männer auf den Halden von Bethlehem. Sie trauen dem Engel, sie glauben. "Laßt uns hingehen und sehen, was geschehen ist und was der Herr uns kundgetan hat!" Sie glauben der Erscheinung. "Laßt uns hingehen!" Das ist der Ausdruck des Glaubens. "Laßt uns hingehen!" Das ist der Appell der Zuversicht. "Laßt uns hingehen!" Das ist die demütige Unterwerfung unter Gottes Botschaft. Laßt uns hingehen! *Transeamus!* Wir wollen hingehen und sehen, was Gott uns bereitet hat.

Und so machen sie sich auf, lassen ihr ganzes Eigentum im Stich, ihre Herde, schutzlos ausgeliefert dem Wolf. Sie eilen, sie laufen zu diesem Stall, zu dieser Höhle. Und siehe da, sie finden, was sie suchen. Sie finden ein Kind, das in einem Futtertrog der Tiere liegt. Sie finden Maria und Josef. Und noch einmal zeigt sich ihre Größe: Sie fallen nieder, und sie beten an! Sie glauben, und sie ziehen die Folgerung aus ihrem Glauben. Wenn Gott auf Erden erscheint, dann muß man von der stehenden Haltung ablassen, da muß man niederfallen und anbeten.

Und sie schweigen nicht von dem, was sie erfahren haben. Sie künden es, ihre Erscheinung, ihre Erfahrung, ihre Überzeugung. Und es verbreitet sich die Kunde davon in der ganzen Gegend: "Heute ist euch der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!" Das ist der Ruf, der weitergeht. Das ist der Ruf, der auch in die Ohren der Gegenwart klingt: "Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr!"

An uns ist es, meine lieben Freunde, diesen Ruf aufzunehmen, ihn aufzunehmen wie die Hirten und zu sagen: Kommt, laßt uns hingehen, laßt uns ihn anbeten und verehren! Laßt uns ihm danken, daß er gekommen ist, der Weltkämpfer, der Weltarbeiter, daß er eingetreten ist in seine Arena, in seine Kampfstätte, und daß er jetzt seinen Weg gehen wird pro nobis! Pro nobis - immer nur für uns, bis er alles vollendet hat, dieser Erlöser, dieser Heiland der Welt.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Erster Blutzeuge Stephanus

26.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

In Bayern stehen 170 Stephanus-Kirchen, und in Mainz sind es ihrer allein zwei. St. Stephan in der Innenstadt und St. Stephan in Gonsenheim. Es gibt viele Orte, die mit „Stephan“ gebildet sind, Stephansberg, Stephanskirchen, Weihenstephan. Viele Menschen, Männer und Frauen, tragen den Namen Stephan oder Stephanie oder Steffen. Diese Häufigkeit des Stephanusnamens deutet auf eine besondere Verehrung hin. Und in der Tat ist der Erzmartyrer, d.h. der erste, der Proto-Martyrer. Protos ist ein griechisches Wort und heißt „der Erste“ -, der erste Martyrer Stephanus von der Kirche von Anfang an besonders hochgeschätzt worden. Die Apostelgeschichte widmet ihm zwei Kapitel. Die Stephanusverehrung hat auch viele merkwürdige Blüten hervorgebracht. So war es z.B. an vielen Orten üblich, am Stephanustage die Pferde zu segnen. Es wurde ein Umritt um die Kirchen gemacht, ja manchmal wurden die Tiere sogar in die Kirche eingeführt und dort gesegnet. Es wurde der „Stephanushafer“ geweiht, der den Tieren gegeben wurde. Der Volksbrauch hat sich dieser Gestalt mit besonderer Liebe bemächtigt. Viele Stände haben sich den Stephanus als Patron gewählt. Verständlich bei den Steinmetzen; denn mit Steinen wurde Stephanus zu Tode gebracht. Aber auch andere Stände, wie die Maurer, die Böttcher, die Kutscher, ja sogar die Schüler haben sich Stephanus zum Patron gewählt.

Ist das nun Folklore, also Volksbrauch, der sich an eine historische Gestalt anknüpft, oder besitzt Stephanus auch eine kirchliche, eine kirchengeschichtliche, eine theologische Bedeutung? Ja, das ist der Fall. Stephanus, sein Leben und Sterben, bedeutet eine dreifache Wende in der Urgemeinde, in der Urkirche. Aus seiner Verteidigungsrede, die er vor dem Hohen Rat in Jerusalem hielt, können wir entnehmen, daß er ein theologisch beschlagener, geschulter Mann war, dem der ganze Ernst des Überganges vom Judentum zum Christentum geläufig war. Er hat es deutlich und ohne Zögern ausgesprochen: Der Alte Bund hat ein Ende, er ist abgelöst durch den Neuen. Es gibt keine Weitergeltung des Gesetzes mehr als Heilsfaktor, sondern das Gesetz ist überwunden durch den Heilsbringer Jesus Christus. Natürlich bleiben die sittlichen Bestandteile des alttestamentlichen Gesetzes bestehen, also etwa die 10 Gebote. Daran wird nicht gerüttelt, aber das Heil gewinnt man nicht, indem man minutiös die Satzungen des Alten Bundes erfüllt, sondern das Heil gewinnt man, indem man sich im Glauben an Jesus Christus anschließt. Er ist der Heilsbringer, er ist der Name, der einzige Name, in dem den Menschen Heil zukommt. Diese Wende hat Stephanus mit äußerster Schärfe ausgesprochen, und infolgedessen lautete die Anklage gegen ihn: Er hetzt das Volk auf gegen die heilige Stätte und das Gesetz. Die heilige Stätte ist natürlich der Tempel. Und von diesem Tempel sagt Stephanus: Der Schöpfer der Welt wohnt nicht in Häusern, die von Menschenhand geschaffen sind.

Und so hat sich aus dieser ersten Wende gleich die zweite entwickelt, nämlich: Es ist aus dem Zeugnis für Christus mit dem Wort das Zeugnis für ihn mit dem Blute geworden. Stephanus mußte seine freimütige Verkündigung teuer bezahlen. Es wurde ein Verfahren gegen ihn eröffnet, das freilich nicht gerichtsförmig verlief. Er galt als Lästere, als Gotteslästere, und auf Gotteslästere stand die Strafe der Steinigung, wie der Mischna-Traktat Sanhedrin uns wissen läßt. Und so wurde Stephanus vor der Stadt mit Steinen zu Tode geworfen.

Ein entsetzliches Sterben, wenn man bedenkt, daß ein Stein zunächst keine sehr schwere Verwundung hervorruft. Es müssen schon viele Steine das Haupt treffen, es muß jemand unter Steinen begraben werden, ehe er auf diese Weise stirbt; also ein grausames Sterben. Aber dieses Sterben war für

den Erstmartyrer nicht Anlaß, gegen seine Verfolger zu wüten. Er hat sie nicht beschimpft und verurteilt und verdammt, er hat für sie gebetet: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Und er hat so gezeigt, wie die Anhänger Jesu sterben müssen, in Ergebenheit gegen Gott: „Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!“ und in Frieden mit den Menschen: „Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an!“ Das ist also die zweite Wende. Es wird künftig das Gesetz des Christentums bleiben, das Gesetz, das mit Stephanus beginnt. Für das Christentum zeugt man nicht nur mit Worten, auch nicht nur mit dem Leben, für das Christentum zeugt man auch mit dem Tode, mit dem Sterben, erforderlichenfalls mit dem Martyrium.

Selbstverständlich haben die Feinde des Christentums allezeit versucht, zu vermeiden, daß die von ihnen verfolgten Christen als Zeugen des Glaubens, als Martyrer, erschienen. Sie haben andere Anklagegegenstände vorgebracht als das Bekenntnis zum Christentum, um auf diese Weise die Anhänger des Christentums zu diffamieren. So hat man den ersten Christen vorgeworfen, sie hielten thyrerische Mahlzeiten, sie würden kleine Kinder schlachten, sie mit Mehl bestreuen und dann essen. Mit solchen Verleumdungen hat man das leichtgläubige Volk in die Irre geführt, und so kam es dann zu Pogromen, Anklagen und Verurteilungen gegen die Christen. Das ist die zweite Wende, die Wende vom Lebens- zum Todeszeugnis für Christus.

Die dritte Wende besteht darin, daß viele Christen angesichts der ausbrechenden Verfolgung aus Jerusalem flüchteten, zunächst nach Judäa und Samaria, also in die angrenzenden Gebiete, und daß diese Flucht providentiell wurde. Die Vorsehung Gottes bediente sich der Flucht der Anhänger Jesu, um das Christentum über Jerusalem hinaus zu verbreiten. Denn die geflüchteten Christen hörten ja nicht auf, Christen zu sein. Sie haben vielmehr dort, wo sie jetzt weilten, den Samen der Glaubens weiter ausgestreut, ja, sie haben den Samen über das Judentum hinaus an Nichtjuden weitergegeben. Samaria galt als halb oder ganz heidnisch. Da waren durch die babylonischen Eroberer fremde, heidnische Leute angesiedelt worden. Und so ist das Evangelium jetzt über Jerusalem hinaus zu anderen Juden, aber auch über die Juden hinaus zu Heiden gedrungen.

An diesem Beispiel sieht man, an diesem Beispiel, wie Gott die Gedanken und Taten der Menschen lenkt. Die Feinde meinten, das Christentum tödlich zu treffen, indem sie die Verfolgung ins Werk setzten und die Gläubigen vertrieben oder zur Flucht veranlaßten. Gott aber bediente sich dieser heimatlos gewordenen Männer und Frauen, um das Christentum draußen außerhalb der heiligen Stadt, zu verbreiten. Das ist die dritte Wende gewesen, die Wende der Mission über das Judentum hinaus zu den Heiden, in die ganze Welt, bis an die Grenzen der Erde.

Das also, meine lieben Freunde, ist die dreifache Bedeutung des Stephanus. Er ist nicht nur ein Mann der Folklore; er ist ein großer Theologe, klar wie ein Kristall, hart wie ein Diamant. Er ist ein Mann der ersten Stunde, ein begeisterter Seher, mit visionärer Kraft begabt. „Ich sehe den Himmel offen und Jesus stehen zur Rechten Gottes.“ Stehen! Warum steht er denn? Weil er sich erhoben hat, um seinen Martyrer aufzunehmen, um ihn zu begrüßen, um ihn zu empfangen. Deswegen sitzt er nicht mehr, wie wir sonst sagen, zu Rechten Gottes, er steht. Sein Martyrer wird von ihm heimgeleitet in die Herrlichkeit des Vaters. Stephanus heißt übersetzt „Kranz“. Und dieser Stephanus hat den Kranz, den Siegeskranz des ewigen Lebens wahrhaft gewonnen.

Auf den Abbildungen wird er dargestellt mit Steinen und mit einer Palme. Die Steine bedeuten die Marterwerkzeuge, mit denen er getötet wurde. Die Palme deutet den Sieg an, den er errungen hat, die ewige Freude bei Gott, die sein Sterben ihm erwirkt hat.

Rufen wir Stephanus gern und freudig an als den Blutzeugen, den ersten Martyrer für Christus, als den Mann der großen theologischen Wende, als den Initiator der Mission weit über Jerusalem hinaus ins fremde, ins heidnische Land.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Fest der Unschuldigen Kinder

28.12.1986

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen

Geliebte im Herrn!

Seit dem 5. Jahrhundert ist das Fest der Unschuldigen Kinder mit dem Weihnachtsfest verbunden - und das mit Recht; denn diese Kinder sind ja wegen der Geburt des Heilandes um ihr Leben gebracht worden. Es ist eigentlich ein schauererregendes Bild, das uns das heutige Evangelium entrollt. Sehen wir uns einmal die Szene an! Es handelt sich um den Ort Bethlehem. Bethlehem liegt 777 Meter hoch über dem Mittelmeer, 8 Kilometer südlich von Jerusalem, ein Ort, der damals vielleicht 2000 Einwohner gehabt hat. Es ist die Davidsstadt, denn aus dieser Stadt stammt der König David. Es ist der Geburtsort unseres Herrn und Heilandes. Kaiser Konstantin hat über der Geburtsstätte Jesu eine Basilika errichten lassen, die noch heute steht. Das ist die Örtlichkeit. Wie steht es mit der Zeit? Wir befinden uns etwa im Jahre 7. Ja, werden Sie sagen, ist nicht der Herr im Jahre 1 geboren worden? Nein, Christus ist 7 vor Christus geboren. Das hängt damit zusammen, daß derjenige, der die christliche Zeitrechnung geschaffen hat, aufgrund der unvollkommenen astronomischen Mittel sich verrechnet hat. Es handelt sich um den skytischen Mönch Dionysius Exiguus. Er hat im Jahre 525 die heutige, die christliche Zeitrechnung begründet, auf Befehl des Papstes. Vorher hat man andere Zeitrechnungen gehabt, vor allem die „*ab urbe condita*“, nämlich von der Gründung der Stadt Rom. Dieses Ereignis hat man im Jahre 753 oder 754 vor Christus angesetzt, und danach hat man die Jahre gezählt. Oder man rechnete nach den Konsuln. Im Jahre des Consul Varro; im ersten Jahre des Consul Marius. Weil also ein Rechenfehler vorgekommen ist, deswegen müssen wir sagen: Christus ist nicht im Jahre 1 unserer Zeitrechnung geboren, sondern sechs Jahre früher. Wir müssen die Geburt Christi in das Jahr 7 vor Christus legen.

Und zu dieser Zahl stimmt sehr gut der Wunderstern, der die Weisen nach Jerusalem geführt hat. Denn im Jahre 7 v. Chr. gab es ein Himmelszeichen, das nur in mehreren hundert Jahren einmal vorkommt, nämlich die Konjunktion der beiden Planeten Saturn und Jupiter. Was ist eine Konjunktion? Nun, das ist ein Hintereinanderstehen von zwei Sternen, natürlich nur vom Menschen aus gesehen, von der Erde aus betrachtet. Im Jahre 7 war es soweit, daß dreimal in diesem Jahre die beiden Planeten Jupiter und Saturn nur um 1 Grad voneinander abwichen, also fast hintereinander, fast genau hintereinander standen und darum die Lichtwirkung gewaltig vermehrten. Kepler, der große Astronom, hat in dieser Konjunktion nicht den Wunderstern gesehen, sondern das Vorzeichen des Wundersterns; er war ja ein gläubiger Mann. Erst Spätere haben die Konjunktion der beiden Planeten selbst als den Wunderstern, der die Weisen zum Christkind geführt hat, angesehen. Wie immer es auch sein mag: Diese Konjunktion von Jupiter und Saturn ist so selten, etwas so Unerhörtes in der Astronomie, daß sie durchaus geeignet war, die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem zu führen. Das Morgenland ist das Perserreich, also etwa das, was heute Iran und Irak ausmacht. Das ist das Reich des Morgenlandes. „Morgen“ deswegen, weil die Sonne für unsere Sicht im Osten aufgeht, den Morgen begründet.

Diese Zeit nun hatte Herodes von den Weisen erkundet. Er ließ alle Knäblein töten unter zwei Jahren. Ja, warum denn unter zwei Jahren? Nun, die Weisen waren natürlich lange unterwegs. Man rechnet mit einem Weg von mindestens 1.200 Kilometern - mit den damaligen Verkehrsmitteln! Sie werden also etwa 1 Jahr nach der Geburt des Heilandes angekommen sein. Und da man damals nach der Seleukiden-Ära rechnete, fiel die Ankunft schon in das zweite Jahr; denn der Stern war im letzten Monat des 304. Jahres der Seleukiden-Ära erschienen. Er leuchtete also in *zwei* Jahren der damaligen Zeit-

rechnung, im 304. und im 305. Jahr. Deswegen die Vorsicht des Herodes bei seinem Mordbefehl. Er ließ alle Knäblein bis zu zwei Jahren töten. Da mußte der Jesusknabe, so rechnete er sich aus, bestimmt dabei sein. Das ist also die Zeit. Und jetzt die Personen.

Wer war dieser Herodes? Das ist nicht etwa derselbe Herodes, der den Heiland am Ende seines Lebens einmal einem Verhör unterwerfen wollte. Das ist ein anderer Herodes, das ist Herodes Agrippa. Nein, der Herodes, der bei der Geburt Jesu regierte, ist der sogenannte Herodes der Große. Der Große - nun, er war tatsächlich ein befähigter Herrscher, aber auch ein grausamer, ein tückischer und ein gewalttätiger Mann. Im Jahre 37 v.Chr. kam er zur Regierung und regierte bis zum Jahre 4 v.Chr. Schon daraus können wir sehen, daß Jesus Christus vor Beginn unserer Zeitrechnung geboren sein muß, denn er ist ja zur Zeit des Herodes geboren, und der ist schon 4 v.Chr. gestorben.

Dieser Herodes also regierte über ein großes Reich. Das Reich dehnte sich aus bis vor die Tore von Damaskus und im Süden bis an den Rand von Ägypten. Er war ein prachtliebender, ein genialer Herrscher, der seine Macht zu festigen wußte durch ein System von Festungen, die teilweise noch heute in den Ruinen zu sehen sind. Er stand sich gut mit Rom, der damaligen Weltmacht. Er hatte im eigenen Lande durch drakonische Maßnahmen Ordnung geschaffen, er suchte sein Volk wirtschaftlich zu fördern und zu Wohlstand zu bringen. Aber er war ein grausamer Mann. So weiß man, daß er zwei seiner Söhne umbringen ließ, und mit ihnen dreihundert Soldaten. Der Kaiser Augustus, der damals in Rom regierte und davon hörte, hat sich in einem trefflichen Wortspiel dazu geäußert. Er sagte: „Es ist besser, ein Schwein (yos - griechisch) des Herodes zu sein als ein Sohn (kyos)“. Diesem Herodes war viel Böses zuzutrauen. Er ließ 6.000 Pharisäer gefangennehmen, weil sie den Treueid auf den Kaiser verweigerten, und ein Blutbad unter ihnen anrichteten. Es ist deswegen lächerlich, die Geschichtlichkeit dieses Ereignisses von Bethlehem zu bestreiten.

Es können schätzungsweise zwanzig Knäblein gewesen sein, die dort ums Leben kamen, denn bei der geringen Bevölkerungszahl ist ja eine höhere Zahl gar nicht möglich. Etwa zwanzig Knäblein dürften seinem Mordbefehl zum Opfer gefallen sein. Aber der eine, den er treffen wollte, war nicht dabei. Josef, durch ein göttliches Zeichen gewarnt, brach auf nach Ägypten. Warum denn nach Ägypten? Ägypten war in der Antike immer der Zufluchtsort für verfolgte Juden. Wir wissen aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., daß es in Assuan, wo heute der große Staudamm steht, eine jüdische Kolonie gab. Man rechnete zur Zeit Jesu mit etwa einer Million Juden in Ägypten, davon allein 200.000 in der Stadt Alexandria. Es gab sogar in Ägypten einen jüdischen Tempel. Im Jahre 160 v. Chr. war der Hohepriester Onias IV. vor den Syrern nach Ägypten geflohen und hatte dort in der Stadt Leontopolis einen Tempel nach dem Muster des Tempels in Jerusalem errichten lassen. Darin wurden Opfer dargebracht bis zum Jahre 73 n. Chr., wo der Tempel zerstört wurde.

Nach Ägypten also ist Josef mit Maria und dem Heiland geflüchtet, weil das die alte Fluchtroute war für alle in Palästina Verfolgten.

Wir sehen, der Heiland tritt unter großen Zeichen der Natur und der Übernatur in diese Welt ein, aber er zieht auch eine Blutspur nach sich. Hier mußten unschuldige Knäblein dem Mordbefehl des grausamen Tyrannen Herodes zum Opfer fallen, weil das Kind gesucht wurde. Nicht umsonst heißt es in der Heiligen Schrift: „Herodes erschrak und ganz Jerusalem mit ihm.“ Denn da war ein Thronprätendent, wie er meinte, der ihm seinen Thron streitig machte. Und wenn Herodes erschrak, dann erschrak die ganze Stadt mit ihm; denn überall waren seine Spione und Spitzel, und man kannte seine harte Hand. Also eine Blutspur zieht der Heiland tatsächlich nach sich, und so ist es durch sein ganzes Leben und auch nach seiner Himmelfahrt geblieben. Immer haben Martyrer für den Herrn durch ihr Sterben das Zeugnis ablegen müssen. Er selbst ist ja eines grausamen Todes gestorben.

Meine lieben Christen, das ist ein tiefes Rätsel. Am vergangenen Sonntag fragte mich eine Dame: „Wissen Sie, ich habe Glaubenszweifel. Wie ist es möglich, daß der gute Gott seinen Sohn in ein grausames Todesgeschehen hineingegeben hat? Wie ist das möglich?“ Ich habe ihr geantwortet: „Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen. Es gab einmal in Deutschland einen Mann namens Adolf Hitler. Dieser Mann hat sein ganzes Volk in den Untergang geführt, hat Deutschland in einen Haufen von Schutt und Asche verwandelt. Damals gab es mutige Männer, die sagten: Dieser Mann hat den Tod verdient. Vor ein Gericht kann er nicht gestellt werden, denn er ist ein Diktator. Also muß man ihn töten ohne Gerichtsurteil. So haben sich Männer gefunden, die es auf sich nahmen, diesen Mann zu töten. Sie

meinten, damit ein Urteil zu vollstrecken, das der gesunde Teil des Volkes schon längst gesprochen hatte. Einer von diesen Männern war ein Freiherr von Klein. Er wollte eine Bombe an seinem Leibe tragen, mit ihr Hitler umarmen und dabei die Bombe zünden, um - mit Hitler natürlich - sich selbst in die Luft zu sprengen. Als er diesen Plan gefaßt hatte, ging er zu seinem Vater, und er fragte den Vater: 'Vater, was meinst du, soll ich das tun? Darf ich das tun?' Der Vater war damit vor eine schwierige Entscheidung gestellt. Er konnte und wollte es nicht so machen wie andere, wie die Weizsäckers usw., die sich dem Regime nicht entgegenstellten. Nein, der Vater sagte: 'Mein Sohn, tu das! Opfere dich für Deutschland!' Sehen Sie, sagte ich dieser Frau am vergangenen Sonntag, ein irdischer Vater hat zugelassen, daß sein Sohn, sein leiblicher Sohn bereit war, sich zu opfern für das ganze Volk. Sollte die Liebe zum Volk, die aus der Haltung dieses Vaters spricht, nicht erst recht dem ewigen Vater im Himmel möglich sein, daß er, um eine ganze Menschheit zu retten, seinen Sohn in den Tod dahingab?'

Ja, so ist es! Den Knecht zu erlösen, gab er den Sohn in den Tod. Und das ist die Botschaft der Unschuldigen Kinder, daß eben viele Unschuldige mit diesem Unschuldigen leiden und sterben müssen, daß sie durch ihr Sterben für ihn zeugen, daß sie durch ihr Sterben seine Macht und seine Herrlichkeit künden, freilich nicht vergeblich und ohne Aussicht. Denen, die alles geben um Christi, um Gottes willen, denen ist eine Seligkeit bereitet, die kein Auge gesehen, die kein Ohr gehört und die in keines Menschen Herz gedrungen ist.

Amen.